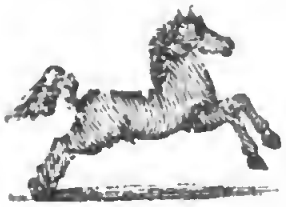
VITT. EMANUELE III

FONDO PROVINCIA

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
1
B
19
BIBLIOTECA M. RIPA

NAZIONALE
B. Prov.
XXIV
203
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

LIOTECA PROVINCIALE



madio
Palchetto
Num.° d' ordine

1-03-19

B. Prov. XVIII. 203

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Karl von Preußen

ehrerbietigst zugeeignet.

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Prinz und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit gnädige Erlaubniß, Ihren Namen dieſem Buche vorzuſetzen, darf ich zunächſt dem regen Antheil verdanken, welchen Ew. Königliche Hoheit der vaterländiſchen Geſchichte widmen, und durch eigne, ihr zugewendete Forſchungen bethätigen; doppelt aber muß ich es als eine bezeichnungsvolle Gunſt erkennen, das meinem Wunſche gewährt wird, grade den hier geſchilderten Kriegshelden in den Schutz eines Königlichen Prinzen zu ſtellen, deſſen edler Sinn eine ſolche Geſtalt zu würdigen und die unglücklichen Widerſtreite jener Vergangenheit in hochſtehender Betrachtung billig auszugleichen vermag!

Geruhen Ew. Königliche Hoheit mit dieſen Blättern zugleich den öffentlichen Ausdruck der tiefſten Verehrung und Ergebenheit zu empfangen, in deren beeiferter Darbringung ich gehorſamſt verharre

Ew. Königlichen Hoheit

Berlin, den 24. März 1836.

unterthänigſter

Varnhagen von Enſe.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zwölfter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

Gh9942

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Dritte vermehrte Auflage.

Sechster Theil.

General Hans Karl von Winterfeldt. Feldmarschall Graf von Schwerin.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1873.

Digitized by Google

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

DI

Inhalt.

Seite

General Hans Karl von Winterfeldt..... 1

Feldmarschall Graf von Schwerin..... 137

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel..... 307

General Hans Karl von Winterfeldt.

Die Thaten Friedrichs des Großen darzustellen, liegt außerhalb des Zweckes, den wir uns bei diesen Denkmalen vorgesetzt. Schon hat auch die kundige und treue Hand von Preuß jener Aufgabe, ihrer jetzt möglichen Fassung nach, durch das schätzbarste Werk genügt, und allgemeinen Dank erworben. Jedoch leuchtet die glänzende Bahn des großen Königs uns hier wenigstens in dem Wiederscheine seiner Feldherren, von welchen wir die beiden unvergleichbar hervorragendsten, Winterfeldt und Seydlitz, unsrer Bilderreihe anschließen.

Hans Karl von Winterfeldt wurde geboren den 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern, aus einem alten Ritterstamme, dessen Zweige sich von der Priegnitz und Uckermarck nach Pommern, Mecklenburg und Holstein, so wie nach Preußen und Schlesien, frühzeitig ausgebreitet, und zu bedeutendem Besitz und Ansehen befestigt hatten. Der Vater, Jürgen Friedrich, hatte Universitäten besucht, darauf Kriegsdienste genommen, bald aber das Landleben erwählt; er galt für einen klugen und vermögenden Mann, der theils durch Erbschaft, theils durch Ankauf, einmal zehn Güter zusammen besaß, deren er jedoch einige dann wieder veräußerte. Er war zweimal verheirathet, und hatte von seiner ersten Frau nur eine Tochter, von seiner zweiten, Christina Elisabeth von Malzahn, aber vier Söhne und vier Töchter. Hans Karl, nach alter Sitte beide Namen ungetrennt führend, mit Betonung des ersten, war von diesen Geschwistern der Erstgeborne. Seine frühste Jugend verlebte er in Schmarsow, dem ansehnlichsten Gute des Vaters, wohin dieser, sobald er es erworben, seinen Wohnsitz verlegt hatte.

Das Leben in freier Luft, in ländlicher Wirklichkeit, deren

Genüsse und Entbehrungen für den Junker und die Bauerknaben wenig verschieden sein mochten, half ihn zu der gesunden Stärke und freien Rüstigkeit ausbilden, welche den groß und kräftig herangewachsenen, kernfesten und gewandten Jüngling in der Folge auszeichnete. Die Sorgfalt, welche sein begünstigter Stand auch in Betreff der Erziehung damals ansprechen konnte, war keineswegs ausgeschlossen, doch allerdings auf ein nur geringes Maß beschränkt. Es wurden Hauslehrer in Schmarsow gehalten; doch zu den vielen Kindern, auf dem entlegenen pommerschen Dorfe, bei gewiß ärmlicher Bezahlung, werden schwerlich andere als die nothdürftigsten Informatoren sich gemeldet haben. In der Religion unterrichtete ein Kandidat aus Halle, Namens Knape, der die strengste Frömmigkeit bei seinen Zöglingen einführte, und besonders eine Menge geistlicher Sprüche in Gebrauch setzte, die er für jeden Anlaß vorräthig hatte. Sein Bemühen aber wurde gehemmt durch den Erfolg selber, der einst ungelegen in allzugroßer Wirkung hervortrat. Als nämlich eines Tages in Schmarsow Gäste zu Tisch waren, mit denen der Vater von mancherlei Kriegsereignissen und auch von Festungen und deren Eroberung sprach, fiel einer der Knaben unerwartet mit den Worten ein: „Festungen zu erobern mag wohl schwer sein, aber den Himmel zu erobern halte ich doch noch schwerer.“ Man sah den Knaben erstaunt an, und der Vater fragte ihn: „Und wie willst du denn den Himmel erobern?“ — „Durch meine Bußthränen,“ war die Antwort. Der Vater aber verhehlte sein Mißfallen nicht, und rief: „Junge, werde mir kein Kopfhänger, wie der Baron Canstein!“ Dieser bußfrommen Richtung wurde nun wohl Einhalt gethan, auch der genannte Lehrer wahrscheinlich bald entfernt, indessen war doch sein Unterricht nach langer Zeit noch nicht ganz verklungen, und seine geistlichen Sprüche hatten sich in Hans Karls Gedächtniß so fest eingeprägt, daß dieser späterhin, als er in Potsdam dem weltlich-heitersten Lebenskreis angehörte, mit Bezug auf die dort herrschende Freigeisterei scherzend sagen konnte: „Hier hört man nicht viel von Gottes Wort! Wenn nicht zuweilen noch mir ein Knape'sches Sprüchlein einfiel!“

Späterhin wurde der Knabe in die Stadtschule nach Güstrow geschickt, womit die Eltern seine Unterweisung reichlich abgethan glauben mochten, ohne daß wir deßhalb glauben dürfen, ihm sei daraus ein erheblicher Vortheil zugewachsen. Die Strenge der Schulzucht und die Pedanterei des Lehrwesens mußten den frischen Muth abschrecken, den offnen Kopf unbefriedigt lassen, und die Qual des Lateinlernens demjenigen unnütz dünken, der seinen Lebensberuf nicht in gelehrter Laufbahn zu suchen dachte. Die Kenntnisse, durch welche die umgebende Welt beleuchtet, der Blick erweitert, im nahen Ertrag ein entlegener Gewinn vorempfunden wird, lagen damals außer dem Bereich der Schule, und sie mußten, wohl nicht zu ihrem Schaden, auf andere Weise, nach Zufall, und mit Anstrengung, aus dem Leben selbst erworben werden. Daher finden wir keinen Widerspruch darin, daß Winterfeldt im Vaterhaus und auf der Schule des gewöhnlichen Unterrichts genossen, und dennoch in der Folge sich ernstlich beklagt habe, fast aller wissenschaftlicher Bildung zu entbehren. Und wenn sein späterer Kriegskammerad und Freund Warnery von ihm erzählt, er habe selber gesagt, sein eigentlicher Lehrer sei ein alter Grenadier-Unteroffizier gewesen, so stimmt auch dies recht wohl zu dem Obigen, denn an solchen Kenntnissen, welche dem aufstrebenden Jünglinge reizend, mit seinen eignen Lebensaussichten unmittelbar verbunden, und ihm zunächst brauchbar und förderlich waren, konnte die Erfahrung eines alten Kriegsmannes leicht mehr darbieten, als alle Schulweisheit. Dabei mußte der so durch das Leben Gebildete doch am tiefsten einsehen und vermissen, welch unschätzbare Hülfsmittel seinem Streben und Ausführen ein zweckmäßiger Unterricht würde geliefert haben.

Für Winterfeldt war in seinen Anlagen wie in den Umständen der Familie die Bestimmung zum Kriegsdienste vorgezeichnet. Der Geist des Volkes und die Einrichtungen des Staates erhielten sich vorzugsweise kriegerisch auch unter der Regierung des prachtliebenden Königs Friedrichs des Ersten, und wandten sich ganz in diese Richtung unter seinem strengen Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Ersten. Im Norden

und Osten dauerte der große Krieg fort, welchen Karl der Zwölfte, König von Schweden, gegen seine verbündeten Feinde Rußland, Polen und Sachsen seit dem Anfange des Jahrhunderts mit abwechselndem Erfolge führte, und der Ruhm großer Waffenthaten durchflog die preußischen Länder, deren Lage auch den Kriegsereignissen selbst endlich den Zutritt eröffnete. Noch in späten Jahren freute sich Winterfeldt der jugendlichen Erinnerung, daß er als achtjähriger Knabe russische Truppen, welche über Schwedt den Weg durch die Uckermark nach Pommern nahmen, um dort in Verbindung mit den Preußen die Schweden zu bekämpfen, auf ihrem Durchzuge gesehen, und wie der General Baur mit einem Schwarm Dragoner sich bei Pasewalk gelagert und die Pferde auf die Weide gejagt hatte. Solche Bilder und Eindrücke wirkten fort, und erneuerten sich oftmals. Da Winterfeldt's Vater im Jahre 1720 starb, so wünschte die Mutter um so mehr, die väterliche Aufsicht für den ältesten Sohn durch die militairische zu ersetzen, und in seinem vierzehnten Jahre trat dieser in den Kriegsdienst wirklich ein.

Er diente zuerst als gemeiner Reiter in dem zu Königsberg in Preußen stehenden Kürassierregimente von Waldow, das einem Sohne seines Großoheims, dem General Georg Levin von Winterfeldt, untergeben war. Nach einigen Monaten, in welchen er den untern Dienst gründlich gelernt und geübt, wurde er zum Standartenjunker, und nachdem er dies ein Jahr lang gewesen, zum Kornet befördert. Als solcher kam er bei der nächsten Musterung, welche das Regiment unter den Augen des Königs bestand, in dessen Nähe, wurde wegen seines großen Wuchses und stattlichen Aussehens vortheilhaft bemerkt, und dieser Augenblick entschied seinen künftigen Lebenslauf. Der König nahm ihn von dem Regimente fort, und versetzte ihn als Lieutenant zu seiner Grenadiergarde, zuerst nach Brandenburg, darauf nach Potsdam. Friedrich Wilhelm der Erste liebte bekanntlich riesenhafte Körpergröße, jedoch übersah er deßhalb werthvollere Eigenschaften nicht. Der junge Winterfeldt gefiel ihm nicht weniger durch sein feuriges und kluges Wesen, als durch seine schöne Gestalt; und durch beides vereinigt gewann dieser

so sehr das höchste Wohlgefallen, daß der König ihn täglich sehen wollte, ihn deßhalb zum Adjutanten des Regiments ernannte, und in mannigfachen Angelegenheiten ihm das größte Vertrauen zeigte. Ein solches Verhältniß war bedeutend und folgenreich, aber an Genuß und Annehmlichkeit dabei nicht zu denken; im Gegentheil erforderte dasselbe die unermüdbarste Aufmerksamkeit, die härteste Gewöhnung, die unverdrossenste Selbstverläugnung. Der feste Sinn Winterfeldt's und seine Gewandtheit und Ausdauer bewährten sich trefflich in dieser strengen Schule; er wußte die Meinung und Art des Königs mit sicherem Takt aufzufassen, im Dienst und Exerziren alles Obliegende mit Eifer und ohne Fehl zu leisten, und dem Vertrauen des Königs zu entsprechen, ohne zu schmeicheln, noch jemals den ursprünglichen Abstand außer Acht zu setzen, welchen die Gunst nicht selten so leicht vergessen läßt.

Einen besondern Anlaß zur Auszeichnung seines Lieblings empfing der König in dem Gesuche der Großfürstin Anna, damaligen Regentin und nachherigen Kaiserin von Rußland, welche auf Rath und Betrieb des Feldmarschalls Grafen von Münnich eine Kadettenanstalt und mehrere neue Feldregimenter errichtete, hiebei die Ordnung und Fertigkeit der preußischen Truppen einzuführen wünschte, und dies durch eine Anzahl Unteroffiziere zu bewirken dachte, die sie den König ihr zu überlassen bat. Die Handgriffe, das Marschiren, der Dienst und die Zucht der Gemeinen, wurden als das Wichtigste und Nöthigste des ganzen Heerwesens angesehen, nirgends aber fanden sich diese Erfordernisse so vollkommen ausgebildet, als bei den preußischen Unteroffizieren, welche in diesem Betreff sogar mehr Werth haben mußten, als die Offiziere selbst. Der König willfahrte dem schmeichelhaften Ansinnen, das mit dem Erbieten verbunden war, ihm aus Rußland 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Winterfeldt erhielt im Anfange des Jahres 1732 den Auftrag, die ausgewählten Unteroffiziere nach Sankt Petersburg zu führen, und der Großfürstin vorzustellen. Ein besonderer Grund mußte mitwirken, ihn hiefür auszuersehen: Winterfeldt's Vaterschwester war in dritter Ehe mit dem Grafen von Münnich vermählt, und dieser Lenker der russischen An-

gelegenheiten also auch persönlich durch diese Sendung schmeichelhaft berührt.

Winterfeldt fand am russischen Hofe vielen Beifall, und im Hause seines Oheims die günstigste Aufnahme. Unerwartet entspann sich hier ein Verhältniß, welchem seltnerweise die Umstände zustimmten, und eine erwünschte Wendung so wie ein dauerndes Glück nicht fehlten. Die Gräfin von Münnich hatte aus ihrer ersten Ehe eine zweiundzwanzigjährige Tochter, Juliane von Malzahn, die durch Schönheit und Geist ausgezeichnet als Hofdame bei der Großfürstin Elisabeth, nachherigen Kaiserin, angestellt war. Die beiden jungen Leute, von Vater- und Mutterseite verwandt, gefielen einander, gestanden sich ihre Neigung, die von allen Seiten gebilligt wurde, und sie ertheilten sich gegenseitige Zusagen. Münnich schrieb selbst deßhalb an den König von Preußen, und erbat dessen Zustimmung, die auf die angenehmste Art ertheilt wurde; der König versprach für Winterfeldt auch ferner gnädig zu sorgen, der ihm als Münnich's künftiger Schwiegersohn nur um so werther sein würde. Münnich stattete seine Engels-Julchen, wie er seine Stieftochter nannte, gleich seinen rechten Kindern aus, und gab ihr 10,000 Rubel mit, außerdem durfte sie einen Antheil an Gütern in Mecklenburg und Pommern von Seiten der Mutter noch einst erwarten. Winterfeldt war bereits im Besitze seines väterlichen Erbtheils, und die ganze Verbindung also auch in äußern Mitteln wohlzusammenstimmend. Nur die Großfürstin Elisabeth soll Schwierigkeiten gemacht und ihre Hofdame nicht haben entlassen wollen. Als diese unter der Angabe, ihre Verwandten zu besuchen, nach Preußen zu reisen wünschte, wohin Winterfeldt schon zurückgekehrt war, soll die Prinzessin, andere Absichten ahndend, geäußert haben: „Fast bin ich überzeugt, du kommst nicht wieder;" und als die Betheurungen des Gegentheils nicht fehlten, habe sie hinzugesetzt: „Nun gut, ist es dein Ernst wiederzukommen, so laß mir deine Juwelen zum Unterpfand," wodurch Fräulein von Malzahn in der Nothwendigkeit gewesen sei, einen Schatz von Geschmeide, viele tausend Rubel an Werth, der Prinzessin zu übergeben, und da sie freilich nicht nach Rußland zurückkehrte, sondern

in der Heimath die verabredete Verbindung einging, habe sie dieses Pfand auch nie wiederbekommen, indem alle Gesuche und Aufforderungen deßhalb fruchtlos geblieben. Dies erzählt Retzow, der seine Angabe wohl nicht aus der Luft, aber die des Werthes von mehr als 100,000 Rubeln, den jener Schmuck gehabt haben soll, gewiß zu hoch nahm.

Bei dem Könige blieb Winterfeldt nach wie vor in demselben Verhältnisse. Der Dienst, welchen er zu leisten hatte, und die Gunst, deren er genoß, wurden durch ihre Fortdauer stets vermehrt. Die Wichtigkeit der Werbungen, welche in damaliger Zeit einem Offizier die nächste Gelegenheit boten, den König in seiner entschiedensten Neigung zu befriedigen, und dabei Ehre und Vortheil zu ärnten, ließ auch für Winterfeldt solche Aufträge und Sendungen hin und wieder eintreten; auf längere Zeit aber entbehrte ihn der König nicht gern. Da bald auch der Kronprinz an dem entschlossenen und aufgeweckten jungen Manne Gefallen fand, seinen Umgang suchte und ihm zu trauen schien, so freute sich der König, und billigte und beförderte diese Annäherung, durch welche er seinen Sohn mehr und mehr zu leiten hoffte. Jedoch zwischen den entgegenstrebenden Sinnesarten des Vaters und des Sohnes, nach den gewaltsamen Auftritten, die schon vorgegangen, und bei den fortgesetzten Wirkungen des Mißtrauens und der Scheu, die nicht zu entfernen waren, hatte Winterfeldt eine der schwierigsten Aufgaben, an deren Lösung auch der Geschickteste scheitern konnte. Durch Gradheit und richtiges Maß, durch strenge Selbstbeherrschung und kluges Beachten der Umstände gelang ihm wirklich das fast unglaubliche Ergebniß, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch weder der König noch der Kronprinz mißtrauisch oder unzufrieden wurden, sondern er die Gunst beider unangefochten zugleich besaß, indem er seine zweideutige Rolle, die nur zu oft den Schein der Verstellung oder des Verrathes haben konnte, stets in die höhere des Vermittelns und Begütigens zu verwandeln verstand. Daher, als der König im Jahre 1734 seinen Truppen an den Oberrhein folgte, wo sie im Heere des Kaisers gegen die Franzosen standen, wurde Winterfeldt dem Kronprinzen, welcher noch früher als der

König ebendahin abreiſte, zum beſtändigen Begleiter und Geſellſchafter beigegeben, er und noch ein Lieutenant von Bornſtedt, der ſich ebenfalls durch gute Eigenſchaften auszeichnete. Von Beiden wird gerühmt, daß ihre Gegenwart dem Kronprinzen ſo angenehm als nützlich geweſen, in ernſthaften und vergnügten Geſellſchaften, im Feldlager, auf dem Marſche, und bei ſeinem Aufenthalt in Heilbronn; daß ſie ſtets ſein Wohl und ſeinen Ruhm im Auge gehabt, und den ſtrengen Vorſchriften des Königs gemäß alles Unehrbare und Ueppige entfernt gehalten, ohne den muntern Frohſinn zu unterdrücken, zu dem ihre eigne Jugend wie die des Prinzen gereizt ſein dürfte. Hier auch bekam Winterfeldt, zugleich mit dem Kronprinzen, die erſten Anſchauungen des wirklichen Krieges, eines zwar nur geringen und kraftloſen, da der alte Feldherr Prinz Eugen von Savoyen ſeinem früheren Heldenruhme nicht mehr entſprach, allein die Betrachtungen und Belehrungen, welche der aufmerkſame und nachdenkliche Geiſt hier ſchöpfte, waren darum nicht weniger reich und fruchtbar; beſonders gab das öſterreichiſche Kriegsheer dem Kronprinzen und ſeinen Begleitern nur ſchlimme Eindrücke, welche ſpäterhin verhängnißvoll wurden.

Nach der Rückkehr aus dem Kriege trat Winterfeldt wieder in das vorige Dienſtverhältniß, und mußte meiſt bei dem Könige bleiben, der ihn aber auch gern von dem Kronprinzen wohlgelitten und geſchätzt und geſucht ſah, ſo oft die Gelegenheit ſie zuſammenführte. Der Kronprinz ſcheint über die Anhänglichkeit Winterfeldt's nicht in Zweifel geweſen zu ſein, jedoch deſſen Verhältniß zu dem Könige ſorgfältig geſchont zu haben, ſo daß manche Zuſchauer glauben konnten, jener ſtehe doch beſſer bei dem Vater, als bei dem Sohne. Wir finden übrigens wenig Erwähnenswerthes aus dieſer Zeit angemerkt. Der Kronprinz meldet einmal aus Rheinsberg im September 1737 ſeinem Vater, daß der Lieutenant Winterfeldt auf der Durchreiſe nach ſeinen Gütern gern dort eingeſprochen habe. Ein andermal wird erzählt, der König ſei im Jahre 1739 auf einer Reiſe in Pommern von einer übel ausgefallenen Truppenſchau mißvergnügt und ohne Mittagsmahl weggefahren, nur von dem Fürſten Leopold von

Dessau und von Winterfeldt begleitet, mit denen man ihn nachher in einem Dorfe unter einem Scheunenthor habe sitzen und einige kalte Küche verzehren sehen, womit der Erstere ausgeholfen. Pöllnitz, welcher in den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms dem Kronprinzen nach Rheinsberg regelmäßig berichtete, was jeden Tag in Potsdam vorging, schrieb demselben am 9. April 1740, daß Winterfeldt für einen gewinnreichen Posten in Vorschlag gewesen, allein der König habe gesagt: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reisen nicht missen; es muß einer sein, der hier bleibt;" darauf sei der Hauptmann von Lange vorgezogen worden, und habe 1200 Thaler bewilligt erhalten; Winterfeldt aber zeige sich damit wohlzufrieden, und die Reisen seien ihm ganz recht, nur nicht etwa die in die andere Welt, für die er weder Neigung spüre noch vorbereitet sei. Unter dem 21. Mai meldet Pöllnitz, Winterfeldt leide eben an einem entsetzlichen Blutsturze, den die Unruhe und Anstrengung jener Tage verursacht haben mochte, denn des Königs Zustand war schon einige Zeit bedenklich, und wurde bald hoffnungslos. Der Kronprinz traf von Rheinsberg ein, und war nun täglich um seinen Vater, der am 31. Mai 1740 seinem Leiden erlag.

Das Zutrauen, in welchem Winterfeldt bei dem alten Könige gestanden, zeigte sich noch zuletzt durch die kurz vor dem Tode getroffene Verfügung desselben, wonach jener ausdrücklich unter den sechs Offizieren genannt war, in deren Beisein die Leiche geöffnet werden sollte. Doch war die Frage, wie er bei dem neuen Könige stehen würde, jetzt wichtiger. Dieser aber ließ nicht lange zweifelhaft, daß die Gunst, welche er als Kronprinz ihm bewiesen, nicht eine den Umständen gewidmete, sondern eine auf Ueberlegung und Zuneigung gegründete gewesen. Friedrichs erste Regierungshandlungen zeigten, daß er fester Einsicht mit starkem Willen folge, und so ließ er sich auch nicht abhalten, diejenigen Personen, welche er als tüchtig und brauchbar erkannte, ungewöhnlich zu befördern. Schon am 28. Juni ernannte er drei Flügeladjutanten mit Majorsrang, unter welchen Winterfeldt voranstand, der also vom Lieutenant gleich Stabsoffizier wurde. Sein ganzes Wesen entsprach dieser Auszeichnung,

und die höhere Stellung gab ihm nur mehr Gelegenheit, den noch größeren Umfang seiner Fähigkeiten und seines Berufes darzuthun. Friedrich erkannte, daß dem lebhaften und gewandten Geiste, der raschen Entschlossenheit und Kraft, so wie dem unbegränzten Eifer und der persönlichen Hingebung des jungen Mannes jede Aufgabe zu vertrauen sei.

Noch in demselben Jahre eröffnete sich eine Reihe wichtiger Begebenheiten durch den Tod Kaiser Karls des Sechsten, der am 20. Oktober starb, wodurch in Ermangelung männlicher Nachkommen seine Erbländer an seine Tochter Maria Theresia fielen. Friedrich beschloß, diese Lage der Dinge für seine Ansprüche auf Schlesien zu benutzen, und da seine Forderungen in Wien verworfen wurden, sie mit den Waffen durchzusetzen. Ein Krieg Preußens gegen Oesterreich mußte damals ein unerhörtes Wagniß dünken, und um so mehr schien es nöthig, sich günstiger Umstände dabei zu versichern. Der König hatte die politische Lage der europäischen Mächte wohl erwogen, und durfte sich auf sein starkes und geübtes Heer sicher stützen. Frankreich konnte ihm nicht entgegen sein, England war nach anderer Seite beschäftigt, und als acht Tage nach dem Tode Karls des Sechsten auch in Rußland durch den Tod der Kaiserin Anna eine Veränderung eintrat, schien von dieser Macht ebenfalls kein wirksamer Einspruch zu fürchten. Münnich stand bei der neuen Regentin, Großfürstin Anna, in höchster Gunst und an der Spitze der Staatsgeschäfte. Um ihn ganz zu gewinnen, und das russische Kabinet den preußischen Absichten geneigt zu machen, konnte der König keinen geeignetern Gesandten wählen, als Winterfeldt, der noch im Anfange des Dezembers dahin abreiste, und am 19. dort eintraf. Dem Anscheine nach hatte er bloß die Glückwünsche des Königs für die neue Regentschaft zu überbringen; seine eigentlichen Verhandlungen sollten geheim bleiben. Doch fanden diese, wiewohl er sie durch mitgebrachte Geschenke zweckmäßig unterstützen konnte, anfangs in älteren Gegenwirkungen einigen Widerstand. Der österreichische General Marchese di Botta Adorno war das Jahr zuvor in Berlin gewesen, und von da nach Sankt Petersburg weitergereist, wo er mit großer Geschicklichkeit viele

einflußreiche Große für die Sache Oesterreichs einzunehmen und ihr zu verbinden gewußt hatte. Er glaubte seinen Hof von dieser Seite völlig sichergestellt, und unterzog sich demnach um so argloser einem neuen Auftrage nach Berlin, wo er dem Könige die üblichen Glückwünsche zu dessen Thronbesteigung darbringen, zugleich aber dessen Absichten erforschen und ihn von feindlichen abwenden sollte. Winterfeldt traf in Rußland also nicht diesen Gegner selbst, wohl aber dessen Gewebe, und wie fein und stark die Fäden auch gelegt sein mochten, so wußte er sie doch alle abzulösen oder zu beseitigen. Der gesunde Verstand des Pommers, sagt Friedrich der Große, überbot hier die Schlauheit des Italiäners, und Winterfeldt erlangte durch den Beistand Münnich's nicht nur die Erneuerung des Vertheidigungsbündnisses zwischen Preußen und Rußland, sondern auch die Erhöhung des Hülfsbetrages, der auf 12,000 Mann, das Doppelte der früheren Zahl, bestimmt wurde. Der Vertrag wurde am 27. Dezember unterzeichnet. Mit diesem Erfolge, der für den Augenblick alles gewährte, was nöthig war und sich erlangen ließ, kehrte Winterfeldt von seiner Sendung zurück. Freilich konnte sein Werk nicht lange bestehen, die Gegenparthei regte sich bald wieder, der Marchese di Botta kehrte zurück, und mit Hülfe des sächsischen Gesandten Grafen von Lynar, eines schönen Mannes, der große Gunst bei der Regentin gewann, wußte seine lebhaft eindringliche Thätigkeit allen verlornen Boden wiederzugewinnen, und sogar das Ansehen Münnich's zu untergraben; schon im Mai des folgenden Jahres wandte sich der russische Hof von Preußen ab wieder zu Oesterreich. Münnich erhielt bald nachher den geforderten Abschied, und Rußland zeigte wenigstens den Willen, gegen Preußen feindlich aufzutreten. Inzwischen war die Zeit, wo dies am gefährlichsten gewesen wäre, schon vorüber, und die Ereignisse hatten bereits auf anderem Felde einen entscheidenden Gang genommen.

Gleichzeitig fast mit der Sendung Winterfeldt's nach Sankt Petersburg hatte der König, während er in Wien seine Vorschläge zu friedlicher Ausgleichung durch den dorthin gesandten Obermarschall Grafen von Gotter noch eifrigst

anbringen ließ, den Nachdruck bewaffneten Einschreitens erwählt, und am 23. Dezember sein wohlgerüstetes Heer in Schlesien einrücken lassen. Das Land unterwarf sich größtentheils ohne Gegenwehr; doch behielten die Oesterreicher einige Plätze besetzt, und drohten im Frühjahr mit gesammter Macht wieder vorzudringen. Um den Rücken gesichert zu haben, suchten die Preußen jetzt sich der Festung Groß-Glogau zu bemächtigen, die bisher nur berennt worden war. Winterfeldt war zu rechter Zeit von seiner diplomatischen Sendung zurückgekehrt, und konnte sogleich an den Kriegsthaten Theil nehmen. Ueberall auf den Vortheil des Königs bedacht, und in dessen Sinne thätig, brachte er einen kühnen und fähigen Offizier mit, den gewesenen russischen Hauptmann von Schütz, welchen der König auf Winterfeldt's Empfehlung sogleich als Major und Befehlshaber des neuerrichteten Husarenregiments von Hallosch anstellte. Winterfeldt selbst, an der Spitze eines Grenadierbataillons, zog mit den Truppen, welche der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau führte, vor Glogau. Die Festung wurde in der Nacht auf den 9. März 1741 von fünf Seiten unerwartet angegriffen, und nach einstündigem Gefecht erstürmt. Winterfeldt mit seinem Bataillon, dem eine kleine Schaar Zimmerleute und Grenadiere vorangingen, erzwang den Eingang durch das Prosser Thor. Die Manns-zucht war bei diesen und überhaupt bei den preußischen Truppen so vortrefflich, daß auch die zuerst eingedrungenen in der eroberten Stadt keine Plünderung verübten.

Von Glogau rückte Winterfeldt eilig weiter zu dem Heere des Königs, welches dem österreichischen unter den Befehlen des Feldmarschalls Grafen von Neipperg aus Mähren hervorgedrungenen bei Ohlau entgegenstand. Am 10. April bei Molwitz kam es zu einer Schlacht. Die Preußen griffen an, wiewohl ihre Zahl die geringere, und der Feind besonders an Reiterei ihnen weit überlegen war. Um diesen Vortheil aufzuwiegen, ließ der König in seiner Schlachtordnung die Reiterei durch Fußvolk unterstützen, zwischen die Schwadronen jedes Flügels wurden 2 Grenadierbataillone vertheilt. Der rechte Flügel stand nun in dieser Folge: zuerst 4 Schwadronen, dann die Grenadiere von Bolstern, 3 Schwadronen,

die Grenadiere von Winterfeldt, und wieder 3 Schwadronen. Außerdem aber, weil der Raum dem rechten Flügel nicht gehörige Ausdehnung gestattete, wurden 3 Bataillone des ersten Treffens rückwärts als Flanke gestellt. Der General von der Schulenburg befehligte diesen Flügel, und ließ im Angesichte des Feindes, um einen versäumten Stützpunkt zu gewinnen, seine Schwadronen eine Schwenkung rechts machen; der österreichische General von Römer an der Spitze von 30 Schwadronen benutzte diesen Augenblick, stürmte heran, und warf die preußische Reiterei dieses Flügels in die Flucht. Römer selbst wurde erschossen, auch Schulenburg blieb in einem der folgenden Angriffe; die Schlacht aber schien für die Oesterreicher, deren Fußvolk eilig nachrückte, schon gewonnen. Hier jedoch zeigte sich die Vortrefflichkeit des preußischen Fußvolks. Die beiden Grenadierbataillone, jetzt verlassen und vereinzelt im Felde stehend, blieben unerschüttert; es war keine Zeit, Vierecke zu bilden, aber Winterfeldt ließ mit kaltblütiger Entschlossenheit sein drittes Glied rechtsumkehrt machen, und in die ansprengenden Reiterschaaren feuern, so schlugen die Grenadiere die heftigen Reiterangriffe zurück, machten dann wieder linksum, und pelotonweise feuernd, geordnet und langsam, schlossen sie sich an das übrige Fußvolk an. Auch dieses hielt gegen die feindlichen Truppen aller Waffen kaltblütig Stand, die von den 3 erwähnten Bataillons gebildete Flanke war undurchdringlich, die eignen flüchtigen Schaaren wurden mit Flintenschüssen abgewiesen, die feindlichen nachdringenden durch ein mörderisches Feuer niedergestreckt. Der alte Feldmarschall Graf von Schwerin ließ zuletzt den linken Flügel der Preußen rasch zum Angriff auf die rechte Flanke der Oesterreicher vorrücken, und entschied den Sieg, welchen der König, verwickelt und fortgerissen in die Flucht seiner Reiterei, erst weit vom Schlachtfelde erfuhr. Winterfeldt's Tapferkeit und Ruhm sind in dem Lobe der Truppen, die er führen half, und in der Bewunderung, welche der König diesen zollt, untrennbar aufbewahrt. Er bekam in dieser Schlacht eine Wunde am Fuß, war aber bald geheilt und wieder dienstfähig.

Der König stand bei Molwitz noch längere Zeit im

Lager, und deckte die Belagerung von Brieg, während die Oesterreicher sich bei Neiße wieder sammelten. In dieser Zeit fielen häufige Gefechte zwischen ausgesendeten Partheien vor, wobei die Preußen hauptsächlich ihre Reiterei für den leichten Krieg auszubilden strebten. Eines der bedeutendsten war das am 17. Mai bei dem Dorfe Rothschloß. Winterfeldt, dem der König auch im Felde schon größere Aufträge anvertraute, als sein Rang mit sich brachte, war Tages zuvor mit 600 Husaren und 300 Dragonern zu einem Streifzug ausgerückt, und auf die Nachricht, daß ein feindlicher Schwarm von etwa 1400 Reitern bei Rothschloß große Vorräthe zusammengebracht habe und fortführen wolle, sogleich dorthin aufgebrochen. Am frühen Morgen stieß er auf den Feind, der sich eben zum Abzuge rüstete, nun aber zum Gefecht aufstellte. Schnell mußten die Husaren auf ihn losgehen, und warfen durch ihren raschen Anfall die vorgerückten Schwadronen zurück, die Dragoner sprengten dann zur Seite gegen die Fliehenden an, und ließen ihnen keinen andern Rückweg, als über einen schmalen Damm, auf welchem die Husaren ihnen stürmisch nachsetzten; ein Quergraben, dessen Brücke einbrach, mehrte die Bedrängniß und Verwirrung, über 50 Mann wurden niedergemacht, 106 kriegsgefangen, worunter 2 Stabsoffiziere, der Anführer selbst war in Gefahr gefangen zu werden, und mußte zu Fuß durch den Graben entweichen, jenseits dessen er sich auf ein Husarenpferd warf und davon ritt. Die Flüchtigen wurden in das Gebirge verfolgt, alle Vorräthe erbeutet und in's Lager geführt. Der preußische Verlust betrug nur 7 Mann und 8 Pferde. Dieses glückliche Gefecht machte außerordentliches Aufsehen, und ist auch in der Folge oft besprochen worden, wozu mehrere Umstände besonders beitrugen. Der Husarenoberst von Wurmb war aus mancherlei Verdruß als krank zurückgeblieben, und hatte seine Befehlführung dem Oberstlieutenant von Zieten überlassen, dessen Auszeichnung hier um so größer war, als der Feind von dem Generalmajor von Baronay befehligt wurde, einem der berühmtesten Partheigänger, unter dessen Leitung ehemals am Rhein Zieten selbst seine erste Schule gemacht hatte. Winterfeldt gab dem

Könige so vortheilhaften Bericht von Zieten's Raschheit und Tapferkeit, daß dieser, nach der hierauf bald erfolgten Inruhesetzung des Obersten von Wurmb, nicht nur zum Obersten, sondern auch zum Befehlshaber sämmtlicher Husaren ernannt wurde. Von diesem Zeitpunkt an beginnt eigentlich Zieten's glänzende Bahn, sein Verdienst wird dem Könige bekannt, und Winterfeldt hebt es hervor. Von diesem Zeitpunkt aber beginnt auch die Erkaltung und Feindschaft, welche späterhin Zieten und Winterfeldt mehr und mehr trennte. Die Lebensbeschreiberin Zieten's, bei allem verschwenderischen Lobe, das sie besonders seinem Karakter bei jeder Gelegenheit geben will, läßt uns diesen gegen ihre Absicht gar oft als widerwillig, verschlossen, eifersüchtig und sogar als tückisch erkennen. Er mochte es schon mit Groll ertragen haben, der Leitung eines Majors folgen zu sollen; jemehr seine Beförderung und sein Ruhm glänzten, um so mehr konnte es ihn verdrießen, den Anlaß beider mit einem Namen verknüpft zu sehen, der, obwohl im Range nachstehend, doch in Befehlführung und Verdienst hier als Erster genannt werden mußte. Die Verstimmung und Feindschaft, welche hieraus folgten, erschienen sehr natürlich, und es bedarf, um sie zu erklären, nicht der Annahme ursprünglicher Bosheit und entschiedenen Unrechts auf der einen oder anderen Seite. Wo sich dergleichen Widerstreit zwischen Gepräge und Geltung aufzeigt, werden dieselben Wirkungen zu sehen sein. Solche Mißverhältnisse sind aber unvermeidlich. Der Gebietende sieht Erforderniß und Zweckmäßigkeit des Augenblicks, und achtet der persönlichen Unannehmlichkeiten nicht, die oft für denjenigen am schwersten fallen, der dabei begünstigt scheint. Wir werden späterhin Winterfeldt noch oft in solcher schwierigen Aufgabe sehen, und zuletzt in einer so mächtigen und verhängnißvollen, daß der gute Ruf seines Namens vielfach dabei gelitten und nur schwer unter harten Mißbilligungen sich emporgehalten hat. Auch die Feindschaft Zieten's, der seinen Gegner um ein Menschenalter überlebte, und in Frau von Blumenthal eine einflußreiche Lobrednerin fand, hat für Winterfeldt nachtheilig fortgewirkt. Um so mehr haben wir das Zeugniß der letzteren festgehalten, daß Winterfeldt es war,

der durch seinen vortheilhaften Bericht das Verdienst Zieten's bei dem Könige geltend machte. Ihre Erzählung des Vorganges bei Rothschloß ist sonst in vielen Stücken falsch, und darf sicher nach der unsrigen berichtigt werden. Winterfeldt führte das Unternehmen, das ist gewiß, aber nicht als Oberst, auch hatte er nur Reiterei und kein Fußvolk. Er selbst erfuhr von dem Könige ebenfalls ausgezeichnete Beförderung. Er wurde, einigen Angaben zufolge, am 10. Juni zum Oberstlieutenant und schon am 17. zum Oberst ernannt, nach anderen vom Major gleich zum Obersten, und das Patent auf den 17. Januar zurückgestellt.

Nach dem Schlusse des Feldzuges begleitete Winterfeldt im November den König nach Berlin, folgte demselben aber nebst den beiden Flügeladjutanten Buddenbrock und Wylich schon am 5. Januar 1742 wieder nach Breslau, weil die Feindseligkeiten früh wiederanheben sollten; denn die Oesterreicher hatten die Waffenruhe, welche mit den Preußen bestand, klug und entschlossen benutzt, um gegen die Franzosen und Baiern vorzudringen, deren Bedrängniß und Nothgeschrei dann auch den König schnell wieder zu Felde rief. Schon am 9. Januar hatte der Prinz Leopold von Anhalt-Dessau die Festung Glatz erobert, sein Bruder Dietrich drang mit 10 Bataillons, 10 Schwadronen und 1000 Husaren in Ungarn vor, und störte die dortige Landesbewaffnung, der König selbst mit der Hauptstärke war in Mähren bis an die Taya vorgerückt, hatte von Znaym eine Schaar von 5000 Mann nach Oesterreich abgeschickt, während die Zieten'schen Husaren sogar bis Stockerau, 2 Meilen vor Wien, streiften. Olmütz war in der Gewalt der Preußen; da jedoch Brünn sich hartnäckig vertheidigte, und der König seine Lage nicht sicher genug fand, so wandte er sich mit seinem Heere nach Böhmen zurück, und nahm sein Lager bei Chrudim.

Winterfeldt war in gewohnter Thätigkeit um den König, und wurde auch mit besonderen Ausführungen beauftragt. Die Gebirgsbewohner in der Grafschaft Glatz waren gegen die Preußen feindselig, wagten allerlei Angriffe, nahmen Zufuhren weg, und machten die Verbindung mit Schlesien unsicher. Um diese Bewegungen zu stillen, sandte der König

am 23. April Winterfeldt mit einer Truppenabtheilung dorthin. Der Generalmajor von Dreschow führte zwar den Befehl, Winterfeldt aber war der eigentliche Leiter der Sache. Er durchstreifte mit einem Bataillon Fußvolk unter großen Mühen und Beschwerden, indem er sich durch den oft drei bis vier Fuß hohen Schnee durcharbeiten mußte, das ganze Gebirge zwischen Habelschwert und Reinerz. Bei seinem Anrücken stoben überall die bewaffneten Haufen aus einander, und die Anführer flüchteten nach Böhmen. Um Schrecken zu verbreiten, ließ Winterfeldt die Hütten einiger Geflüchteten niederbrennen, und schärfte den Bewohnern ein, die Aufwiegler, falls sie wiederkehrten, sogleich festzunehmen, und nach Glatz abzuliefern. Die Einwohner unterwarfen sich um so williger, als er sie auch durch wirksame Versprechungen zu gewinnen wußte, und im Vertrauen auf die Zusage künftigen guten Verhaltens einigen Schuldigen, die ihm gefangen eingebracht wurden, großmüthig verzieh. Am 2. Mai kehrte er nach Chrudim zurück. Gleich in den nächsten Tagen aber mußte er mit 6 Kompanieen Grenadieren und 300 Husaren wieder aufbrechen, um in der linken Flanke des Heeres die Bewegungen des Feindes zu beobachten, dessen Anrücken von dieser Seite dem Könige gemeldet worden war. Winterfeldt fand bei Policzka 1600 feindliche Husaren, die nach kurzem Widerstande sich zurückzogen. Nur 2 Verwundete wurden gefangen, starben aber gleich an ihren Wunden, bevor man sie ausfragen konnte. Winterfeldt blieb daher noch die Nacht und einen Theil des folgenden Tages in Policzka, bis ihm gelang, die Stärke und den Marsch des Feindes genau zu erfahren. Derselbe zog 30,000 Mann stark aus Mähren über Brünn und Czernahora nach Böhmen, gegen Saar und Deutsch-Brod an die Sazawa, vielleicht um die Franzosen von den Preußen abzuschneiden, in jedem Fall für die letzteren sehr bedrohlich. Diese wichtige Nachricht brachte Winterfeldt sogleich dem Könige. Die Oesterreicher nahmen darauf ihre Richtung gegen Prag, und der König zog seine Truppen schlagfertig zusammen; am 15. Mai rückte er mit einer Vorhut von 10 Bataillons und 20 Schwadronen gegen Czaslau, und da er aus allem Ersehenen schloß, daß die Oesterreicher

ihre gesammte Stärke in der Nähe vereinigten, so ließ er am 16. durch Winterfeldt auch seine Hauptmacht heranrufen. Am 17. morgens begann die Schlacht von Czaslau oder Chotusitz, in welcher nach dreistündigem Kampfe die angreifenden Oesterreicher völlig geschlagen wurden, 18 Kanonen, 2 Fahnen, und gegen 7000 Mann verloren. Winterfeldt hatte Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs wiederholt auszuzeichnen, und seinen hellen Ueberblick, wie seine rasche und tapfre Entschlossenheit darzuthun. Noch einige Kriegsereignisse fanden einzeln Statt. Winterfeldt wurde nochmals mit dem General von Brouikowski, zu einem Streifzuge gegen Deutsch-Brod ausgesandt, wo sich der Feind aber gleich zurückzog. Die Schlacht von Czaslau führte bald den Frieden herbei, der am 11. Juni zu Breslau zu Stande kam, und für Preußen den Besitz von Schlesien sicherte.

Da Winterfeldt als Generaladjutant auch im Frieden dem Könige zur Seite blieb, so können wir schließen, daß er seinen Fähigkeiten gemäß fernerhin vielfach werde beschäftigt worden sein. Der thätige und geistvolle Fürst schonte grade seine Lieblinge am wenigsten. Doch verschwindet uns diese Thätigkeit in ihrer Allgemeinheit, und nur ein paarmal findet sich in zufällig erhaltenen Nachrichten Winterfeldt erwähnt, beidemal auf Verschickungen in Schlesien, wo er aus Breslau dem Könige über die Pferde der Reiterei über Grasung und Futterlieferung berichtet, und in Schweidnitz gemeinschaftlich mit dem Obersten von Fouqué und den Ständen einige Anordnungen zu treffen hat.

Mit dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges im Sommer 1744 erscheint auch Winterfeldt wieder auf dem Schauplatz. Wir finden ihn am Anfange des Juli in Lauchstädt, wo er das Bad gebraucht und dessen Wirkung dem Könige rühmt, mit dem er in reger Verbindung steht; noch vor Ablauf seines, vielleicht nur scheinbaren, dreiwöchentlichen Urlaubs erhält er Befehl, in Mecklenburg Pferde einzukaufen, er verspricht allen Eifer, verhehlt aber nicht, daß er Schwierigkeiten und Theurung voraussehe. Als er in Potsdam wieder eingetroffen war, empfing er sogleich einen wichtigen Auftrag. Der König, als Bundesgenosse des Kaisers Karls

des Siebenten und des Königs von Frankreich, war von beiden Mächten dringend aufgefordert, ihnen gegen die Fortschritte der Oesterreicher beizustehen, welche auch ihm selbst Gefahr bringen mußten. Er beschloß, in Böhmen einzufallen, und mit seiner Hauptmacht den nächsten Weg, durch Sachsen, zu nehmen. Auf willige Zustimmung von dieser Seite war nicht zu rechnen; der Kurfürst, als König von Polen August der Zweite, war in Warschau, seine Minister wußte man der österreichischen Sache ganz ergeben. Während aber alle Anstalten getroffen wurden, den Durchmarsch mit Gewalt auszuführen, wollte der König den Vortheil nicht ungenutzt lassen, den diesmal der Namen und das Ansehen des Kaisers ihm leihen konnte. Das Begehren der Preußen hatte den bisher im deutschen Reiche gültigsten Ausspruch des Rechtes für sich. Winterfeldt kam den 6. August in Dresden an, und erlangte gleich am anderen Morgen eine Unterredung mit den sächsischen Geheimen Räthen, denen er das Anschreiben des Königs und das Gesuch um seinen Durchzug vorlegte. Die Minister, in der größten Verlegenheit, baten um Aufschub; sie wollten Bericht erstatten, und Antwort abwarten; sie behaupteten, keine Befugniß zu haben, diesen Fall zu entscheiden. Winterfeldt berichtete rasch und bündig den Verlauf der Sache dem Könige, und gab nebenher auch dem Geheimen Kabinetsrath Eichel vertrauliche Nachricht; er schrieb diesem am 8. August: „Ew. Wohlgeboren melde zuförderst, daß ich Dero mir mitgegebene Instruktion recht gut auswendig gelernt, und mir solche bei aller Gelegenheit zu Nutzen gemacht habe; ich ängstige sie genug, es will aber wegen denen an Seine Majestät gemeldeten Umständen noch nicht recht gehen, sie sind auch zwischen Thür und Angel, und wissen nicht, wozu sie greifen sollen, werden sich auch zu nichts ehe determiniren, bis ihnen die Erblickung und Ankunft unserer ultima ratio regis Resolution machen wird. Wann es in der Welt noch möglich, so helfen Ew. Wohlgeboren doch noch mit erinnern und sorgen, daß die Regimenter nicht so ganz ohne etwas Fourage kommen.“ Auch bemerkt er, daß er „magnifique Landkarten“ in Dresden gekauft, die ihnen gut zu Statten kommen würden. Die Verhandlungen gingen indeß

lebhaft fort; Winterfeldt ließ sich weder durch die Höflichkeiten, mit welchen der Graf Rutowski und der Chevalier de Saxe ihn überhäuften, noch durch die Schwierigkeiten, welche die Minister anführten, irre machen. Man suchte ihn mit ausführlichen staatsrechtlichen Erörterungen hinzuhalten. „Ich antwortete darauf, — berichtet er, — wie ich von allem dem, was Reichssatzungen wären, und unter großen Herren gebräuchlich, nichts verstände, noch weniger darüber instruirt wäre, wohl aber, da ich ein Soldat und in der Subordination erzogen, gelernt hätte, in blindem Gehorsam meine Befehle exakt auszurichten." Der König schrieb auf den zweiten Bericht eigenhändig zur Antwort: „Winterfeldt soll ihnen sagen, wenn sie nicht mit Gutem wollen, so werden wir sie für Feinde des Kaisers halten, und unsere mesures darnach nehmen." Nachdem noch mehrere Tage unter fruchtlosen Verhandlungen hingegangen, auch die Anschreiben des Kaisers, welcher für die preußischen als seine Hülfstruppen den Durchzug entschieden forderte, übergeben waren, die sächsischen Minister aber gleichwohl ihren Einspruch fortsetzten, kehrte sich Winterfeldt an ihre Worte nicht weiter, traf mit einem von Berlin gekommenen Kriegsrath und Oberproviantmeister die nöthigen Verpflegsanstalten, nahm wegen des Wassertransports Rücksprache mit Schiffern und Mühlenmeistern, und das inzwischen von mehreren Seiten in Sachsen vorgedrungene preußische Heer rückte 80,000 Mann stark am 15. August in Böhmen ein. Winterfeldt blieb noch eine Zeitlang in Pirna, um die Anstalten wegen der Nachfuhren zu leiten, begab sich aber dann zu dem Könige, der seine Vortheile rasch verfolgte, und am 16. September nach vierzehntägiger Einschließung und sechstägigem Angriff die Hauptstadt Prag durch Uebergabe gewann.

In Prag wohnte Winterfeldt im Pallaste des Grafen von Gallas. Er ließ sich die Gemählde-sammlung des abwesenden Besitzers aufschließen, und betrachtete sie mit vielem Wohlgefallen. Der Haushofmeister, welcher von den Preußen die größten Gewaltthaten und Plünderungen befürchtete, glaubte den feindlichen General durch Anbietung eines der schönsten Gemählde gewinnen zu müssen, und dadurch vielleicht

die anderen zu retten. Als dieser, halb mit Unwillen, halb mit Lächeln das Geschenk abgelehnt hatte, bot man ihm später eine baare Summe von 4000 Thalern als Zeichen des Dankes für die Schonung und gute Ordnung an, welche er und seine Leute gehalten hatten, doch wies er natürlich dies Anerbieten noch stärker zurück.

Der nächste Zweck des Feldzuges war schnell erreicht, die Königin von Ungarn hatte ihr Heer aus dem Elsaß zurückgerufen, und ihre ganze, durch den Beitritt der Sachsen verstärkte Kriegsmacht stand nun in Böhmen gegen die Preußen. Winterfeldt beobachtete die Bewegungen des Feindes bei Thein an der Moldau, führte glückliche Scharmützel, und traf überall gute Anstalten. Bald berief ihn der König wieder zu sich nach Prag, sandte ihn aber dann nach Leitmeritz, um mit einigen Bataillons Fußvolk und einem Regiment Husaren das dortige Magazin und die Zufuhr von daher zu decken. Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufsichtigen, und Winterfeldt konnte dabei sein, so war der König ohne weitere Sorge, und sein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt. Oft aber gerieth Winterfeldt in unangenehme Lage, wenn sein Auftrag ihn für den Augenblick über seinen Dienstrang erhob, und sein Ansehen nicht gehörig erkannt wurde, wobei er doch dem Königlichen Befehle nichts vergeben durfte. Sogar Untergeordnete zeigten sich bisweilen widerspenstig, und der König mußte unter anderen dem Oberstlieutenant Stange und der Besatzung von Teschen ausdrücklich befehlen, daß sie schlechterdings Winterfeldt's Verfügung folgen, und ohne Einwendung noch Widerrede thun sollten, was dieser anordnen würde.

Bei der Uebermacht und Vorsicht des Feindes, der zu keiner Schlacht zu bringen war, und da die schlechte Jahreszeit schon begonnen hatte, beschloß der König, sein Heer nach Schlesien zurückzuführen. Prag wurde am 25. November geräumt, wobei der Generallieutenant von Einsiedel durch Nachlässigkeit großen Verlust erlitt. Dagegen erwarb der Oberstlieutenant von Wedell, der mit seinem Bataillon am 19. November bei Solonitz den Uebergang über die Elbe gegen das ganze feindliche Heer und das Feuer von 50 Ka-

nonen fünf Stunden lang vertheidigte, den Namen des preußischen Leonidas. Winterfeldt brachte seine Truppen von Leitmeritz glücklich nach Schlesien, unter häufigen Gefechten gegen die leichten ungarischen Truppen, die durch seine guten Anordnungen stets im Nachtheil blieben. Doch wurde ihm selbst in einem dieser Gefechte der Oberarm zerschossen. Während der König nach Berlin reiste, ließ er Winterfeldt in Schlesien bei dem Generallieutenant von Dumoulin, der während des Winters die Gränze gegen Böhmen decken sollte. Seine Wunde machte ihn nicht undienstfähig, obwohl der Knochen verletzt und zwei Sehnen zerrissen waren. Als in der Gegend von Hirschberg und Landshut alles bestens angeordnet und vollkommen sicher war, empfing er vom Könige den Befehl, sich in Breslau nach den Umständen des Proviantwesens zu erkundigen. Er kam daselbst den 16. Februar 1745 an, und mußte in fortdauernden Geschäften wegen Proviant- und Geldsachen einige Zeit dort verweilen.

Kaiser Karl der Siebente war inzwischen am 20. Januar 1745 zu München gestorben, und mit seinem Tode das Verhältniß Preußens in diesem Kriege ganz verändert. Seinen Bundesgenossen hatte der König den Feind abgelenkt, und sah nun seine eignen Staaten von dessen ganzer Uebermacht bedroht, ohne fremder Hülfe gewärtig zu sein. Es bedurfte der größten Aufmerksamkeit und Kraftanstrengung, um dieser schlimmen Lage sich unbeschädigt zu entziehen, und den Krieg glücklich und bald zu beendigen. Die Oesterreicher hatten die Abwesenheit des Königs benutzt, und Oberschlesien und die Grafschaft Glatz im vollen Winter überfallen. Der König eilte von Berlin nach Schlesien zurück, wo der alte Fürst Leopold von Dessau und die Generale von Nassau und von Lehwald den Feind bald wieder austrieben. Im Frühjahr zog der König seine Hauptstärke zwischen Breslau und Neiße zusammen, und sein nächstes Augenmerk war, die häufigen Einbrüche der österreichischen leichten Truppen abzuweisen. Winterfeldt's Eifer und Thätigkeit wurde hiebei in stärksten Anspruch genommen. Er hatte immer die kundigste

Uebersicht, die mannigfachsten Nachrichten und das treffendste Urtheil, daher ihm der König unbedingt vertraute.

Die Einbrüche und Streifzüge der Ungarn in Oberschlesien wiederholten sich, und wurden immer stärker. Der alte Feldmarschall Esterhazy mit einigen jungen Generalen und mehr als 10,000 Mann leichter Truppen führte den kleinen Krieg sehr nachdrücklich, und die preußischen Truppen erlitten stete Neckereien, und am 8. April bei dem Flecken Rosenberg eine empfindliche Schlappe. Der König wollte dies nicht länger dulden; um die Ehre der preußischen Waffen zu rächen, und die Dreistigkeit des Feindes einzuschüchtern, sandte er einige Truppenabtheilungen gegen ihn, zu deren Leitung Winterfeldt, seiner ausgezeichneten Thätigkeit wegen, wie der König eigends bemerkt, ausersehen wurde, wiewohl auch der Generalmajor von Hautcharmoy dabei war. Winterfeldt brach mit 6 Bataillons Fußvolk und 1200 Husaren am 10. April von Ratibor auf, ging Nachts vom 11. auf den 12. bei Kosel über die Oder, und traf am frühen Morgen den Feind, der das Dorf Schlawentzitz besetzt hielt. Gleichzeitig war über Oppeln der Oberst von Goltz mit 1 Grenadierbataillon und 500 Husaren vorgerückt, um mit Winterfeldt zusammenzustoßen, allein dieser mochte die Verstärkung nicht abwarten, griff mit 500 Husaren die etwa gleiche Zahl feindlicher Truppen an, warf sie in die Flucht, und nahm 120 Gefangene, worunter 3 Offiziere. Kaum war dieser Vortheil erfochten, noch nicht 10 Uhr, so wurde linksher Kanonendonner vernommen, und Winterfeldt eilte sogleich mit seinen Husaren dahin; er fand die von Oppeln kommenden Grenadiere mit den Ungarn im Kampfe, welche 4 bis 5000 Reiter stark unter dem General Spleny seit zwei Stunden immerfort die heftigsten Angriffe machten. Winterfeldt stürzte unverzüglich auf den Feind, der nach kurzem Widerstande die Flucht ergriff, und 126 Todte, 210 Gefangene und den größten Theil seines Gepäckes verlor, während die Preußen nur 2 Todte und 3 Verwundete hatten. Unermüdlich suchte Winterfeldt am folgenden Tage den Feind wieder auf, traf bei Groß-Strehlitz 2000 ungarische Husaren, und jagte sie in einen Morast, vor dem sie sich unklug-

weise aufgestellt hatten, und wo die meisten umkamen oder gefangen wurden. In Verfolgung seiner Vortheile stieß Winterfeldt am 20. April auf 22 Kompanieen leichter Truppen bei dem Dorfe Wirbitz, sie rückten auf die Ebene zum Kampfe heraus, wurden aber im ersten Anlauf überritten, 84 niedergemacht, 113 gefangen. In diesen Gefechten legten die preußischen Husaren ein entschiedenes Uebergewicht gegen die feindlichen an den Tag, und die Ehre davon gebührte größtentheils ihrem Anführer, der mit Reiterei und Fußvolk gleicherweise zu schalten verstand. Er durchstreifte darauf das Land weithin, ordnete überall das Nöthige an, sandte Kundschafter aus, unterhielt einen ausgebreiteten Verkehr, berichtete an den König, und lebte in einem solchen Gedränge von Aufträgen und Anforderungen, daß er in einem Briefe an den Obersten von Natzmer um Verzeihung bittet wegen seines konfusen Schreibens, und hinzusetzt: „Ich bin aber so geschoren, daß ich mich nicht zu retten weiß, und kann mich, seitdem ich aus Neiße bin, nicht rühmen, daß ich des Nachts zwei Stunden geschlafen habe, manche Nacht gar nicht."

Aus dieser Zeit haben sich ein paar Briefe Winterfeldt's an den Geheimen Kabinetsrath Eichel, diesen tüchtigen und bewährten Diener des Königs, glücklich erhalten, in welchen außer dem geschäftlichen Verkehr auch ein gutes persönliches Verhältniß zu erkennen ist, und selbst die Gemüthsart Winterfeldt's kräftig und fröhlich durchbricht. Wir schalten von diesen werthvollen Denkblättern hier das Wesentliche ein, welches dem Kundigen durch wenige Züge vieles vernehmlich ausspricht, was in weitläufigen Beschreibungen oft völlig dunkel bleibt. Winterfeldt schreibt aus Brieg am 25. April 1745: „Ew. Wohlgeboren danke ganz gehorsamst, daß Sie mich mehr Licht von meiner Kommission geben wollen; aber ist es denn nöthig und Ordre gewesen, daß der General Truchseß alle Postirungen einziehen müssen? ich habe geglaubt, er wäre deßhalb da; und wo nicht die ganze österreichische Armee da durchbrechen will, so sollte ich meinen, daß wann Kloster Grüssau als auch Landshut und der Paß vor Schmiedeberg besetzt ist, so leicht nichts durchkommen kann, und sind es solche gute Posten, daß sie schon terribel stark

kommen müssen, wann sie ein Grenadierbataillon delogiren oder über den Haufen schmeißen wollen; fest setzen können sich feindliche Husaren zwar nicht, weil sie keine Subsistance im Gebirge finden, aber indessen so ist es doch höchst nöthig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, nicht da herum zu schnauben und sich weiße Wäsche zu holen; ich kann anjetzo noch nichts davon sagen, weil ich die Umstände und wie es da steht nicht weiß, indessen hoffe ich gewiß, daß der liebe Gott, welcher bishero mich bei meiner Serenität und fünf Sinnen erhalten, solche auch ferner lassen wird, und judicire ich auch aus allen Umständen, daß es die höchste Nothwendigkeit erfordert, brav um und vor sich zu prügeln, nicht aber alleine bedacht zu sein, wie man sich vor dem Feinde alleine präkaviren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge; welche Sentiments aber leider bei unsern meisten Generals so eingerissen, daß es auch nicht heraus zu bringen. Mit unserm gemeinen Mann ist alles zu entrepreniren und anzufangen, was man Braves erdenken kann, wann nur die Offiziers ihm die Hülfe geben wollen; aber ich muß leider zu meinem größten chagrin Ew. Wohlgeboren im Vertrauen sagen, daß ich Leute bei der jetzigen Expedition kennen gelernt, von welchen ich bishero, ehe ich sie recht kennen gelernt, viel mehr persuadirt gewesen bin, und befürchten sie alle Zeit alle Gefahr und Böses, so nur in der Welt zu erdenken. — In was vor Schrecken und Furcht ich hier das ganze Land finde, und was sie in Breslau vor Mordgeschichten ausprengen, ist nicht zu beschreiben, sie stellen sich in Breslau an, als wann der Feind schon vor der Thüre und sie eingeschlossen wären, ich kann nicht begreifen, woher es kommt; Seine Majestät werden noch eine Generalordre an alle Regimenter und Garnisons ergehen lassen müssen, daß die Offiziers sich Mühe geben sollen, sowohl denen Soldaten die Sache leicht zu machen, als auch dem Landmann einen Muth zu inspiriren, damit er nicht desperire, als sich auch kein Offizier unterstehen soll, fürchterliche Zeitungen auszusprengen, oder sein Raisonnement zu geben als wann die Sachen übel ablaufen könnten, denn wann nur ein jeder als ein treuer Diener vom Könige gut und brav denkt, und seine Schul-

digkeit erweist, so kann uns nichts widerfahren, sondern es muß alles gut gehen, und däucht mir, daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt uns zu distinguiren und gloire zu erwerben, als eben jetzo. Ich hätte Ew. Wohlgeboren noch vieles zu schreiben, aber ich bin so überhäuft und in solcher Arbeit mit die Regimenter, ehe ich alles in Schwung bringe, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Morgen, will's Gott, denke ich in Schweidnitz zu sein. Die Husaren von Ruesch und Soldau werden morgen auch nur zwei Meilen diesseits Schweidnitz sein. Ich bin übrigens von ganzem Herzen Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener H. C. von Winterfeldt. Nachschrift. Hier ist nicht eine Metze Haber gewesen, und haben sie mich schon auf drei Tage Roggen von dem Korps jenseit der Oder geschickt gehabt, ich habe aber Rath gefunden, und es denen Husarenpferden nicht futtern lassen, diese Nacht haben sie aber doch schon Roggen futtern müssen."

Ein zweites Schreiben, aus Schweidnitz den 27. April 1745, lautet: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, auf den Brief, welchen der Major Piasetzky an Seine Majestät geschrieben, mir aber selbiger unter Seiner Majestät Kouvert zugeschickt worden, und worin derselbe sich beschwert, daß er hinter dem Major Marckowitz gesetzt worden, nachfolgende Umstände zu melden," u. s. w. — nach Anführung der Gründe, weshalb Winterfeldt dem Könige diesen bereits genehmigten Vorschlag gemacht, heißt es weiter: „Piasetzky kann sehr wohl damit zufrieden sein, und will er es nicht, so kann der König lieber zehn Piasetzky's als einen Marckowitz verlieren. Diesen Marckowitz werden sich Ew. Wohlgeboren noch daher wohl erinnern, es ist derjenige, welcher als Kornet von Zieten die beiden Jägers, so das Gehäge von Wusterhausen bestohlen, bis auf 8 Meilen aus Sachsen mit so guter Art wieder heraus holte, worüber des Höchstseligen Königs Majestät ihn noch zum Lieutenant machten und ihm ein Pferd schenkten, bitte ich also in die Wege zu richten, daß sein Patent älter datirt und er in der Rangliste vor Piasetzky gesetzt werde, auch den Papa Borck, welchem ich mich bestens empfehle und er mir deßhalb geschrieben, davon gütigst zu avertiren. Dem General Truchseß scheinet

sonsten meine Ankunft angenehm zu sein, ich finde ihn auch ganz raisonnabel, und ist mit mir konzert, was ich ihm vorstelle; die postscripta, welche mir aber Seine Majestät seinetwegen geschrieben, habe ich ihm nicht gezeiget, sonsten würde er noch sensibler sein, indem er schon sehr chagrin über dem, was Seine Majestät an ihm geschrieben, er meint es wohl recht gut, indessen hätte er solche ungegründete Fischmarktszeitungen von dem Einbruch von 100,000 Mann nicht weiter debitiren, noch an Seine Majestät melden sollen. — Was übrigens hier passirt und ich erfahren können, habe an Seine Majestät mit eben diesem Jäger allerunterthänigst gemeldet, und verbitte ich die allergnädigste Versicherung wegen der Statue recht sehr, wann aber ja die Depense soll gemacht werden, so will ich lieber das Geld davor nehmen, und mich im Kloster Grüssau mahlen lassen, allwo ein Mahler sein soll, welcher vor 3 Thaler ein ganz Portrait in Lebensgröße macht. — Es ist zwar laut denen Kriegsartikuln verboten, bei versammletem Kriegsvolk nicht um Geld zu sollicitiren, aber da Noth Eisen bricht, muß ich es anjetzo doch thun. Ich habe auf meinen bisherigen Expeditions mit dem General Hautcharmoy über 1200 Thaler vor Spions, Estafettengeld und andern Sachen ausgelegt, die Zeit ist mir aber zu kurz, anjetzo die Rechnung davon einzuschicken, meine bourse aber ausgeleert, zumal ich 2 Pferde zu Schanden geritten, von der Beute aber, um gut Exempel zu geben, nicht partizipiren wollen noch mögen, sondern mir aus des seligen Obristen Malachowski's Equipage wiederum 2 Pferde gekauft, daß ich also nichts mehr übrig habe, da sich aber täglich wiederum Ausgaben, und besonders bei jetzigen Umständen um gute Spions zu gewinnen, finden werden, so bitte wann es möglich mir 100 Dukaten zu prokuriren, und mit dem ersten Jäger, welcher hierher geht mitzuschicken, ich werde solche treulich berechnen. — Sogleich meldet sich der Herr Obrist Freiherr von Krummenau bei mich, und bitte ich dem General Borck zu sagen, wie ich ihm nicht zutraue, daß er allen unsern Wein zu Königssaal allein ausgetrunken, sondern damit marquetendert, und sich was davon auf's Leib geschafft hätte, er sagt mir bei der ersten entrée wie sehr

er um seiner Gemahlin, welche noch zurück, besorgt wäre, ich fürchte, wo die Oesterreicher sie erhascht, selbige mit einem blutigen Paßport mit Ruthen unterschrieben über die Gränze möchte geschickt werden. Es meldet sich auch ein Lieutenant Gabriel, welcher mit ihm gekommen, und frägt, ob er nicht auch an mich addressirt und seinetwegen nichts erwähnt wäre, ich habe ihm aber zur Geduld verwiesen, und daß ich seinetwegen anfragen würde; nun werde ich suchen Uhlanen gefangen zu kriegen, damit, weil sie Mahometan'sch, ich alle Religionen bei einander habe." — —

Der ganze Karakter Winterfeldt's ist in diesen Briefen ausgedrückt, sein militairischer, tüchtiger Sinn, sein freies Urtheil, sein Eifer und Muth, aber auch sein muntrer Geist und seine fröhliche Laune. Daß der König scherzhaft eine Bildsäule ihm zur Belohnung hatte verheißen lassen, nimmt er mit so gutem Humor auf, und beantwortet es mit so glücklichem Scherz, daß er auch von dieser Seite als ein Mann von geistreicher Lebhaftigkeit erscheint. Die ganze Anregung ist aber um so merkwürdiger, als gewiß weder dem Könige noch dem damaligen Obersten ernstlich vorschweben konnte, daß dieser Scherz in Erfüllung gehen würde.

Der König erwartete und wünschte, dem Hauptheere der Oesterreicher, welches unter dem Prinzen Karl von Lothringen ihm gegenüber stand, eine Schlacht zu liefern, und wollte daher seine ohnehin geringeren Kräfte nicht so sehr vertheilt lassen. Die entsendeten Truppen waren daher aus Oberschlesien wieder einberufen worden, und Winterfeldt hatte bei seiner Rückkehr im Hauptquartier gleich einen neuen Auftrag vorgefunden. Der König wünschte zwar den Feind heranzulocken, zugleich aber das Land gegen bloße Streifzüge zu decken, die kleineren Angriffe zurückzuschlagen, von den großen Bewegungen aber zeitig und sicher unterrichtet zu sein. Das Gebirge bei Landshut, Schmiedeberg und Hirschberg war unter diesen Umständen besonders wichtig, und Winterfeldt wurde mit 4 Bataillons Grenadieren und den beiden Husarenregimentern von Ruesch und Bronikowski dorthin gesandt. Die ganze Gegend war gleichsam seiner Aufsicht übergeben. Auf erhaltene Kundschaft, daß die

Oesterreicher einen Streich auf Hirschberg beabsichtigten, um ein dortiges Magazin zu nehmen, sammelte Winterfeldt seine Truppen, machte mit Fußvolk und Kanonen einen Nachtmarsch von 4 Meilen, erreichte frühmorgens am 1. Mai die Gegend von Hirschberg, und traf den Feind eben beschäftigt die Vorräthe aufzuräumen. Der Oberst Patatic, einer der besten österreichischen Partheigänger, war mit 400 Husaren und 1200 Panduren hier eingedrungen. Winterfeldt griff entschlossen an, und nach einem sehr hartnäckigen Gefecht errang er den Sieg, verfolgte die Flüchtigen, und brachte nicht nur die schon weggeführten Vorräthe, sondern auch noch 134 Gefangene zurück.

So thätig und aufmerksam, wie vor dem Feinde, war Winterfeldt auch im schriftlichen Verkehr mit dem Könige. Seine Meldungen waren rasch, bündig, von richtigem Urtheil begleitet. Der König äußert fast immer seine Zufriedenheit, seine Billigung. Auf einen Bericht vom 2. Mai schreibt er eigenhändig: „Dieses alles wäre sehr gut, und ich überließe Winterfeldt und Truchseß dorten alles zu besorgen, wie sie es würden nach denen Umständen gut finden. Es sollen ihnen die Zeitungen von Leptin und Lehwaldt kommunizirt werden.“ Auf einen anderen vom 3. Mai: „Winterfeldt muß geschrieben werden, er hätte Recht, daß er die Bauern nicht gebraucht hätte. Mit der Landmiliz ist es aber ein anders, und können ihr die Oesterreicher nichts thun, sondern sollte ja des Feindes Intention sein, bei Friedland durchzubrechen, so könnte solche Miliz Schweidnitz und Liegnitz verstärken. Brot müssen sie haben, ist ganz recht. Im Uebrigen sind seine Anstalten alle gut und recht.“ Ferner: „Es soll ihm darauf geantwortet werden, es wäre recht gut, ich erwarte nur weitere Nachricht, absonderlich von die erstern Bewegungen des Feindes.“ Am 7. Mai berichtet Winterfeldt aus Hirschberg, der Feind schreibe in schlesischen Dorfschaften Futter aus, er Winterfeldt verbiete ihnen, solches zu liefern, sondern sie sollen es darauf ankommen lassen, ob der Feind es holen werde; er selbst sei insgeheim mit kommandirten Grenadieren und Husaren abends nach jenen Dorfschaften ausgerückt, sowohl um die Abholung zu hindern,

als auch um Gefangene zu machen, hauptsächlich aber um den Landleuten Muth und Vertrauen einzuflößen, und ihnen zu zeigen, daß man sie nicht verlasse. Der Feind sei indeß nicht gekommen. Ferner berichtet er, die Landräthe seien noch nicht weit mit der Miliz, die Leute aber bestürzt, daß sie nach Schweidnitz und Liegnitz sollen, sie stritten allenfalls noch für Haus und Hof. Der König schrieb auf das Blatt: „Was er gethan, approbire alles." Und gleicherweise auf ein späteres: „Das wäre recht gut, ich könnte auch nicht anders glauben, als daß alles an dem sei, wie er es schriebe." Wegen Schwierigkeit der Lebensmittel hatte Winterfeldt etwas zurückgehen wollen, der König aber befahl, daß er die Lebensmittel durch Lieferanten herbeischaffen, und dem Feinde nicht Boden räumen solle, außer durch Macht gedrängt, worauf jener am 12. Mai erwiederte: Nun solle ihn niemand vertreiben!

Die Bewegungen des Feindes wurden immer lebhafter. Winterfeldt suchte überall mit eignen Augen den Stand der Dinge zu erkunden, und berichtete täglich, aus Schmiedeberg, aus Hirschberg, aus Arensdorf. Daß der Feind in Schlesien einzubrechen denke, wurde immer wahrscheinlicher, man wußte daß der Prinz Karl von Lothringen zu diesem Zweck alle Gebirgswege selbst hatte besichtigen wollen, nur war ungewiß, welche Richtung er wählen würde. Es hieß zwar, er sei abgerufen worden, nach Wien; allein dies wurde für ein falsches Gerücht gehalten. Der König schrieb am 16. Mai an Winterfeldt: „Ich komme heute von Glatz, und soviel ich aus dortiger Kundschaft habe erfahren können, so gehet der Oesterreicher ihr Dessein, wor sie eines haben, ehender auf Braunau als auf Glatz, und wird sich solches in kurzem zeigen müssen, anjetzo ist es am schwersten und nöthigsten, gute Zeitungen zu haben, derohalben man sich ungemeine Mühe darum geben muß." Einen Entwurf, welchen Winterfeldt am nämlichen Tage aus Hirschberg zu einem Unternehmen auf Friedland einsandte, billigte der König durch die Worte: „Des Obersten Winterfeldt Disposition ist sehr gut," allein die Sache kam nicht zur Ausführung, weil der Feind keine Muße dazu ließ. Der Oberst Patatic kam mit

seinen Panduren wieder zum Vorschein, wurde jedoch wiederum zur Flucht genöthigt, die er gegen Schatzlar nahm, von wo der Generallieutenant Graf Nadasdy mit einer größeren Truppenschaar nun gegen die Preußen anrückte. Dieser tapfere General sollte zuvörderst die Scharten austilgen, welche Patatic erlitten hatte, sich dann in Landshut festsetzen, und hierdurch dem nachrückenden Heere den Weg nach Schlesien öffnen. Er hatte gegen 7000 Mann unter seinem Befehl, auch den Obersten Patatic mit seinen Panduren, der in höchster Wuth geschworen hatte, die Preußen sollten verloren sein oder er selbst. Winterfeldt rückte von Hirschberg am 20. Mai nach Landshut, und ritt sogleich nach Hartmannsdorf, um sich mit dem Generallieutenant von Dumoulin zu besprechen, der von Schweidnitz aus mit 2 Grenadierbataillonen, 10 Schwadronen Dragonern und 300 Husaren vorgerückt war; die beiden Befehlshaber standen in bestem Verkehr, handelten einstimmig, ebenso der Generalmajor von Stille, der unter Dumoulin die Dragoner befehligte. Es wurde verabredet, Dumoulin solle mit seinen Truppen wieder gegen Schweidnitz abziehen, damit der Feind nicht im voraus abgeschreckt würde, Winterfeldt aber sollte mit 3 Bataillonen Grenadieren und 1400 Husaren die wachsamste Beobachtung fortsetzen, und den ersten Stoß aufnehmen.

Am 22. Mai eine Stunde vor Abend meldete die Feldwacht nach Landshut, der Feind käme aus dem Busch vor Grüssau, und wage sich bis auf einige hundert Schritt zu dem preußischen Lager heran. Winterfeldt ließ die Husaren aufsitzen, und den Feind, der etwa 500 Pferde stark war, sogleich zurücktreiben, sie entdeckten aber in dem Busch einen feindlichen Rückhalt, welchen man, wiewohl es schon dunkelte, auf 1500 Pferde schätzte, auch kamen hin und wieder Pandurenschaaren aus dem Walde hervor. Winterfeldt ließ die Feldwachten verdoppeln, und die Husaren, welche sich näher an die Stadt ziehen mußten, bei den gesattelten Pferden in Bereitschaft bleiben. Er besichtigte und ordnete alles im Felde selbst, kam dann um 11 Uhr nach Landshut, nahm die 3 Grenadierbataillone um 1 Uhr zur Stadt hinaus, und stellte sie verdeckt hinter eine Anhöhe auf. Der Oberstlieu-

tenant Stange, der nach Waldenburg zu Dumoulin abrücken sollte, mußte jetzt bleiben, um die Stadt zu sichern. An Stille wurde ein Jäger gesandt, mit der Bitte, seinen Marsch, da ein Angriff bevorzustehen scheine, innezuhalten, aber noch nicht heranzukommen, weil der Feind, wenn er so viele Truppen gewahr würde, sein Vorhaben dann aufgeben möchte. Stille benachrichtigte den etwas entfernteren Dumoulin, ließ satteln und aufsitzen, und hielt auf der Straße nach Landshut. So verging die kurze Nacht. Am 23. Mai um 4 Uhr morgens brach der Feind in großer Stärke hervor, doch hielt er auf einer Anhöhe bald still, und ein großer Theil blieb noch im Walde und hinter Felsen stehen. Gegen 1000 Panduren kamen aus dem Gebirge herab, doch nicht völlig in's Freie. Einiges Gepläukel hatte keine weitre Folge. Um den Feind zu reizen, ließ Winterfeldt einige Schwadronen Husaren ausrücken; dies wirkte, über 800 feindliche Husaren und Panduren stürzten hervor, die geringe Schaar niederzuwerfen. Allein Winterfeldt rückte rasch mit den 3 Grenadierbataillonen heran, und ließ deren Geschütz in den Feind feuern, dessen bisher geschlossene Reiterei sich sogleich auflöste und schwärmend aus einander sprengte. Eine Grenadierkompanie mußte 200 Schritt über die Kanonen hinausrücken, und in 4 Pelotons zweimal durchfeuern, welches eine unglaubliche Wirkung that, 40 feindliche Husaren wurden verwundet, 10 blieben todt. Jetzt kam aber auch des Feindes Fußvolk den Weg bei Reichhennersdorf herunter und rückte bei Zieder näher an die Stadt, die Husaren zeigten sich immer zahlreicher, die Panduren ebenfalls. Winterfeldt wollte seine Husaren dem offenbaren Nachtheil nicht aussetzen, sondern zog sie etwas zurück, ingleichen das Geschütz. Als die Panduren dies sahen, kamen ihrer gegen 2000 in vollem Laufe und mit starkem Geschrei in die Ebene völlig herab, den Rückzug der Preußen in Flucht zu verwandeln. Winterfeldt ließ aber je ein Bataillon mit seinen Kanonen dem Feind entgegenstehen, während je zwei Bataillone eine Strecke in Ordnung marschirten, und so wechselnd erreichte er mit dem geringen Verlust von 3 Todten und einigen Verwundeten die Anhöhe, die er schon früher zur Aufstellung bestimmt hatte. Die Panduren indeß

zogen sich seitwärts, von einer Anhöhe verdeckt, in ein Gehölz, das zur Rechten der preußischen Stellung lag, und bis an diese sich heranzog. Mit kluger Vorsicht hatte Winterfeldt seine Jägerschaar in dieses Gehölz gestellt, und ihr Feuer trieb die Panduren schnell wieder heraus; diese wollten hierauf einen anderen Busch gewinnen, mußten aber dabei über eine Strecke freies Feld, wo sie Winterfeldt durch 100 schwarze Husaren im Rücken anfallen ließ, mit solchem Eifer und Erfolg, daß in einem Augenblick über 50 Panduren niedergehauen waren, aus Grimm und Uebereilung aber gar keine Gefangene gemacht wurden. Die Jäger, begierig auch ihrerseits noch mitzufechten, kamen ohne Befehl aus dem Gehölz hervor, und halfen den Feind verfolgen. In diesem Augenblick sprengten feindliche Husaren mit großer Macht zur Unterstützung der Panduren heran, die preußischen Husaren wichen, die Jäger aber konnten zu ihrem Gehölz nicht mehr zurück, sondern mußten sich zu der Anhöhe ziehen, welche Winterfeldt besetzt hielt. Sogleich ersahen die Panduren den Vortheil, und warfen sich in den jetzt unvertheidigten Busch, von wo sie ein starkes Feuer gegen die Anhöhe machten, durch Felsen und Bäume gedeckt, so daß sie bis auf 50 Schritt ungestraft annahen konnten. Ja, manche kletterten mühsam bis zur Felsenwand empor, schossen ihr Gewehr in solcher Nähe ab, daß kein Fehlen möglich blieb, und ließen sich dann wieder in die Tiefe fallen, wo sie ganz sicher waren. Die Preußen verloren einige Mannschaft, und die ganze Stellung war in Gefahr. Gewehr- und Kanonenfeuer vermochten nichts gegen den gesicherten Feind, der doch um jeden Preis vertrieben werden mußte. Da sprang Winterfeldt vom Pferde, „Bursche," rief er seine Leute an, „schießt nicht, wir wollen mit den Bajonetten in sie hinein!" und an der Spitze einer Anzahl Grenadiere stürzte er die Anhöhe hinab, und drang in das Gehölz ein, wo die Panduren der blanken Waffe nicht Stand hielten; sie flohen, und als sie über das freie Feld eilten, kamen sie unter das Feuer eines preußischen Bataillons, wodurch sie großen Verlust erlitten, und in völliger Unordnung ihre Flucht noch mehr beeilten. Die Jäger konnten nun ungehindert ihr früheres Gehölz wieder besetzen.

Eine große Gefahr war abgewendet, Winterfeldt's rechte Flanke wieder gedeckt. Jetzt aber rückten 2 Bataillone ungarisches Fußvolk mit 2 Kanonen über die Ebene geradezu gegen Winterfeldt's Hügel heran. Das Geschützfeuer der Preußen hielt sie nicht auf, sie machten Halt um zu feuern, und marschirten dann gleich wieder vor. Als sie nahe genug waren, ließ Winterfeldt das Grenadierbataillon, welches dahin am nächsten gerichtet stand, Feuer geben; man sah zu 10 und 12 Mann fallen, das eine Bataillon der Ungarn nahm in Unordnung die Flucht, das andere warf sich in einen tiefen Graben, der die Ebene durchschnitt. Winterfeldt bedauerte, in diesem Augenblick seine Husaren nicht gebrauchen zu dürfen; er hielt sie geschlossen am Fuß des Hügels unter den Kanonen seiner Stellung, weil mit der großen Uebermacht der feindlichen Reiterei die kleine Schaar nur tollkühn sich messen konnte.

Noch immer ließ Nadasdy frische Truppen anrücken, und weil die rechte Flanke und die Front der Preußen anzugreifen mißlungen war, so wollte er nun versuchen, ob die linke vielleicht einen Erfolg darböte. Starke Truppenzüge marschirten in dieser Richtung gegen Zieder. Zwischen Winterfeldt und dem Oberstlieutenant Stange, der bei der evangelischen Kirche stand, lag ein unbesetzter Hügel, den der Feind nehmen konnte; Winterfeldt ließ eilig 2 Kompanieen und 1 Kanone hinaufrücken, die dem Feinde zuvorkamen, und deren Feuer gute Wirkung that.

Mittlerweile war aber eine Schaar Tolpatschen und Husaren in die Vorstädte von Landshut eingedrungen, und verbreitete sich jenseits der Stadt auf den Anhöhen, so daß es den Schein hatte, als wären die Preußen umgangen, und das Gefecht konnte noch stets eine nachtheilige Wendung nehmen. Winterfeldt jedoch war seiner Grenadiere sicher, sie wankten nicht. Auch war bereits Stille benachrichtigt, jetzt sei es Zeit, herbeizueilen. Er stand eine kleine halbe Meile weit bei Hartmannsdorf, und führte seine 10 Schwadronen Dragoner rasch heran. Sie jagten durch die Vorstädte, den Feind vor sich hertreibend, und reihten sich dann Winterfeldt's Bataillonen auf dem rechten Flügel an, die Husaren wurden

nun auch wieder hervorgezogen und alle in Einer Linie vor die Dragoner gestellt. Auf das gegebene Zeichen stürzte alles zum Angriff in die Ebene, und jenseits die steilen Hügel hinan. Der Feind feuerte heftig von allen Seiten, allein nichts hemmte die Stürmenden, das ungarische Fußvolk räumte völlig das Feld, die Reiterei, geworfen und flüchtig, konnte sich nicht wieder sammeln, die preußischen Husaren und Dragoner gelangten zugleich mit dem Feinde, dem keine Zeit gelassen wurde, auf die Höhen, wo dieser Schutz hoffte, und großentheils den Tod fand, besonders wurden die eingeholten Panduren niedergemacht, und keinem der Trenck'schen Schaar Pardon gegeben, weil auch sie einen schon gefangenen Preußen in Stücken gehauen hatten. Der Oberst Patatic selber, der mit vier Hiebwunden in Gefangenschaft fiel, wurde kaum noch durch einen Offizier dem Tod entrissen, den ihm die erbitterten Husaren zudachten. Auch ein Grenadierbataillon war nachmarschirt, doch ohne Kanonen. Die Jäger drangen in Busch und Waldung vor, und machten 62 Gefangene, nebst dem Obersten Patatic die einzigen dieses Tages. Die Niederlage und Verwirrung des Feindes war allgemein; erst in der Ebene von Grüssau, hinter Teichen, Dämmen und anderen bei der Abtei befindlichen Engwegen, faßte er wieder Stand. Ihn hier anzugreifen, war bei der Ermüdung der Truppen nicht rathsam, wiewohl noch zuletzt der General von Dumoulin, welchen Winterfeldt gleichfalls benachrichtigt und herbeigerufen hatte, mit 2 frischen Bataillonen eintraf. Der Kampf hatte 7 Stunden in fast ununterbrochenem Feuer angedauert. Die Oesterreicher zählten über 300 Todte und gegen 600 Verwundete, Nadasdy selbst war an der Hand verwundet; über 1000 Stück Gewehre, Säbel und andere Waffen hatten die Flüchtigen auf den Weg hingeworfen; die Preußen hatten 31 Todte und 140 Verwundete, worunter mehrere Offiziere; ein Offizier und siebzehn Husaren waren auch in Gefangenschaft gerathen. Winterfeldt selber hatte zwei Schrammschüsse, am Arm und im dicken Bein, beides nur Quetschungen. In seinem ausführlichen Bericht an den König aus Landshut vom 24. Mai lobt er die Truppen alle, die im Kampfe gewesen, insbesondere die Obersten von Ruesch

und von Natzmer, und bittet für ersteren um ein Merkmal des gnädigsten Wohlwollens; von dem Obersten von Manstein sagt er, „derselbe sei noch nicht angestellt und habe dahero keine Befehlführung gehabt, aber nichtsdestoweniger alles mitgemacht, und sich ausgezeichnet, wie ihm denn nichts sauer werde, als seine eignen Umstände, da er schon längst aus Rußland nichts mehr bekomme.“ Von dem nachmals berühmten Reitergeneral von Seydlitz, der sich an der Spitze seiner Schwadron Natzmer'scher Husaren besonders hervorgethan, sagte Winterfeldt in einem Schreiben an den König: „Ew. Königliche Majestät haben an dem Rittmeister Seydlitz gewiß einen Offizier, der nicht zu verbessern.“

Für diese glänzende Waffenthat, welche nach den wesentlich übereinstimmenden Berichten Winterfeldt's und Stille's hier umständlicher mitgetheilt worden, weil nicht nur das kriegerische Verdienst unseres Helden sich in dieser Begebenheit allseitig darthut, sondern auch sie selbst durch Gestalt und Bedeutung sich zu einem kleinen Schlachtgemählde erhebt, wurde Winterfeldt zum Generalmajor befördert, sein Patent aber vom 1. Dezember 1743 ausgefertigt. Noch am Abend desselben Tages, an welchem er seinen Bericht abgesandt, empfing er seine Ernennung, und schrieb noch um 11 Uhr einen zweiten Bericht, worin er auch seine Danksagung ausdrückte. Er sagt unter anderen: „So lange unsre Grenadiere nur sehen, wo der Schuß herkomut, welcher auf ihnen geschieht, und wieder dahin schießen können, so lange hat es nichts zu bedeuten, es mag auch vor ihnen sein, was da will, aber solche Schüsse aus dem Busch sind ihnen zu hart, und war es letzt Zeit, daß ich resolvirte, mit die Bajonetter auf die Panduren herein zu gehen, welches aber bei allen Gelegenheiten nicht allemal angeht und sich thun läßt, sondern Konfusion macht, wann man sie in einem starken Walde attakiren wollte;“ — und schließt sodann: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben, als worin mich Dieselben auf die allergnädigste Art von der Welt zum Generalmajor deklariren, hat mich so attendrirt, daß ich auch nichts ersinnen kann, wodurch ich meine allerunterthänigste devoteste Danksagung genug an den Tag legen, und fußfällig bezeugen könnte. Ich erkenne, daß

Ew. Majestät meine wenigen Dienste viel zu gnädig rekompensirt haben, aber auch diese Erkenntniß wird mich gewiß, wann es möglich, daß ich noch mehr als es meine Kräfte zulassen, ausrichten kann, dazu aufrischen, und nichts in der Welt mir zu schwer sein, was ich nur zu Ew. Majestät Wunsch und Willen ausrichten kann, mich mit Freuden deßhalb zu sakrifiziren, und würde mir wohl zur größten Freude gereichen, wann ich die erste Probe an dem Generallieutenant Nadasdy davon erweisen könnte, als mit welchem ich anjetzo wie Generalmajor noch ein Wort mehr wie vorhero mitsprechen, und ihn gerne doppelt bezahlen wollte."

Der Feind indeß hatte sein Absehen auf Landshut nicht aufgegeben, und Winterfeldt verabredete mit Dumoulin die gemeinsamen Maßregeln, welche nach Umständen zu nehmen sein möchten. Daß die Oesterreicher hier durchbrechen wollten, war dem Könige ganz recht; als sie daher, durch die Sachsen verstärkt, mit mehr als 30,000 Mann auf's neue anrückten, zog Winterfeldt in der Nacht zum 26. Mai mit seinen Truppen heimlich nach Freiburg ab, und Dumoulin mit den seinen nach Schweidnitz. Der Feind hatte genug Widerstand erfahren, um zu glauben, daß ihn die Preußen ungern vorrücken sähen; um ihn darin zu bestärken, und jede seiner Bewegungen in der Nähe gleich wahrzunehmen, wurde er fortdauernd geneckt, und ihm jeder kleine Vortheil streitig gemacht. In dem sogenannten Nonnenbusche bei Kammerau hielt Winterfeldt den Oberstlieutenant von Schütz mit 200 Pferden versteckt, „Es ist ein admirabler Posten," schrieb er, „um von da aus kleine Partheien, so in die Plaine kommen, zu koupiren, hingegen können sie in dem Walde von ihrem Korps nicht abgeschnitten werden." Noch spät am 29. Mai meldete Winterfeldt dem Könige, der Feind sei mit ganzer Macht im Anmarsch, man müsse ihm Raum geben, von den Bergen herunter zu kommen, und ihn dann schlagen. Am folgenden Tage schrieb Winterfeldt aus Schweidnitz: — „Daß sie heraus kommen werden, glaube ich ganz gewiß, was ihnen aber dazu bewegt, deßhalb kann ich keine andere Ursache einsehen, als daß sie mit Blindheit geschlagen, ihr Maß voll, und von der Vorsehung zum Schlachtopfer destiniret sein,

als wozu ihnen die sächsische Geschwindstück den Muth inspiriren müssen." Der freie und sichere Blick Winterfeldt's in das Ganze der Kriegsleitung mußte, nicht minder als jene glänzenden Ausführungen, den Umfang und Werth solcher feldherrlichen Gaben dem Könige schätzbar machen.

Dumoulin und Winterfeldt führten bei den mannigfachen Bewegungen, welche das Heer des Königs nunmehr zu machen hatte, die Vorhut, und griffen bei den Maßregeln, welche der König in Erwartung einer nahen Schlacht so klug als eifrig anordnete, wirksam ein. Sie besetzten mit 7 Bataillons Fußvolk und 40 Schwadronen Reiterei die Höhen von Striegau, hielten ihre Truppen still und verdeckt, und zogen ihre Husaren gleich ein, wenn der Feind sich zeigte, um diesen noch sichrer zu machen. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau vorgerückt, und setzte sich am 2. und 3. Juni in Marsch, um tiefer in Schlesien einzudringen. Der König hatte seit mehreren Tagen die Gegend so wie den Feind aufmerksam erforscht, seine eignen Truppen und Bewegungen aber glücklich verborgen: jetzt beschloß er unter den günstigsten Umständen den allgemeinen Angriff. Bei Hohenfriedberg am 4. Juni kam es zur Schlacht, welche mit dem herrlichsten Siege der Preußen endigte. Dumoulin und Winterfeldt eröffneten den Kampf durch Ueberfall der auf dem Marsche nach Striegau begriffenen Sachsen, deren Niederlage vollständig war, bevor noch die Oesterreicher zum Schuß kamen. Beide Generale wetteiferten an Einverständniß wie an Tapferkeit, und der Ruhm beider Namen zeigt sich in diesen Kriegsthaten eng verknüpft. Auch die Verfolgung des Feindes am nächsten Tage wurde ihnen gemeinsam aufgetragen. Sie erreichten den Nachtrab des Feindes bei Landshut; Nadasdy mit seinen frischen Truppen, die bei Hohenfriedberg nicht gefochten hatten, sollte den Rückzug des geschlagenen Heeres decken, Winterfeldt aber an der Spitze seiner Husaren griff ihn heftig an, und warf ihn völlig in die Flucht, wobei er ihm über 200 Mann tödtete, und 130 gefangen nahm. Die Verfolgungen wurden bis Starkstadt in Böhmen fortgesetzt. Winterfeldt hatte von Friedland bis dorthin einen schlimmen Marsch gehabt. Die Lebensmittel fehlten, und die

Soldaten fingen an matt und mißmuthig zu werden. Eine halbe Viertelmeile nur von Winterfeldt's Marsch entfernt sah man Nadasdy mit 4 Husarenregimentern und vielen Panduren nach Kosteletz vorüberziehen, ohne diesmal etwas gegen sie unternehmen zu können. Im Lager bei Schlitsch, wo Winterfeldt mit dem Generalmajor von Zieten gemeinsam den Feind beobachtete und die Gegend erkundete, empfing er am 16. Juni durch Dumoulin die Nachricht, daß der König ihn mit neuer Gnade bedacht und ihm die Amtshauptmannschaft von Tapiau verliehen habe, eine Pfründe von 500 Thalern jährlichen Einkommens; er dankte dem Könige, indem er den Wunsch ausdrückte, nur auf's neue Gelegenheit zu haben, auch hiefür seine unterthänigste Erkenntlichkeit bezeigen zu können.

Der König hatte sein Heer nach Böhmen geführt, und eine Stellung bei Königingrätz genommen, wo ihm gegenüber bald auch der Prinz Karl von Lothringen seine Truppen in unangreifbarer Stellung zusammenhielt. Die Preußen zehrten ringsumher das Land aus, und bestanden zahlreiche Scharmützel gegen die leichten Truppen des Feindes, welche die Zufuhren abzuschneiden suchten. Da jedoch feindliche Schaaren bereits wieder in Oberschlesien vordrangen, und selbst Kosel in ihre Hände gefallen war, auch andererseits die Sachsen eine Unternehmung gegen die Mark Brandenburg zu beabsichtigen schienen, so sandte der König den General von Nassau mit 12,000 Mann nach Schlesien zurück, und er selbst wollte sich mit der Hauptmacht rechtshin ziehen und der Lausitz nähern. Um den Feind zu täuschen, mußte Winterfeldt am 8. Juli mit 3000 Mann linkshin über Opoczno gegen Reichenau vorrücken, er machte bei Aujest Halt, und stellte die Vorposten noch eine halbe Stunde weiter; am 11. erhielt er noch 1000 Mann Verstärkung, und marschirte nun vollends bis Reichenau. Der Prinz von Lothringen fürchtete einen Einfall nach Mähren, und sandte eiligst Nadasdy mit zahlreichen Truppen, den Feind zu beobachten. Winterfeldt wich einem Gefecht aus, und kehrte am 12. bis Solnicz in guter Ordnung zurück. Inzwischen hatte der König ungehindert eine Bewegung rechts gemacht, um unfern Jaromircz die Elbe

zu überschreiten, und ein Lager bei Chlum zu beziehen. Die Scharmützel dauerten fort, jede Zufuhr, jedes Futterholen gab zu Gefechten Anlaß. Am 20. Juli marschirte Winterfeldt von Aujest nach Opoczno, und von hier weiter gegen Jaromircz, und lagerte bei Zwol. Nadasdy wollte am 26. den Posten von Neustadt überraschen, wurde daran aber durch Winterfeldt gehindert, der mit größter Wachsamkeit und Eile sogleich bereit war, ihn zu empfangen. Die muthige Hingebung, mit welcher Winterfeldt bei jeder Gelegenheit sich persönlich in Gefahr begab und den feindlichen Kugeln aussetzte, zog ihm einen liebreichen Verweis des Königs zu, der ihm anbefahl, sich künftig ohne Noth nicht bloßzustellen. In einem Schreiben vom 7. August aus dem Lager bei Zwol antwortet Winterfeldt dem Könige unter anderen hierauf: — „Da Ew. Majestät allergnädigste Ordres mir allezeit ganz heilige Gesetze sein, so werde auch denselben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren, und aus Vorwitz das Ziel meiner treuen Dienste zu verkürzen. Ich wüßte auch nicht, daß ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Funktion erfordert; denn obzwar die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, so sind dennoch Umstände dabei gewesen, daß ich habe gut Exempel geben und zeigen müssen, daß ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich selbst exponirte, und wann derjenige, welcher ausgeschickt ist und ein Detaschement zu kommandiren hat, das nicht thut und selbst nach allem sieht, was vorgeht, so schonen sich alle Untergebenen und rapportiren von der Sache viel gefährlicher, als sie in der That an sich selbst ist, wann man sie selber sieht und Kontenance halten lasset." —

Eine Zufuhr von 600 Wagen aus Schlesien wurde bei dem Heere dringend erwartet, und man fürchtete sehr, sie möchte von den feindlichen Streifschaaren weggenommen werden. Winterfeldt erhielt am 17. August Befehl diese Zufuhr von Braunau bis Nachod zu sichern, worauf er den Feind theils abzulenken wußte, theils ihn, wo er dennoch nahe kam, zurückschlug. Als sieben Tage später der König seine Bewegung rechtshin fortsetzte, und sein Lager bei Trautenau nahm, blieb Winterfeldt mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwa-

dronen Husaren bei Zwol als Nachhut stehen, sicherte das Gepäck und Geräthe des Heeres, und folgte dann langsam nach. Neustadt blieb noch von einem Grenadierbataillon unter dem Major von Tauenzien besetzt. Der Feind glaubte diese kleine Besatzung aufheben zu können. Am 7. September ließ der österreichische General Fürst von Lobkowitz, der unermüdet in Anschlägen war, welche doch meist mißriethen, die Stadt durch 10,000 Mann berennen, und versuchte verschiedene Angriffe. Die Preußen hielten sich tapfer, und hofften auf Ersatz. Doch erst am 12. erfuhr der König die Bedrängniß, und sandte nun schleunigst Dumoulin und Winterfeldt den Eingeschlossenen zu Hülfe, welche schon Wassermangel litten, und die Stadtmauer durch die Wirkung des Geschützfeuers einstürzen sahen. Winterfeldt erzwang mit 300 Mann Fußvolk den Durchzug durch einen vom Feinde mit 2000 Panduren besetzten Wald, trieb diese gegen einen rückwärts liegenden Abgrund, und nahm ihnen 2 Kanonen. Neustadt wurde befreit, allein der nun unhaltbare Ort aufgegeben, und die Preußen rückten wohlbehalten und unverfolgt bei dem Heere wieder ein.

Der König nahm hierauf ein Lager bei Staudenz, und der Feind führte den kleinen Krieg lebhaft fort, ohne deßhalb größere Unternehmungen außer Acht zu lassen. Das preußische Heer, durch große Entsendung nach Oberschlesien und der Neumark geschwächt, zählte kaum noch 20,000 Mann im Lager, nachdem auch Dumoulin und Winterfeldt mit ihren Truppen zur Deckung der schlesischen Gränze und zur Sicherung der Verbindungen sich von der Hauptstärke ziemlich weit entfernt hatten. Winterfeldt war am 25. September von Schatzlar abmarschirt und in Grüssau eingetroffen, am 27. in Landshut, und durchzog diese Gegend, um den Streifereien des Partheigängers von der Trenck, der sich mit seinen Panduren hieher gewendet hatte, Einhalt zu thun. Unter diesen Umständen beschlossen die österreichischen Generale, mit ihrer großen Uebermacht den König anzugreifen, der eben im Begriff war, nach Trautenau zurückzugehen. Am 30. September stießen beide Heere bei Sorr auf einander, es kam zur Schlacht, und der König erfocht einen glänzenden Sieg, der die Oester-

reicher von den Gränzen Schlesiens zurückwarf, und dieses Land auf einige Zeit sicherstellte. Winterfeldt hatte die Schlacht von Sorr nicht mitmachen können, die Trenck'schen Panduren aber hatten sich dabei zum Theil eingefunden, und während des Kampfes das preußische Gepäck und darunter auch das des Königs geplündert, welches jedoch der gewonnene Sieg leicht verschmerzen ließ.

Winterfeldt erhielt nun am 3. Oktober Befehl, da auf dieser Seite wenig mehr zu fürchten war, die bisher von ihm geführten Truppen gut aufzustellen, und den Oberstlieutenant von Manteuffel in allem Nöthigen zu unterweisen, er selbst aber sollte sich zu dem General von Nassau nach Oberschlesien begeben, und die Leitung des wichtigen Einbruchs in Mähren, zu welchem derselbe beauftragt war, übernehmen. Da jedoch der König erfuhr, daß Trenck mit seinen Panduren noch in der Nähe umherschwärmte, auch Nadasdy sich mit ansehnlichen Schaaren zeigte, so empfing Winterfeldt drei Tage später aus Trautenau vom Könige die Weisung, noch einige Tage zu verweilen, und mit dem Obersten von Manstein, welchen Dumoulin zu ihm senden würde, Rücksprache zu nehmen. Die Besorgniß war bald gehoben, Winterfeldt reiste ab, und kam den 8. Oktober nach Neiße, wo er die Festungsarbeiten nachsah, und von dem General von Wallrave, der sie leitete, mit guter Laune schrieb: „Ich habe ihn auf dem Bett angetroffen, und er klagte sehr, daß er sich seit geraumer Zeit nicht wohl befände; er sieht dem Papst Sixto ungemein ähnlich, und kann ich ihm nichts anmerken, oder er müßte die Wassersucht haben; indessen lässet er noch fleißig drauf losarbeiten." Am 10. Oktober kam Winterfeldt in Roswalde bei dem General von Nassau an, dem er die näheren Befehle des Königs in Betreff des Unternehmens gegen Mähren brachte, und zugleich eine unmittelbar nachfolgende Verstärkung von 3 Bataillonen Fußvolk ankündigte. Die Preußen drangen nun rasch in Oberschlesien vor; Winterfeldt und Bronikowski führten den Vortrab, und überfielen eine feindliche Schaar, die sogleich zerstreut wurde. Der König schrieb aus Trautenau am 15. Oktober, er sei mit Winterfeldt's Anordnungen zufrieden, mehr Husaren könne er aber nicht schicken,

er brauche sie selbst, und müsse noch sehr auf seiner Hut sein; überhaupt hätte er Winterfeldt'en, wenn er sich dort entbehrlich glaubte, gern wieder auf der böhmischen Gränze. Winterfeldt aber verfolgte die begonnenen Vortheile. Die Hauptstärke der Ungarn hatte sich unter dem Feldmarschall Esterhazy bei Oberberg aufgestellt; Nassau führte seine Truppen, so wie sie anlangten, und ohne die letzten abzuwarten, rasch zum Angriff; der Feind wurde nach einigem Widerstande geworfen, und verlor 200 Todte und Verwundete, 110 Gefangene. Von Winterfeldt wird gerühmt, daß er an diesem Erfolge vorzüglich Theil gehabt, er selbst rühmt in seinem Bericht den General von Bronikowski, der mit seinen Husaren die Warasdiner angefallen, lobte die Husaren, die Dragoner, welche abgesessen waren und zu Fuß gefeuert hatten, das Fußvolk, das fast über Vermögen seinen Marsch beeilt hatte. Die Preußen drangen in Mähren bis jenseits Teschen und gegen Jablunka vor.

Der König hielt den Feldzug für beendigt, und in der Meinung, die Oesterreicher bezögen ihre Winterquartiere, übertrug er den Oberbefehl des Heeres dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau, die besondere Bewachung der böhmischen Gränze aber den Generalen von Dumoulin und von Bonin, denen auch Winterfeldt, aus Mähren zurückberufen, sich anreihen sollte, und reiste am 28. Oktober nach Berlin. Die Oesterreicher jedoch blieben in Bewegung, und ihr Heer, anstatt sich in die Winterquartiere zu begeben, rückte gegen die Lausitz, wo auch die sächsischen Truppen sich drohend anhäuften. Das preußische Heer zog sich in Folge dieser Nachrichten am 5. November bei Rohnstock wieder zusammen, rückte an den Bober vor, und erwartete die Ankunft des Königs. Winterfeldt stand mit seiner aus Reiterei und Fußvolk gemischten Truppenschaar bei Greiffenstein, und hatte Befehl, den Feind nicht aus dem Auge zu lassen; in einigen Scharmützeln warf er ihn tapfer zurück. Er schrieb an Eichel den 15. November: „Wenn es nach meinem Willen geht, so rühre ich mich hier nicht weg, bis die ganze Armee kommt, und wann sie auch käme, so hoffte solche mit Gottes Hülfe doch aufzuhalten. Ich sorge aber sogar, daß, wann

noch mehr Lärm kommt, auch der Generallieutenant Dumoulin aus der Gegend von Landshut wird weggezogen werden, dadurch alsdann halb Niederschlesien einer infamen Räuberbande preisgegeben wird." Wirklich ließ der König die Generale Dumoulin, Bonin und Winterfeldt, so wie den Obersten von Retzow, mit ihren Truppen sogleich sich der Hauptstärke nähern, und die Generale von Nassau und von Hautcharmoy wurden aus Oberschlesien herbeigezogen, um die von jenen verlassene Gegend zu besetzen.

Winterfeldt suchte den Feind glauben zu machen, die Preußen fürchteten für Schlesien, und setzte sich in Marsch zu dem Könige. Er durchschaute früh die Absicht des Feindes, und war unaufhörlich bemüht, dessen Bewegungen und Stärke zu erforschen. Der König, der von Berlin am 15. November in Liegnitz eintraf, fand daselbst Winterfeldt's Meldung, daß 6000 Sachsen als Vorhut der Oesterreicher über Zittau in der Lausitz eingerückt wären. Aus Groß-Walditz meldet er am 20. November seine vielfachen Erkundigungen, daß das österreichische Heer zwischen Zittau und Mark-Lissa stehe, und über Görlitz und Guben nach der Mark Brandenburg vordringen wolle; er zeigte sich unerschöpflich in Listen, Anschlägen und Entwürfen, welche der König beifällig aufnahm, auch wenn er nach seiner höheren Uebersicht nicht auf jedes einging. Den Feind um so sicherer zu täuschen, gab man sich das Ansehen, als sei die sächsische Gränze unverletzbar, und einige Husaren, welche die Lausitz betraten und dort geplündert hatten, ließ Winterfeldt dafür bestrafen. Am 21. November rückte er nach Gießmannsdorf, wo er seine Truppen, bestehend aus 6 Bataillons Fußvolk, den Husaren von Zieten und Natzmer, und den Dragonern von Posadowski, vortheilhaft aufstellte, und die Ufer des Queis genau bewachte. Aus Sachsen durfte jederman herüber kommen, niemand aber zurück, der Feind erfuhr nichts von dem Heere des Königs, nicht seine Zusammenziehung, nicht seine Nähe. Um noch mehr zu täuschen, sprengte Winterfeldt aus, er solle nach Krossen marschiren, und ließ die Wege dahin ausbessern. Hinter dem Queis hielten andere Truppen die Linien der Neiße und des Bobers besetzt. Ueber

die Absichten des Feindes waren die Vermuthungen wieder getheilt, er konnte nach der Lausitz und Mark, aber auch nach Schlesien eindringen wollen. Winterfeldt rieth dem Könige, mit dem ganzen Heere vorzurücken in die schon bestimmten Quartiere. Als das Absehen auf die Lausitz gleich darauf durch die Bewegungen des Feindes sich bestätigte, und Winterfeldt am 22. November die sichere Meldung geben konnte, das feindliche Heer marschire diesseits der Neiße, das Geschütz jenseits, schrieb er hierüber: „Ich bin außer mir vor Freuden, daß unser Herrgott die Leute mit Blindheit geschlagen, denn wann wir ihnen den Plan zu ihrem Schaden hätten machen sollen, hätte es nicht besser sein können, als sie es anjetzo von selbst thun." Und in einer zweiten Meldung vom nämlichen Tage: — „Sie kommen, und — Gott sei Dank! — so, wie es Ew. Majestät wünschen können, es defilirt alles diesseits der Neiße, — — ich halte davor, daß ihr Maß voll, und anjetzo die beste Zeit, es überlaufen zu machen." Er beschloß diese Meldung mit dem Rath, das Heer möchte vorrücken, heute, morgen, am 24. ruhen, und am 25. in Gottes Namen den Queis überschreiten, und gleich angreifen. Wie unermüdet Winterfeldt in seinem Eifer und wie groß seine Thätigkeit war, zeigt ein dritter Bericht, den er von demselben Tage noch abends aus Seiffersdorf an den König erstattet.

Der König stimmte der Ansicht und Beurtheilung Winterfeldt's vollkommen bei, sie wurden durch alle sonstigen Nachrichten durchaus bestätigt. Winterfeldt mußte bei Naumburg den Uebergang über den Queis vorbereiten; außer der vorhandenen steinernen Brücke, und zweien Fuhrten für die Reiterei, war eine Pontonbrücke nöthig, die in größter Stille und Schnelligkeit gelegt wurde; ein dicker Nebel begünstigte diese Anstalten. Am 23. November kam der König nach Naumburg, und ließ in aller Frühe die Truppen über den Fluß gehen. Der König führte den ersten der vier Truppenzüge, in welchen das Heer marschirte, und Winterfeldt befehligte die Vorhut, da dieser jedoch um mancher Anstalten willen bei der Pontonbrücke noch zurückbleiben mußte, so übertrug er Zieten die Führung des Vortrabs, jedoch mit

der Weisung, nichts zu unternehmen, bevor er selbst mit dem Fußvolke nachgekommen wäre. Der Nebel war gefallen, nachdem er das Anrücken der Preußen glücklich verdeckt hatte. Während aber der König mit dem Fußvolk und Geschütz durch Irrthum der Führer auf sumpfige Wiesen gerathen war, und mühsam durchzukommen suchte, stieß Zieten mit seinen Husaren beim Ausgang eines Gehölzes im nächsten Dorf unerwartet auf den Feind; Katholisch-Hennersdorf war von vier sächsischen Kürassierregimentern und einem Regiment Fußvolk besetzt. Zieten griff mit seiner schwachen Mannschaft das Dorf, welches sich eine halbe Meile lang hinstreckte, in der Mitte an, seine Schwadronen wurden von der sächsischen Reiterei zweimal zurückgeworfen, allein er drang in erneuten Angriffen siegreich ein, und der König sandte den General von Rochow mit 2 Reiterregimentern zu Hülfe, so wie den General von Polentz mit 3 Grenadierbataillonen, welche den Sachsen in den Rücken zu kommen suchten. Das sächsische Fußvolk indeß, durch einen Zaun gedeckt und im Viereck aufgestellt, hielt Stand, bis Winterfeldt mit seinen Bataillonen anlangte, den Feind in der Flanke angriff, und das Viereck durch kräftiges Geschützfeuer völlig auseinandersprengte. Die Sachsen verloren über 1100 Mann, größtentheils Gefangene, unter ihnen den General von Dalwitz, Oberst O'Byrn und 30 andere Offiziere, ferner 6 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Standarten und 2 Paar Heerpauken, so wie fast alles Gepäck.

Dieser schöne Sieg war nicht die alleinige That Zieten's, wie man ihn hat darstellen wollen, aber seine kühne Entschlossenheit hatte großen Antheil daran. Er überbrachte selbst dem Könige die gewonnenen Siegeszeichen, und erbat für sein Regiment ein Paar der erbeuteten Pauken; ihm und dem General von Ruesch, der dieselbe Bitte für seine schwarzen Husaren that, wurde diese Gunst gewährt, und außerdem reichliches Lob gespendet. Zieten jedoch war unzufrieden, unter Winterfeldt's Befehl gestellt gewesen zu sein, eine leichte Wunde machte ihn für den Augenblick undienstbar, er glaubte sich zurückgesetzt, und drückte in einem Schreiben an den König deßhalb einen Verdacht gegen Winterfeldt aus. Die

Antwort des Königs ist für dies Verhältniß so wichtig, daß wir sie aus Zieten's Lebensbeschreibung hier vollständig einschalten müssen. Der König schrieb aus dem Hauptquartier Görlitz unter dem 3. Dezember wie folgt: „Mein lieber Generalmajor von Zieten! Ihr könnt gewiß versichert sein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erfahren, wie Ihr in dem Gedanken stehet, als ob ich etwas gegen Eure Person hätte, oder sonst mit Euren Diensten nicht zufrieden wäre. Ihr könnt fest glauben, daß weder das eine noch das andere ist, und daß vielmehr ich Euch als einen rechtschaffenen Offizier ästimire, und von Euren treuen, geschickten und guten Diensten sehr satisfait bin. Daß ich aber zu Zeiten dem General Winterfeldt besonders Komission gebe, dieses oder jenes, nach meinen ihm insgeheim bekannt gemachten Absichten, auszurichten, und Euch deßhalb meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern, bekannt zu machen, solches kann mir wohl unmöglich verwehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Expeditionen geschiehet, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das geringste verlieret. Ich hoffe also, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen, und vielmehr gewiß versichert sein werdet, daß ich bin Euer wohlaffektionirter König, Friedrich." Zieten, dessen Gemüthsart nicht so frank und bieder war, als Frau von Blumenthal versichern will, behielt seitdem einen unversöhnlichen Groll gegen Winterfeldt, den wir doch früher Zieten's Verdienst unbefangen und gerecht anerkennen sahen, der aber in der Folge, reizbar und kräftig, wie er war, auch seinen Trotz gegen Zieten's Unmuth nicht gespart haben wird. Jedoch findet sich keine Spur, daß der König je nöthig gehabt hätte, auch in Winterfeldt widrige Gesinnungen zu beschwichtigen.

Das Gefecht von Katholisch-Hennersdorf war folgenreicher, als man erwartete; die Nachricht der erlittenen Niederlage verbreitete Schrecken durch ganz Sachsen, die feindlichen Truppen verloren alle Zuversicht. Der König brach am folgenden Tage mit ganzer Macht auf, um die österreichische Hauptstärke unter dem Prinzen von Lothringen an-

zugreifen; dichter Nebel hemmte den Marsch, doch kam das Heer bis Trotschendorf und Lichtenberg; Winterfeldt aber, der die Vorhut führte und sämmtliche Husaren nebst einigen Grenadierbataillonen befehligte, drang in der Nacht bis Görlitz vor, wo er ein bedeutendes Magazin nahm, und 310 Gefangene machte, worunter 60 Offiziere. Die Oesterreicher, welche am Morgen bei Schönfeld eine halbe Meile von dem Lager des Königs gestanden hatten, waren eiligst aufgebrochen, und auf Zittau zurückgegangen. Bonin und Winterfeldt, zusammen 70 Schwadronen und 10 Bataillons stark, drohten durch eine Bewegung längs der Neiße am 27. November die Oesterreicher von Zittau abzuschneiden, während der König bis Ostritz vorrückte. Winterfeldt erreichte Zittau, als eben die feindliche Nachhut unter dem General von Mercy abzog, er griff sie mit seinen Husaren und Grenadieren heftig an, nahm die Stadt und die dortigen großen Magazine und machte 300 Gefangene, außer 400 Ausreißern, die an demselben Tage vom Feinde herüberkamen. Der Prinz von Lothringen, durch Winterfeldt fortwährend gedrängt, zog alle seine Truppen eiligst über Gabel nach Böhmen zurück, mit großem Verlust an Mannschaft und Vorräthen, und sein ganzes drohendes Unternehmen war vereitelt.

Die Preußen nahmen Erfrischungsquartiere in der Lausitz, ein Theil marschirte über Bautzen gegen die Elbe vor, um dem alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der ein zweites preußisches Heer über Meißen gegen Dresden heranführte, die Hand zu bieten. Winterfeldt aber durfte nicht rasten, sondern mußte sogleich mit 3 Bataillons nach Schlesien eilen, dort 2 Grenadierbataillons und ein Dragonerregiment an sich ziehen, und mit Nassau vereinigt den Feind aus dem Gebirge vertreiben, wo derselbe sich inzwischen vielfach ausgebreitet hatte. Ueber Mark-Lissa, Greiffenberg und Löwenberg gelangte Winterfeldt am 9. Dezember nach Hirschberg, wo der österreichische Partheigänger Oberst Franquini sogleich vor ihm nach Böhmen zurückwich. In mehreren Gefechten wurden die übrigen österreichischen Schaaren, welche der General von Hohenems befehligte, geschlagen und zerstreut, wobei sie Gepäck und Leute einbüßten. Winterfeldt

war von unermüdeter Thätigkeit, und nachdem er in Landshut mit Nassau sich besprochen, betrieb er die Sachen so rasch und glücklich, daß in wenigen Tagen das ganze Gebirge gesäubert war. Am 18. Dezember berichtete er aus Hirschberg an den König, daß man am 15. von Mittag bis gegen Abend nach Sachsen hin stark habe kanoniren hören, jetzt erfahre er, daß der Fürst von Anhalt-Dessau die Sachsen und Oesterreicher unweit Dresden angegriffen und völlig geschlagen haben solle, während des Schreibens aber empfing er die Bestätigung durch den König selbst, und setzte nun hinzu: „Ew. Majestät allergnädigstes Schreiben aus Wilsdorf, und worin Dieselben die Gnade haben mir zu konfirmiren, daß die Sachsen geschlagen, erhalte ich sogleich; anjetzo kann es eintreffen, was die Bursche in der Armee schon längst gesungen, daß sie nämlich zum Weihnachtsfeste in Brühl's Pallaste sich wollten recht wohl sein lassen."

Die Friedensunterhandlungen waren bereits eingeleitet, allein die Oesterreicher beunruhigten noch durch mehrere Bewegungen die schlesische Gränze, und Winterfeldt nebst den übrigen preußischen Befehlshabern blieben in wachsamer Thätigkeit; sie konnten mit ihren wenigen Truppen das Gebirge nicht gehörig besetzen, wußten aber durch deren geschickte Verwendung den Feind überall, wo er mit Uebermacht einzudringen suchte, genügend abzuwehren. Am 28. Dezember langte in Hirschberg der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten an, und der König hatte an Winterfeldt eigenhändig die Worte beigefügt: „Der Friede ist richtig; also wenn Er wird die Husaren durchgemustert haben und in Breslau wegen Lieferung der Pferde Anstalt gemacht, so kann Er zu mir nach Berlin kommen. Frch." Winterfeldt schrieb hierauf noch desselben Tages an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren danke auf das verbindlichste vor die mir gütigst ertheilte angenehme Nachricht und überschickte Relations, und nehme es als eine Marque deren mir unschätzbaren allerwerthesten Andenkens und Freundschaft. Wann es mir Ew. Wohlgeboren nicht selbsten geschrieben, daß es seine Richtigkeit mit Oesterreich hätte, so glaubte ich es nicht, denn ich habe sie noch zu verstockt und nicht mürbe genug gehalten,

ſich zu accommodiren, ſondern, zu ihrem völligen Ruin, und gänzlich geſtürzt zu werden, die Sachen noch länger trainiren und bis aufs äußerſte pouſſiren würden. Es iſt mir bishero noch immer ſo vorgekommen, als wann ich künftiges Frühjahr noch einmal nach Prag kommen, um mein Zelt und Feldequipage, welches in voriger Kampagne da ſtehen geblieben und noch in guter Verwahrung ſein ſoll, ſelbſten abzuholen. Gott ſei gedankt vor alle glorieuſe Progreſſen und der glücklichen Endſchaft, ſo er unſern gnädigſten König geſund erleben laſſen, der wolle auch geben, daß er davon die Früchte noch viele Jahre genießen möge, ſo wird es der Armee, dem Lande und allen treuen Dienern wohlgehen. Amen. — — Uebrigens freuet mich nichts ſo ſehr als die Hoffnung, bald das Vergnügen zu haben, vor einem angenehmen Kaminfeuer in Berlin alles das, was dieſe Kampagne vorgefallen, repetiren zu können und mit einem Glas Wein abzuſpülen, alsdann mündlich mit mehrerem verſichern werde, daß ich ſei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenſter treuer Diener H. K. von Winterfeldt." Weil aber die Oeſterreicher, ungeachtet des auch vom Prinzen Karl von Lothringen ertheilten Befehls zur Einſtellung der Feindſeligkeiten, den Frieden noch läugneten, und beſonders der gemeinen Mannſchaft verhehlten, ſo mochte Winterfeldt die Gränze nicht zu ſchnell verlaſſen, und kam erſt im Laufe des Januars 1746 nach Breslau, wo er, neben anderen Geſchäften auch des Königs Befehlen gemäß mit dem Staatsminiſter Grafen von Münchow die Quartiere der Regimenter in Schleſien zu beſtimmen hatte. Nachdem er nochmals das Gebirge beſucht, und mancherlei Anſtalten, unter anderen wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen dort getroffen, reiſte er nach Berlin zu dem Könige, dem er nunmehr als Generaladjutant wieder regelmäßig zur Seite blieb.

Dieſe Stellung hätte auch einem minder bedeutenden Manne großes Gewicht geben müſſen; Winterfeldt, der thatkräftige und hochſtrebende Kriegsmann, der Vertraute und Liebling des Königs, brachte ihr mehr, als er von ihr empfing. Zwar ſind aus den nächſten elf Friedensjahren, wie ſchon aus denen der beiden ſchleſiſchen Kriege, die Nach-

richten das besondere Leben betreffend nur spärlich aufbewahrt; die Zeiten, in welchen ein Volk seine Sprache auf neuer Bildungsstufe erst wieder sprechen und schreiben lernt, können nur arm an schriftlicher Ueberlieferung sein, in Vergleich zu denen, wo diese neue Bildung schon errungen und geläufig ist, und es fällt merkwürdig auf, wie gleich der siebenjährige Krieg in solcher Hinsicht reicher ausgestattet erscheint, wo schon Dichter, Redner und Geschichtschreiber ihren festen Boden haben, und selbst die Handelnden auf diesen schon großentheils übergehen. Allein auch die wenigen Angaben, in welchen, während des bemerkten Zeitraumes, Winterfeldt genannt wird, lassen uns die Mannigfaltigkeit und den Werth seines Wirkens genug erkennen.

Im Frühjahr 1746 besuchte er, um seine Gesundheit nach so vielen Anstrengungen und Verwundungen zu stärken, in Böhmen das Karlsbad, und machte darauf, um mancherlei Beobachtungen einzusammeln, eine Reise nach den Rheingegenden, wo er sich im Juni, gleichfalls der Bäder wegen, eine Zeit lang in Aachen aufhielt. In den Niederlanden dauerte noch der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich fort, zu welchem der zweite schlesische Krieg gleichsam ein Zwischenspiel gewesen war, und der erst im folgenden Jahre durch den Frieden von Aachen beendigt wurde. Winterfeldt stand mit dem Könige in stetem Verkehr, und außer den Kriegsbegebenheiten zog er in seine Mittheilungen alle Gegenstände, die dem Könige persönlich oder politisch bedeutend sein konnten. So meldete er unter anderen, daß nach seinen Erkundigungen der Kurfürst von der Pfalz nicht abgeneigt sein dürfte, das Schutzherrnrecht von Aachen, das seinen schwachen Händen nur eine Last sei, in denen des Königs aber einen großen Werth haben könne, diesem abzutreten; für die Summe von 200,000 Gulden rheinisch möchte das Ganze zu erlangen sein, welches in preußischer Handhabung gewiß 40 bis 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte und dem Heere den Vortheil einer großen Rekrutirung bringen würde. Wir sehen hier den treubeflissenen Diener, der überall das Beste seines Herrn und des Staates im Auge hat. Im Oktober desselben Jahres ist Winterfeldt wieder bei dem Könige in

Potsdam, der, mit Vorbereitungen zu der Geschichte seiner Zeit beschäftigt, ihm unter anderen die Aufzählung der von ihm im letzten Feldzuge gemachten Gefangenen abforderte, und das Ergebniß der eingereichten sehr genauen und bescheidenen Liste mit einem kleinen Zusatz, welchen nachträgliche Ermittelung rechtfertigen mochte, in sein Geschichtwerk aufnahm.

Vor allem aber in dem Kriegswesen ist Winterfeldt's Thätigkeit in großen und kleinen Geschäften als eine ununterbrochene anzunehmen; sie konnte jedoch unter den Augen Friedrichs kaum etwas anderes leisten, als die eifrigste und genauste Befolgung dessen, was durch den Sinn und Willen des selbstthätigen Königs vorherbestimmt war. In persönlichen Dingen mag allerdings Winterfeldt's Urtheil, seine Abneigung und Empfehlung bei dem Könige viel gegolten haben, aber doch wieder nur in so weit, als der umsichtige, scharfprüfende Geist desselben, den zu lenken eben so schwierig gewesen wäre, als ihn zu täuschen gefährlich, frei zustimmen konnte. Gleichwohl mußten viele Männer, deren Ansprüche und Wünsche nicht erfüllt wurden, es bequemer finden, die Ursache ihrer Unzufriedenheit in dem Adjutanten zu sehen, als in dem Könige, und jenen anzufeinden, auch wo er nur ein blindes Werkzeug des höheren Willens war. Dies Mißverhältniß mag durch Winterfeldt's rasches und gebieterisches Wesen erhöht worden sein, besonders wo ihm die Befehle des Königs gegenüber von Personen höheren oder dienstälteren Ranges ein nachdrückliches Verfahren auferlegten. Eine sanftere Gemüthsart würde vielleicht mancher Feindschaft ausgewichen, manchen Groll anderweitig zu beruhigen gewußt, aber dann auch schwerlich den Erwartungen des Königs völlig entsprochen und den strengen Forderungen des Dienstes so genügt haben, wie dies Winterfeldt, in Trotz und Sicherheit seines Amtes, und rücksichtslos für alles andere, zu thun gewohnt war. Viele seiner Kriegskameraden, und selbst Mitglieder der Königlichen Familie, hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem steigenden Vertrauen des Königs nur wachsen konnte.

Besonders finden wir den berühmten Zieten in fort-

währendem Groll und Unwillen; die er auch gar nicht verbergen wollte. Für den Krieg durch schlaue Umsicht und kühnen Entschluß außerordentlich begabt, hatte er nur wenig Geschick als Befehlshaber im Frieden, wo Zucht und Ordnung der Truppen zur Hauptsache werden. Der König hatte das kriegerische Verdienst des Generals immer anerkannt, und demselben noch im August 1746 einen türkischen Säbel mit sehr gnädigen Ausdrücken geschenkt. Aber im Frieden bezeigte er ihm und seinem Regimente nur steigendes Mißfallen, und die Vorwürfe, welche er dem fahrlässigen, und mitunter auch störrischen Anführer macht, sind nicht etwa zweifelhafte Allgemeinheiten, sondern gehen auf ganz bestimmte Thatsachen. Schon im Jahre 1747 erhielt Winterfeldt den Auftrag, sich nach Berlin zu begeben, um dem daselbst zur herbstlichen Truppenschau einrückenden Husarenregimente von Zieten die nöthigen Weisungen zu ertheilen, oder das Regiment einzuhetzen, wie der König dies bezeichnend zu nennen pflegte. Ein solcher Auftrag, den außer Winterfeldt auch andre Generale in häufigen Fällen auszurichten hatten, war nicht geeignet, dem ersteren die Zuneigung Zieten's wiederzugewinnen, um so weniger, als die Unzufriedenheit des Königs immer auf's neue erweckt wurde, und der Getadelte eher fremde Einflüsterungen als eigne Schuld voraussetzen wollte. Indeß hätte Winterfeldt ohne eignes Vergehen die Strenge seines Auftrags doch nicht mildern können, und selbst sein bester Wille würde gegenüber dem Blick und Urtheile des Königs wenig vermocht haben.

Einem höchst verdrießlichen Geschäft mußte Winterfeldt sich im Jahre 1748 unterziehen, wobei sein damaliger Sekretair Leugnick ihm von besonderem Nutzen war. Dem Könige waren verschiedene Anzeigen zugekommen, daß sein Kriegsbaumeister, der Generalmajor von Wallrave, welcher durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau in preußische Dienste gekommen und zuletzt bei den großen Festungsbauten in Schlesien gebraucht worden war, sich große Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen. Er ließ denselben am 12. Februar in Potsdam verhaften und nach Magdeburg abführen; Winterfeldt aber mußte sich dorthin begeben, um

die ganze Sache streng zu untersuchen. Bei der genauen Durchsicht und Prüfung der Rechnungen ergab sich, daß der Beschuldigte die ihm angewiesenen Gelder zum Theil unterschlagen, manche Ausgaben doppelt aufgeführt, andere durch falsche Quittungen belegt hatte, so daß ein Ausfall von mehr als 50,000 Thalern zu decken war. Dieses Verbrechens bekannte er sich schuldig. Ihm wurde aber auch noch die schlechte und nachlässige Anlage mancher Festungswerke vorgeworfen; sogar wurde die Beschuldigung vernommen, er habe den Plan von Schweidnitz den Oesterreichern verrathen; ob auch das letztere sich gegründet erwiesen, ist unbekannt. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und bis an sein Lebensende, das im Jahr 1773 erfolgte, blieb er in dem Kerker, den er selbst in der Sternschanze zu Magdeburg erbaut, und dessen sichere Festigkeit er früher oft mit Stolz gerühmt hatte!

Die Mutter Winterfeldt's, als Oberhofmeisterin am Markgräflichen Hofe zu Schwedt angestellt, hatte noch die Freude gehabt, die Erhebung und den Ruhm ihres Sohnes zu erleben, und ihn nach dem Kriege wohlbehalten und auf der ehrenvollsten Laufbahn zu sehen. Sie starb im Jahre 1750, und hinterließ den Ruf einer verständigen, wohlmeinenden Frau, in der sich Gefühl und Standhaftigkeit vereinigt hatte.

Wie brauchbar Winterfeldt, und wie mannigfach die Gegenstände waren, mit welchen der König ihn beauftragte, sehen wir aus einem Umstande, der in dem Lebensabriß des durch seine großen Unternehmungen und wechselvollen Schicksale berühmten Kaufmanns Peter Hasenclever aufgezeichnet ist. Dieser Mann, aus Remscheid im Bergischen gebürtig, hatte bedeutendes Vermögen erworben, und stand in den größten Verbindungen, die er noch stets erweiterte. Sein Hauptgeschäft war in Cadiz, von wo er über England, Frankreich und Holland nach Schlesien reiste, um den dortigen Leinwandhandel mit Spanien auf einen gründlicheren und vortheilhafteren Fuß zu bringen. Dies war schon längere Zeit auch dem König ein besonderes Augenmerk, der zu diesem Zweck in Madrid bereits diplomatische Unterhandlungen angeknüpft hatte, und einen Handelsvertrag mit Spanien zu

schließen wünschte. Hasenclever kam im Jahre 1753 nach Berlin, und wurde von den Ministern des Königs um seine Meinung befragt. Er zeigte ihnen, daß die Sache bisher auf irrigem Wege betrieben worden, der für Preußen nur Nachtheil bringen könne, und gab dagegen aus seiner besseren Einsicht die Mittel an, welche zu dauerndem Gewinn führen würden. Diesen Berathungen wohnte Winterfeldt bei, und es wird erzählt, er habe nach Hasenclever's lichtvoller Erörterung, diesem, der neben ihm saß, vertraulich auf's Knie geschlagen, und mit Lebhaftigkeit ausgerufen: „Sie erzählen uns mehr in einer Viertelstunde, als wir in sieben Jahren haben erforschen können!" Hasenclever wurde darauf zu dem Könige selbst geführt, der ebenfalls einsah, daß er den rechten Mann vor sich habe, die diplomatischen Unterhandlungen in Madrid vorläufig einstellen ließ, und dagegen dem Minister von Massow in Breslau anbefahl, mit Hasenclever die mögliche Aufnahme jenes wichtigen Handelszweiges gemeinsam zu überlegen.

In den geschichtlichen Nachrichten von dem Geschlechte von Schöning, mit welchen die vaterländische Geschichtforschung durch den Hofmarschall Kurd von Schöning bereichert worden, findet sich eine merkwürdige Angabe, welche mit obiger Erzählung wohl zu verknüpfen ist. Es wird nämlich daselbst als die vertrauliche Aussage eines Obersten von Schöning berichtet: „König Friedrich habe einen geheimen Bund unter dem Namen Vaterlandsfreunde gestiftet, von dem der König selbst Meister vom Stuhl gewesen sei. Dieser Bund habe die politischen Zwecke des Königs vereinigt, und es wären darin die zuverlässigsten Männer und fähigsten Köpfe aufgenommen worden, daher dieser Bund keine große Anzahl von Mitgliedern gezählt hätte. Schöning sei in diesen Bund aufgenommen, und zu den geheimsten Sendungen desselben gebraucht worden. Die engste Verbindung Preußens mit Spanien und Portugal hinsichtlich der Handelsverhältnisse, besonders dem schlesischen Leinwandhandel die Wege nach Amerika zu öffnen, sei dem Könige höchst wichtig gewesen. Der König habe ihn daher nach Spanien und Portugal in den geheimsten Aufträgen entsendet, von welchen

die Königlichen Gesandtschaften nicht unterrichtet gewesen, er hingegen habe bei den Gesandten den vertrautesten Zutritt gehabt, auch die diplomatischen Geschäfte derselben beobachten und dem Könige insgeheim Bericht erstatten müssen." Daß Friedrich der Große bisweilen die Neigung gehabt, besondre Orden und Verbindungen zu stiften, ist aus mehreren Versuchen solcher Art bekannt, und wenn diese meist nur der freundschaftlichen Unterhaltung und dem Scherze dienten, so schließt dies nicht die Möglichkeit aus, daß er diese Form auch einmal für ernste Zwecke könne gewählt haben. Freilich beruht obige Nachricht nur auf der einen und nicht verbürgten Aussage, deren Zusammenhang das Ganze auch in die spätere Regierungszeit des Königs versetzt. Sollte jedoch irgend eine Forschung noch andere Spuren des angeblichen Bundes auffinden, und demselben eine, wie zu vermuthen wäre, sehr frühe Entstehung anweisen, so wäre wohl anzunehmen, daß auch Winterfeldt dazu gehört habe, und auch für seine Reisen noch einiger Aufschluß dorther zu gewinnen wäre!

Winterfeldt wiederholte mehrere Sommer den Besuch des Karlsbades, und, möge nun die Herstellung seiner Gesundheit wirklich Zweck oder nur Vorwand dieser Reisen gewesen sein, soviel ist gewiß, daß er sie auch für den Dienst des Königs eifrig zu nutzen suchte. Die Beschaffenheit des Landes erforschte er mit kundigem Blicke stets genauer, mancherlei Personen und Verhältnisse lernte er kennen, und knüpfte Verbindungen an, welche in der Folge von größter Wichtigkeit waren. Dem Könige war daran gelegen, fähige Offiziere aus fremden Diensten herüberzuziehen, und vorzüglich wünschte er durch wirkliche Ungarn, denen hiezu ein besonderes Geschick eingeboren schien, seine leichten Truppen zu vervollkommnen. Winterfeldt folgte hierin dem Willen des Königs, und unterstützte denselben durch seinen Scharfblick. Schon im Jahre 1747 gewann er den österreichischen Major von Rebentisch im Karlsbade für den preußischen Dienst, um so leichter, als jener, eines Postmeisters Sohn aus Wusterhausen an der Dosse, eigentlich nur in sein Vaterland zurückkehrte; er wurde als Oberstlieutenant im Gefolge des Königs

angestellt. Späterhin brachte er die kühnen Anführer von Mayr, von Pflugk und viele andere in das preußische Heer, welche insgesammt seiner fördernden Empfehlung durch ihre Thaten Ehre machten. Weniger glückte es dem Könige selbst mit einigen Ungarn, welche seine Vorliebe mit zu geringer Prüfung aufnahm. Unter diesen befand sich ein Oberst Nagy-Sandor, welcher dem Könige die vortheilhafteste Umgestaltung der preußischen Husaren versprach, und eine Zeit lang, zum großen Verdrusse Zieten's, der sich hiedurch zurückgesetzt sah und völlig mit dem Könige zerfiel, diese Truppe nach seinem Belieben handhabte. Daß ihn auch Winterfeldt persönlich begünstigt habe, finden wir durch nichts dargethan; im Gegentheil stellen diesen alle Umstände, welche Frau von Blumenthal von der großen Feldübung im Jahre 1753 bei Spandau berichtet, wo Nagy-Sandor durch einen Unfall gedemüthigt wurde, als durchaus unbetheiligt dar; die Husaren von Zieten, welche ein Gefecht beim Futterholen vorstellen sollten, waren zu diesem Behufe theils unter Nagy-Sandor's, theils unter Winterfeldt's Befehl gestellt, und ein Offizier der letzteren Parthei war es, der den verhaßten Ungar unvermuthet vom Pferde riß und gefangen fortführte, ja mißhandeln ließ, ohne daß dessen angeblicher Gönner ihm Schutz oder Schonung dargeboten hätte. Noch im Jahre 1757 schrieb des Königs Generaladjutant, Oberstlieutenant von Wobersnow, an Winterfeldt nach Schlesien, wo der Einbruch der Ungarn befürchtet wurde: „Ich bin sehr verwundert, daß Ew. Exzellenz von denen Nagy-Sandor's Ihrer Nachbarschaft noch keine Visite gehabt, das Andenken voriger Zeiten muß sie abhalten;" welcher spöttische Ausdruck hier nicht würde zulässig gewesen sein, wenn Winterfeldt mit jenem ungarischen Abentheurer wirklich in näherem Zusammenhang gestanden hätte.

Wichtiger noch, als im Betreff des Kriegswesens, ist Winterfeldt's Einfluß in politischer Beziehung anzuschlagen. Das unbedingte Vertrauen des Königs weihte ihn in die geheimsten Verhältnisse ein, und sein richtiger Blick, sein Reichthum an Hülfsmitteln, seine kühnen Anschläge, machten ihn auch auf diesem Gebiete dem Könige stets nothwendiger und

ſchätzbarer. Frühzeitig hatte er eingeſehen, daß der Wiener Hof das abgetretene Schleſien noch nicht aufgegeben habe, ſondern zu deſſen Wiedergewinn das Aeußerſte verſuchen werde; mißtrauiſch beobachtete er jede Bewegung, welche zu dieſem Zwecke geſchehen konnte, und er fuhr mitten im Frieden fort, Oeſterreich als entſchiedenen Feind anzuſehen. Daher bekam jeder preußiſche Offizier, der etwa dorthin reiſte, von Winterfeldt geheime Aufträge zur Erkundigung des Landes und der Anſtalten, und wurde angewieſen, zur Hin- und Rückreiſe nicht denſelben Weg, ſondern verſchiedene zu nehmen, um deſto reichere Kenntniß der Ortslagen heimzubringen. In Wien und Dresden hatte er Kundſchafter aufgeſtellt, welche ihm alles berichteten, was dort vorging und von ihnen erſpäht werden konnte; zu den verborgenſten Geheimniſſen mußte Beſtechung den Weg öffnen; manche Werkzeuge waren noch vom Kriege her in ſeiner Hand, neue Verbindungen wußte er mit Erfolg anzuknüpfen. Der geordnete Zuſammenhang all dieſer Fäden machte ſie erſt recht nutzbar, und das ganze Gewebe, deſſen Koſten der ſonſt ſo ſparſame König gern bewilligte, blieb in Winterfeldt's Leitung, der aber auch ſeines eignen Geldes dabei nicht ſchonte, und in ſeinem Eifer um ſo lebhafter fortſchritt, jemehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, daß Preußen in Gefahr ſchwebe, und zu den kühnſten Unternehmungen genöthigt ſei, in welchen freilich auch für ihn ſelbſt die Bahn des Ehrgeizes und des Ruhmes ſich im größten Glanz eröffnete. Außer dem Könige und Winterfeldt wußte um das Geheimniß noch der Geheime Kabinetsrath Eichel, der auch hülfreich dabei mitwirkte, und Winterfeldt's Sekretair Galſter, ein Mann von großer Fähigkeit und vollkommener Hingebung, den er das Glück gehabt in dieſer Zeit ſich perſönlich zu verpflichten.

Einer von jenen Kundſchaftern, Namens Reibnitz, kam gegen Ende des Jahres 1754 von Dresden nach Potsdam, und gab Winterfeldt'en die Mittel an, jede Woche regelmäßig die Abſchrift der Depeſchen zu erhalten, welche in Dresden, über den Fortgang der von Oeſterreich und Rußland im Verein mit Sachſen gegen Preußen gerichteten Anſchläge, von Wien und Sankt Petersburg einliefen. Nun empfing

auch der preußiſche Geſandte Graf von Malzahn in Dresden geheime Anweiſung, die gemachten Entdeckungen zu vervollſtändigen, und bald beſtand kein Zweifel mehr, daß die genannten Höfe gegen Preußen nur Untergang und Verderben im Sinne hatten. Die Annäherung, welche zwiſchen Großbritannien und Rußland eintrat, erſchien nicht minder gefahrvoll für Preußen, und auf Frankreichs Beiſtand war durchaus nicht zu rechnen. Schon damals, ſagt Retzow in ſeinen trefflichen Denkwürdigkeiten des ſiebenjährigen Krieges, drang Winterfeldt in den König, den Krieg ſogleich anzufangen, und durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in ſeiner Geburt zu erſticken. Allein der König hielt die Umſtände nicht für ſo dringend, um nicht vorher noch diplomatiſche Maßregeln zu verſuchen, durch welche der Krieg vielleicht abgewendet, oder doch mit verſtärkten Hülfsmitteln geführt werden könnte.

Dem Namen nach beſtand noch ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Preußen, zufolge deſſen beide Mächte, im Fall eines Angriffes zu wechſelſeitiger Hülfe verpflichtet waren. Allein dieſes Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab, und es fragte ſich, ob Preußen, welches doch in dem allgemeinen politiſchen Getriebe nicht ganz für ſich allein ſtehen durfte, ferner jene unſichre Stütze wünſchen ſolle, oder eine neue und feſtere auf anderer Seite gewinnen könne. Die perſönliche Neigung des Königs war für Frankreich, Winterfeldt aber, der einzige Vertraute, mit welchem er dieſen Gegenſtand rückhaltlos überlegte, zog eine Verbindung mit Großbritannien vor; er achtete die Engländer, wie er die Franzoſen geringſchätzte; es gelang ihm, den König täglich mehr für England zu ſtimmen. Um deſto ſichrer zu gehen, ſandte Winterfeldt einen ſeiner Vertrauten, Namens Haude, einen höchſt fähigen Mann, der ſpäter unter dem Namen von Rexin preußiſcher Geſandter in Konſtantinopel war, insgeheim nach Frankreich, um über den Zuſtand des Hofes und des Kriegsweſens genaue Kundſchaft einzuziehen. Winterfeldt's Anſicht wurde durch Haude's Bericht nur beſtätigt, und um ſo ſtärker ſein Eifer, ein Bündniß mit England anzurathen. Die Ereigniſſe kamen ihm dabei ſehr zu Hülfe. Der fran-

zösische Hof wandte sich, durch die thätige Bemühung des österreichischen Gesandten Grafen von Kaunitz in Paris, mehr und mehr zu Oesterreich hin; das englische Ministerium dagegen, stark durch sich selbst und durch die Uebereinstimmung mit dem Volkswillen, zeigte sich zu Preußen hingeneigt. Nothgedrungen entschied sich der König nun für ein Bündniß mit England, und Winterfeldt mußte im Sommer des Jahres 1755, da der König Georg der Zweite aus England in seine deutschen Staaten herübergekommen war, nach Hannover reisen, und in geheimer Unterredung mit demselben die näheren Verhandlungen einleiten. Dies geschah mit größtem Erfolg, und der Vertrag zwischen Preußen und Großbritannien, durch welchen beide Mächte sich ihre Länder gewährleisteten, wurde zu Westminster am 16. Januar 1756 unterzeichnet. Kurz vorher hatte noch Frankreich die Erneuerung des Bündnisses mit Preußen nachgesucht, allein der König erkannte aus den französischen Eröffnungen nur um so klarer, wie recht er gethan, sich mit England einzulassen, und beschleunigte den Abschluß. Als dieser bekannt wurde, säumte nun auch der französische Hof nicht länger, mit Oesterreich in offnes Bündniß zu treten, das am 9. Mai 1756 zu Versailles geschlossen wurde. So hatten denn die mannigfachen politischen Interessen und Absichten in zwei scharfgetheilten Richtungen sich einander deutlich gegenübergestellt. Der Krieg zwischen England und Frankreich kam alsbald zum Ausbruch.

Als eine Andeutung der höheren Thätigkeit, zu welcher nächstens der Schauplatz ihm sich eröffnen würde, empfing Winterfeldt am 21. Mai 1756 die Beförderung zum Generallieutenant nebst dem schwarzen Adlerorden; gleich darauf ernannte ihn der König auch zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber eines Regiments zu Fuß. Dieses Regiment war seit dem Tode seines letzten Inhabers, des Generallieutenants von Hacke, zwei Jahre hindurch erledigt geblieben, und weil die herkömmlichen Einkünfte und Vortheile ununterbrochen fortgingen und aufgesammelt wurden, so fand Winterfeldt eine Summe von beinahe 10,000 Thalern vor, welche ihm zukamen, und mit denen der König ihn absicht-

lich hatte bedenken wollen; allein seine großmüthige Uneigennützigkeit nahm diesen Gewinn nicht an, sondern vertheilte den ganzen Betrag an Offiziere und Gemeine des Regiments, die einer Unterstützung oder Belohnung werth waren.

Die Nachrichten von den Anschlägen der feindlichen Höfe wurden mit jedem Tage bedenklicher. Daß Winterfeldt sie absichtlich soll übertrieben und durch falschen Schein geltend gemacht haben, ist ein unerwiesenes Vorgeben, bei welchem die Geistesart des Königs nicht gehörig bedacht worden, der überall selbst prüfte und auch dem größten Zutrauen immerfort seinen Scharfblick beigesellte. Wir finden im Gegentheil, daß Winterfeldt seinem Eifer niemals einen persönlichen Zweck unterlegte, sondern ihm stets nur die Richtung auf das Sachdienliche gab, und in allem seine Pflicht vor Augen hatte. So schrieb ihm ein Graf von Saudretzky aus Schlesien ausführlich, jedoch wie es scheint mit Uebertreibung, von den Rüstungen und Märschen der Oesterreicher in Böhmen und Mähren, von ihrer Absicht auf Schlesien und anderen dahin gehörigen Umständen, indem er es dem Empfänger überließ, dem Könige den Bericht mitzutheilen oder nicht; Winterfeldt aber sandte denselben von Berlin, wo er ihm zugekommen war, sogleich nach Potsdam, wahrscheinlich an Eichel und fügte hinzu: „Er würde die Mittheilung ganz und gar zurückbehalten haben, weil er besorge, daß es Seine Majestät ombragiren werde, da aber dennoch etwas Wahres daran sein könne, und Seine Majestät ihm befohlen, sobald er was erführe, alles gleich zu melden, so dürfe er nicht säumen" u. s. w. Schon früh waren die Kriegsrüstungen Oesterreichs und Sachsens in ihrem Beginn entdeckt, und dann in ihrer fortschreitenden Entwickelung genau verfolgt worden. Sie waren endlich so weit gediehen, daß ein offener Ausbruch nicht mehr fern sein konnte.

Der König hatte sein Heer im Stillen gerüstet, und es bedurfte nur der letzten Befehle, um dasselbe streitfertig in's Feld zu stellen. Allein die Frage war, ob er dem Angriffe zuvorkommen, und über den unzweifelhaften, wiewohl noch nicht erklärten Feind herfallen, und also selber den Kampf beginnen solle, oder die Ereignisse abzuwarten, und inzwischen

zu verſuchen, ob die drohende Gefahr durch Unterhandlungen vielleicht noch zu wenden oder doch zu ſchwächen ſei? „Hierüber, — ſagt Retzow, — waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König in Potsdam umgaben, ſehr getheilt. Wenige, vielleicht Winterfeldt allein, waren für, die mehreſten, unter welchen ſich die Prinzen vom Hauſe befanden, gegen den Krieg geſtimmt; da aber Friedrich aus dem, was er ſich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, ſo wagte es niemand, ſeine Meinung öffentlich zu ſagen.“ Wir können hier nichts Angemeßneres thun, als mit Retzow's Worten weiter zu reden, der für den verhängnißvollen Wendepunkt, welcher jetzt aus den preußiſchen Berathungen hervorgehen muß, uns die zuverläſſigſte Quelle ſein würde, auch wenn er nicht faſt die einzige wäre. Er berichtet, Friedrich habe den Feldmarſchall Grafen von Schwerin nach Potsdam berufen, ihm nebſt den beiden Generalen von Winterfeldt und von Retzow, die allein zugezogen wurden, ſeine politiſche Lage eröffnet, und daß er feſt entſchloſſen ſei, mit den Waffen in der Hand das Vorhaben ſeiner gegen ihn verſchwornen Feinde, noch ehe ſie ſelber zur Ausführung ſchreiten könnten, zu zernichten, daß zu dieſem Zwecke das Heer bereits marſchfertig ſtehe, und nur noch zu berathen bleibe, auf welche Weiſe der Krieg am vortheilhafteſten zu führen ſei. Schwerin habe dieſen raſchen Entſchluß nicht billigen wollen, ſondern Vorſtellungen dagegen gemacht. Retzow gleichfalls, welcher die Uebermacht der Feinde erwog, und überdieß die Prinzen vom Hauſe als Gegner dieſes Krieges wußte, wagte ſeine Meinung in ſolchem Sinn auszuſprechen. Gegen beide trat Winterfeldt auf, und behauptete: „Man müſſe die Unthätigkeit, in welche die Ruſſen zurückgefallen wären, benutzen, um das Haus Oeſterreich zu ſchwächen. Jetzt ſei dieſe Macht noch nicht völlig gerüſtet, ihre Armeen wären noch zerſtreut, ihre Finanzen noch in Unordnung, jetzt ſei es alſo leicht, den Schauplatz des Krieges in den öſterreichiſchen Staaten ſelbſt aufzuſchlagen, die überraſchten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen beſetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten ſich erkühnen wollten.

Entschieden sei es übrigens, daß der Verfassung des preußischen Heeres sowohl als der Lage der ganzen Monarchie es weit angemessener sei, anzugreifen, als angegriffen zu werden." Jetzt erst brachte der König die aus dem Dresdener Archiv geschöpften Beweise hervor, daß seine verbündeten Feinde seinen Untergang beschlossen hätten, und daß der Krieg, den man ihm zu vermeiden rathe, unabwendbar sei. Mit Staunen vernahmen Schwerin und Retzow diese neuen Aufschlüsse, wodurch nun auch für sie die Lage der Sachen ein ganz anderes Ansehen gewann. Nach einigem Schweigen rief nun Schwerin plötzlich wie begeistert aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern." Daß Winterfeldt mit dem Könige schon vor dieser Berathung ganz einverstanden war, ist gewiß; von Schwerin sagt aber Retzow selber das Gegentheil. Wiefern der König hiebei sich durch Winterfeldt's Ansicht und Betrieb einzig habe bestimmen lassen, leuchtet nicht ein; daß des letzteren unruhige Ehrsucht und persönlicher Einfluß allein den siebenjährigen Krieg veranlaßt und verschuldet habe, der noch sehr wohl zu vermeiden gewesen sei, wie späterhin von manchen Seiten her ist behauptet worden, läßt sich aus sonstiger Kenntniß der Personen und Verhältnisse durchaus nicht begründen; stünde die Behauptung aber auch fest, so würde sie, die als Anklage gemeint ist, mehr als alles andere zugleich den höchsten Ruhm des Mannes aussprechen, auf dessen kühnen und großen Geist solche Stücke von Geschichte zurückzuführen wären, welche noch heute, den Schicksungen Preußens als feste Grundsteine für immer eingefügt, die Macht und das Gedeihen dieses Staates hoch emportragen.

Nach der erwünschten Bestimmung seiner vertrauten Generale befahl der König sogleich die nöthigen Anordnungen, um das Heer jeden Augenblick in Bewegung setzen und den Krieg mit wohlüberlegtem Plan beginnen zu können. Das Geheimniß sollte für die nächste Zeit noch streng bewahrt und kein neuer Mitwisser zugelassen werden. Winterfeldt übernahm unendliche Arbeit, Entwürfe für den Feldzug im

Ganzen, Vorschriften für die einzelnen Truppentheile, Angaben und Erörterungen aller Art. Er mußte sich nach Berlin verfügen, um in der Mitte aller Hülfsmittel diese Geschäfte, in welchen er zum Theil das Amt eines Kriegsministers erfüllte, desto schneller zu fördern. Sogar die nöthigen und oft vielfältigen Abschriften, da kein Schreiber in's Vertrauen gezogen werden durfte, besorgte er mit eigner Hand, oder an seiner Statt Eichel, der gleicherweise diesen Arbeiten den unermüdbarsten und einsichtsvollsten Eifer widmete.

Aus dieser Zeit, ganz in dem Sinne, welchen Retzow bei obiger Berathung angedeutet hat, findet sich ein Brief Winterfeldt's, den er mitten aus jener Thätigkeit schrieb, und dessen persönliche und den Tagesumständen angehörige Färbung uns nur um so lebhafter das ganze Verhältniß vor Augen stellt. Er schrieb am 18. Juli nach einem arbeitsvollen Tage spät gegen Mitternacht an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren remittire das mir Kommunizirte hierbei treulichst. Es sind bedenkliche Umstände, und ob solche noch so versteckt und weitaussehend scheinen, so haben sie dennoch einen nahen Schelm im Rücken. Uns kann dabei nichts helfen wie Präveniren, zumal sie dieses Jahr mit ihren vielen Rekruten, so per Regiment an die 500, nicht fertig werden können, noch weniger aber ihre Kavallerie im Stande ist, mit Vigueur gegen uns zu agiren. Die Russen können uns dieses Jahr nichts thun, zumal sie nicht empressirt sein, sondern denken: Gebt das Geld nur her, Gott wird die Welt schon strafen! — Wann wir warten wollen, bis alle kleinen Fürsten im Reich uns in ihrem Konseil die Justice thun, daß wir nicht Agresseurs gewesen, so kommen wir zu spät und seind verloren. Das mecklenburgsche Manifest kann uns aber, wann wir nur den Vortanz gewinnen, nichts schaden, sondern sie müssen am Ende die Musik noch mit bezahlen. Die Pferde-Negoze hat sonsten die von Seiner Majestät mir aufgetragene Occupation sehr alterirt, und wäre ich sonsten schon vor 2 Tagen fertig. Anjetzo kann ich aber nicht vor Mittwoch vormittags in Potsdam erscheinen. Wann sich aber alsdann auch Ew. Hochwohlgeboren durch Abschreiben meiner Sachen sakrifiziren, und deßhalb zu Grunde gehen wollten,

als welches ich (die Freundschaft und Hochachtung vor Dero mir wahrhaftig unschätzbaren Person nicht einmal zu rechnen) als ein treuer Diener vor des Königs Staat nicht gleichgültig ansehen kann, dahero ganz vergebens halte: weil der König den Zweck seiner von weiten und langen Zeit her komponirten Disposition nicht erreichet, falls er nicht bei jeder Kolonne einen General au Chef choisirt, den er au fait setzt, alles an ihn verweiset, und welcher sodann die Details besorgt. Es ist auch alles, was ich ausarbeiten muß, auf den Fuß eingerichtet; und wann es der König nicht so disponirt, so weiß nicht zu helfen; die ersten Ordres bis zum Rendezvous wollen nichts sagen, und kann ich erleichtern helfen. Das Uebrige aber käme in die größte Bredouille, wann sich der König nicht ehrlichen Leuten, die doch kommandiren und alles besorgen sollen, einige Tage vorher anvertrauen will. Ich verharre indeß bis auf baldiges Wiedersehen mit treuer Freundschaft und Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren treuer Diener."

Bevor Winterfeldt dem ersehnten Rufe der Waffen folgen konnte, hatte er noch einen anderen Auftrag zu erfüllen, den der König nur ihm anvertrauen wollte. Schon völlig gerüstet, hielt der König den entschiedenen Schritt noch zurück, um ihn nur mit reifer Kenntniß der Dinge zu thun. Winterfeldt mußte nochmals in das Karlsbad reisen, zum Schein seiner Gesundheit wegen, in Wahrheit aber zur genauen Erforschung, wo und wie stark die österreichischen Truppen versammelt ständen, welche Schwierigkeiten und Hülfsmittel sich dem nächsten Absehen der Preußen darböten, welche Gegenden und Wege dabei in Betracht kämen. Er durchreiste mit prüfendem Blick das Gebirge in verschiedener Richtung, nahm an mehreren Stellen insgeheim Handzeichnungen auf, besichtigte die Festung Königstein und die ganze Gegend bis nach Pirna und Dresden hin sehr genau, und kehrte mit reicher Ausbeute zurück, die zu seiner Freude den Beschluß des Königs, sogleich in's Feld zu rücken, unwiderruflich entschied.

Am 29. August 1756 fiel Friedrich mit 60,000 Mann in Sachsen ein, während Schwerin mit einem zweiten Heere

von Schlesien aus nach Böhmen rückte. Erst am Tage vorher hatten die Anführer der Truppen erfahren, wohin der Marsch ginge, ihre letzten Weisungen erhielten sie sämmtlich von Winterfeldt's Hand geschrieben und von dem Könige unterzeichnet. Wiewohl im Heere längst eine ungewöhnliche Bewegung merklich, auch in Oesterreich die Erwartung eines Krieges sehr verbreitet war, so überraschte doch dieser plötzliche und nachdrückliche Einbruch nah und fern allgemein, und Schrecken und Verwirrung begleiteten ihn. Doch gewannen die sächsischen Truppen noch Zeit, sich in das feste Lager bei Pirna zusammenzuziehen, während das ganze Land und Dresden selbst von den Preußen besetzt wurde. Winterfeldt, der die Möglichkeit sah, jetzt rasch bis Prag vorzudringen, sobald nur der Rücken frei wäre, rieth voll Eifer, das Lager von Pirna, ungeachtet seiner Festigkeit, augenblicklich zu stürmen, und machte hiezu einen, wie Retzow sagt, meisterhaften Entwurf, nach welchem der auf fünfunddreißig Punkten zugleich unternommene Angriff, der an vier Orten ernstlich sein sollte, wahrscheinlich zum Ziel geführt hätte. Der König aber wollte nicht gleich im Beginn so viel wagen, und hoffte, die Sachsen bald zur Uebergabe gebracht zu sehen. Im sächsischen Lager war nämlich sogleich Mangel an Lebensmitteln, und der König August, unkriegerisch und nur seiner Vergnügungen eingedenk, dachte schon an Uebergabe, von der nur seine Generale durch dringende Vorstellungen ihn noch abhielten. Er sandte Abgeordnete an den König von Preußen mit Vorschlägen, welche dieser verwarf, und dagegen verlangte, daß die Sachsen mit ihm sich verbündeten oder das Gewehr streckten. Auf die Hülfe der Oesterreicher hoffend, die in Böhmen heranrückten, hielten die Sachsen fürerst noch Stand. Friedrich, um die Unterhandlungen fortzusetzen, sandte ein Handschreiben an den König August nach Struppen; Winterfeldt, der es zu überbringen hatte, war von 12 Offizieren und 50 Husaren begleitet, welche der Oberstlieutenant von Warnery befehligte; er mußte mit seiner Bedeckung nahe dem Königstein vorüber reiten, von woher ihn unaufhörlich Kanonenkugeln begrüßten, einige sächsische Generale wollten bei seiner Ankunft dies als ein Versehen entschuldigen, worauf

er aber bloß antwortete, er habe es nicht bemerkt. Darauf verlangte er, wie ihm befohlen war, den König August unter vier Augen zu sprechen, namentlich durfte der sächsische Minister Graf von Brühl nicht zugegen sein. Die vertrauliche Unterredung dauerte drei Viertelstunden, hatte jedoch keinen Erfolg. Dagegen kam von sächsischer Seite am folgenden Tage der General von Arnim begleitet von 6 Offizieren in das preußische Lager, und machte neue Vorschläge, die aber auch verworfen wurden. Am 16. bestiegen der König, seine Brüder und Winterfeldt eine steile Berghöhe, um das sächsische Lager zu überschauen, und dessen schwache Stellen zu erspähen. Winterfeldt rieth noch immer zum Sturm, allein die Schwierigkeiten schienen zu groß, die Zugänge überall zu eng und zu gut vertheidigt, und der Rath blieb ohne Folge. Winterfeldt begleitete am 17. den sächsischen General von Spörken, der in's preußische Lager als Unterhändler gekommen war, nach Struppen zurück, und hatte nochmals eine vertrauliche Unterredung mit dem König August, doch ebenso fruchtlos wie die frühere.

Als diese und einige spätere Verhandlungen nicht zum Ziele führten, war nichts übrig, als die Sachsen nur immer enger einzuschließen und ihnen sorgfältig alle Zufuhr abzuschneiden, zugleich aber die kräftigste Vorkehrung zu treffen, daß ihnen aus Böhmen kein Entsatz käme. Der König überließ dem Markgrafen Karl von Brandenburg, dem aber auch Winterfeldt beigeordnet war, mit einem Theile des Heeres die Ausführung jenes Auftrags, während er selbst mit dem anderen Theile der Truppen sich gegen Böhmen wandte, um die anrückenden Oesterreicher zu beobachten. Winterfeldt machte die vortrefflichsten Anstalten, und der Mangel im sächsischen Lager wurde täglich fühlbarer. Auch hier mußte er den Nachtheil seiner eigenthümlichen Stellung erfahren. Der König forderte alles von ihm, und er durfte daher nicht säumen einzugreifen, wo irgend ein Uebelstand bemerklich wurde. Der Markgraf Karl ließ einen Truppentheil, bei welchem Warnery stand, seine Stellung ändern, wodurch den Sachsen die Gelegenheit zum Entwischen eröffnet wurde. Da Warnery's Vorstellungen fruchtlos blieben, so berichtete

er die Gefahr an Winterfeldt, der sogleich Befehl gab die alte Stellung wieder einzunehmen. Da nun Warnery zu seiner Rechtfertigung den eigenhändigen Brief Winterfeldt's dem Könige einsandte, so tadelte dieser den Oberbefehlshaber sehr ungnädig, der nun seinen Unmuth ganz auf Winterfeldt warf. Dieser aber ließ in seinem Eifer, wo es die Sache galt, niemals nach. Verschiedene Anschläge der Sachsen, die Einschließung zu durchbrechen und Zufuhren einzubringen, scheiterten an seiner Wachsamkeit.

Als von dem Posten bei Cotta gegen Ende Septembers zwei Bataillons nach Hölleudorf entsendet worden, um die bei Schandau vordringenden Panduren zurückzutreiben, hofften die Sachsen die augenblickliche Schwäche jenes Postens zu benutzen und auf dieser Seite durchzubrechen; allein Winterfeldt erfuhr die Sache, und ließ noch um Mitternacht zwei andere Bataillons dorthin rücken, so daß früh am 1. Oktober der Engweg wieder vollkommen besetzt und das Vorhaben der Sachsen vereitelt war. Auch der Verkehr und Briefwechsel des sächsischen Hofes mit Frankreich und Oesterreich wurde durch Winterfeldt's Anstalten großentheils aufgefangen, und nach den daraus ersehenen Gesinnungen und Maßregeln rieth er dem Könige, mit aller Strenge zu verfahren.

Die letzte Hoffnung der Sachsen war auf die Oesterreicher gestellt, allein der Sieg, welchen der König über sie am 1. Oktober bei Lowositz erfocht, nahm jenen auch diese Aussicht. Winterfeldt meldete, die Sachsen seien in großer Bewegung, und alles lasse vermuthen, daß sie mit aller Macht durchbrechen wollten; er berichtet dabei dem Könige, durch Zieten sei er auf einen schwachen Punkt aufmerksam gemacht worden, den er deßhalb sogleich verstärkt habe, und er spricht bei diesem Anlasse von Zieten ganz unbefangen und ehrenvoll. Ferner meldete er, der König von Polen wolle weder mit Brühl noch mit seinen Generalen mehr sprechen, und lasse sie gar nicht zu sich hinauf kommen, weil sie durch ihren Rath und Zureden an seiner jetzigen Lage Schuld seien, er wolle nun nach Polen abreisen, und alles denen überlassen, die ihm so schlecht gerathen, im Lager sei die Stimmung so, daß die meisten sächsischen Offiziere große

Freude über den Sieg bei Lowositz äußerten. Friedrich aber konnte seinen Sieg nicht verfolgen, so lange in seinem Rücken der Feind noch festen Fuß hatte. Er wurde ungeduldig, und schrieb an Winterfeldt schon am 3. Oktober: „Es wäre nöthig, daß nunmehro mit den Sachsen ein Ende würde, oder ich muß mit Rechten besorgen, daß meine Affairen darunter leiden; also schreibe Er mir mit guter Ueberlegung und positive, was dabei wird zu thun seind, und wann ein Ende wird. Es ist absolut nöthig, daß ich bald davon informirt werde. Adieu." Und nachdem Winterfeldt berichtet, er verstärke die Maßregeln, die Sachsen wollten herausbrechen, wüßten aber nicht wohin, es sei kein Entschluß da, antwortete der König am 8. Oktober: „Die Sachsen verderben mir die ganze Kampagne, ich werde, wor es noch 8 Tage dauert, nicht im Stande sein, mir länger hier zu mainteniren, und würde mir ohnmöglich werden, sich mit dem großen Klumpen hier zu fouteniren, es wird spät im Jahre, und Brown hat nun Zeit gehabt, sich seinen Posten hinter der Eger recht stark zu machen. Dieses Land ist schon sehr mitgenommen, und würde von der Subsistenz eines großen Korps nichts als Laun, Leitmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kann man nicht stark genug sein, um im Fall einer Winter-Entreprise dem Feind zu resistiren, und Kavallerie kann in der Wahrheit nicht über 10 Eskadrons hier noch subsistiren. Schreibe Er mir seine Gedanken hierüber. Adieu."

Der französische Botschafter in Dresden Graf von Broglie wollte durchaus nach Struppen zu dem Könige von Polen, und rechnete darauf, bei dem Versuche beleidigt zu werden, um dadurch für Frankreich den Vorwand zum Bruch mit Preußen zu gewinnen. Winterfeldt sandte ihm den Oberstlieutenant von Pflugk, ihm zu bedeuten, daß er die preußischen Posten nicht überschreiten dürfe, allein der Gesandte wußte, daß jener Oberstlieutenant erst kürzlich aus dem sächsischen Dienst in den preußischen übergetreten war, und sah es für eine Beleidigung an, daß er mit diesem Manne verkehren sollte, er ging in seinem Zorn und in seiner Ungebärde so weit, daß er seinem Kutscher befahl, den Offizier

und die Schildwache, die ihm den Weg vertraten, mit der Peitsche fortzutreiben. Zu seinem Glücke war in einem Schreiben des Königs an Winterfeldt ausdrücklich vorgeschrieben: „Der Franzose muß mit Höflichkeit geschoren werden, aber nicht hereingelassen," und so ging ihm seine Frechheit ungestraft hin. Der Markgraf Karl selber begab sich auf den Platz, wo der Gesandte in seinem Wagen hielt, und stellte ihm mit überschwänglichen Artigkeiten vor, wie seinem Verlangen unmöglich willfahrt werden könne, und daß übrigens seiner Eigenschaft als Gesandter alle größten Rücksichten zugesichert seien; allein es dauerte lange, bis der gereizte und absichtlich herausfordernde Diplomat endlich soweit beschwichtigt wurde, daß er sich bequemte, in dem nahen Dorfe Heidenau unter der Obhut einer Schutz- und Ehrenwache fürerst Quartier zu nehmen, um daselbst die gehoffte Erlaubniß des Königs zum Einlaß in das sächsische Lager oder neue Befehle seines Hofes abzuwarten; doch unterließ er nicht von hieraus den Markgrafen täglich mit Sendungen, Beschwerden und Wünschen anzugehen. Bei aller Strenge der Absperrung wollte der König doch keineswegs, daß des Königs von Polen eigne Tafel Mangel litte, sondern befahl, täglich eine bestimmte Zahl von Wagen mit Vorräthen durchzulassen.

Indeß rückten die Oesterreicher in beträchtlicher Stärke wirklich gegen Schandau vor; Winterfeldt schrieb: „Es fängt hier an bunt zu werden, und wir müssen uns brav tummeln;" er traf alle Vorkehrungen, den Feind zu empfangen; der König seinerseits sandte Verstärkungen, und schrieb dabei am 13. Oktober: „Ich gestehe, daß weilen ich nicht selber sehen kann, was da passirt, daß mir das Herze recht benauet ist." Einige Gefechte fielen zum Nachtheil der Oesterreicher aus, und da der von ihnen mit den Sachsen genommenen Abrede von beiden Seiten, wegen des stürmischen Regenwetters nicht gehörig entsprochen wurde, die Preußen auch überall in furchtbarer Bereitschaft standen, so zogen jene unverrichteter Dinge wieder nach Böhmen zurück.

Die Sachsen hielten sich indeß noch immer, versuchten einige Bewegungen, und ihr Oberbefehlshaber Graf Rutowski bekam sogar Befehl, die Preußen anzugreifen, um sich

durchzuschlagen; allein er sah bald die Unmöglichkeit irgend eines Erfolgs, die Höhen waren rings von preußischem Fußvolk stark besetzt, alle Pässe von zahlreichem Geschütz beherrscht. Rutowski ließ dem Könige von Polen und dem Grafen von Brühl, die sich jetzt in Sicherheit auf dem Königstein befanden, dies vorstellen, und suchte nun nochmals durch Unterhandlungen wenigstens freien Abzug zu gewinnen. Er sandte deßhalb einen Offizier an Winterfeldt. Dieser lehnte den Antrag, für den er nicht ermächtigt sei, entschieden ab, führte aber den Offizier durch die ganze Linie der Einschließung, zeigte ihm die Stärke der getroffenen Maßregeln, die Stellung und Zahl des Geschützes, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung gesehen; machen Sie davon dem Grafen Rutowski eine genaue Beschreibung, und sagen Sie ihm, ich überließe es seiner eignen Beurtheilung, ob er sich noch getraue, sich durchzuschlagen.“ Auch der König hatte sich schon dahin erklärt, wenn die Unterhandlung nicht schnell zum Ziel führte, sollten die Feindseligkeiten gleich wieder angehen, er werde sich jetzo von keinem Menschen mehr amusiren lassen. Hunger und Verzweiflung nöthigten endlich die Sachsen zur Uebergabe. Rutowski selbst kam den 15. Oktober in's preußische Lager, und unterzeichnete die Bedingungen, welche Winterfeldt, nach schnöder Verwerfung fast aller von jenem entworfenen Punkte, ihm hart und streng auferlegte. Die sämmtlichen sächsischen Truppen, 17,000 Mann stark, waren kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen aber gezwungen, in preußischen Dienst zu treten. Der König von Polen durfte mit seinem Gefolge frei nach Warschau reisen.

Winterfeldt widerrieth sehr die Art, wie die Einverleibung der sächsischen Truppen in das preußische Heer geschah. Die unglücklichen Soldaten zeigten den tiefsten Schmerz und die heftigste Wuth, als sie dem Könige von Preußen schwören sollten. Ungeachtet dieser Stimmung, deren gewaltsame Ausbrüche kaum zu unterdrücken waren, ließ der König 10 Regimenter sächsischen Fußvolks völlig in ihrem Bestand, und gab ihnen nur preußische Röcke und Offiziere. Viele Sachsen hätten gewiß freiwillig Dienste genommen, und dann auch

wohl ausgehalten; jetzt gezwungen, suchten sie nur die Gelegenheit zu entkommen, und da sie beisammen blieben, so fanden sie diese leicht. Sie gingen schaarenweise, zu ganzen Kompanieen und Bataillonen, im nächsten Feldzuge zu dem Feinde über, nicht ohne Anreizung und Hülfe von Seiten der Königin von Polen, welche beharrlich in Dresden geblieben war. Wollte man die Sachsen zum Dienste zwingen, so mußten sie in die preußischen Regimenter vertheilt werden, was zuletzt mit den noch übrig gebliebenen auch geschah. Der König bedauerte zu spät, daß er Winterfeldt's Warnung und Rath nicht gleich anfangs beachtet hatte.

Der König nahm seine Winterquartiere in Sachsen, und auch Schwerin zog sich aus Böhmen nach Schlesien zurück. Da jedoch letztere Provinz nicht gehörig gedeckt schien, so mußte Winterfeldt mit etwa 3000 Mann durch die Lausitz in die Gegend von Landshut eilen, die ganz offen war, und in Verbindung mit Schwerin das Gebirge besetzt halten. Er befehligte hier 7 Bataillons Fußvolk, 1 Dragoner-Regiment und 500 Husaren. Der Feind blieb auf dieser Seite nicht ganz ruhig, und man konnte besorgen, daß er mitten im Winter einen Streich versuchen, oder doch den Feldzug ungewöhnlich früh eröffnen würde. Winterfeldt war daher unausgesetzt wachsam, suchte die Absichten des Feindes zu erspähen, und jedem Vorhaben die nöthige Gegenwehr auszudenken. Er beschränkte sich dabei nicht auf seinen nächsten Bereich, sondern ging auf das Ganze der Kriegsführung ein, welche der König mit ihm auch stets gern und ausführlich überlegte. So schrieb er an Winterfeldt am 2. Dezember: „So viel ich aus Seinen und meinen Nachrichten schließe, so suchen die Oesterreicher Schwerin Jalousien zu geben, als wann sie so eben was auf Schweidnitz oder das Glatzische tentiren wollten, um den Marsch der polnisch-sächsischen Regimenter, so nahe meine Gränze bei Bilitz passiren, zu versichern, und um zu verhindern, daß sie Schwerin unterwegs was anhänge. Dann, wor die Leute nicht toll seindt, so können sie mit Fundament jetzunder nichts auf Schlesien entrepreniren. Kämen sie herein, so würden sie sofort wieder herausgejagt; also haben bis dato die Mouvements, so sie

an die Gränzen machen, keine andere Ursache, als die ich gesagt. Wegen der Magazins, so glaube ganz gewisse, daß sie mit einer Armee gegen Niederschlesien werden agiren wollen; ungersch Zeug in Oberschlesien; aber hier wird auch eine Armee herkommen, und muß man also sehen, wo der große Effort wird gemacht werden, damit meine Force gegen die ihrige recht agiren kann; denn darbei bleibe ich, an einem Ort stark zu seind, damit man was Rechtes decidiren kann; bin ich allerwegens vertheilet, so bin ich allerwegens schwach, und gehet es dann als bei Lowositz, daß man den Feind schlägt, und nicht davon profitiren kann. Die Pommern lasse indessen nach Görlitz, Lauban und Greiffenberg marschiren, damit man sie hinziehen kann, wo es Noth ist. Schreibe Er mir, was weiter passiret. Adieu. Die zwei Prinzen, so der König (von Polen) mitgebracht hat, gehen nach Wien, um mit Brown die Kampagne zu thun." Und am 14. Dezember: „Hiesiger Gegend ist alles stille; Prinz Bevern, den ich nach Liebau habe marschiren lassen, schreibet mir auch, daß bis dato der Anschein zu einer Attake nicht wäre, und glaube also, daß noch den Winter alles still bleiben möchte. In Wien saget man vor gewisse, daß fünf Armeen sollten aufgebracht werden; 1. die Reichsstände in Respekt zu halten, 2. das Projekt von Grünne durch das Hildesheimische und Halberstädtische zu exekutiren, 3. gegen Oberschlesien, 4. gegen Zittau, 5. gegen Eger. Dieses ist noch alles unreif und weitläufig; gewiß aber ist es, daß die Franzosen auf Wesel wollen; von den Russen ist noch nichts Zuverlässiges zu sagen. Die Franzosen geben Baiern und Würtembergern Subsidien, daß sie auch Truppen stellen sollen; die Leute seind mir so böse, sie möchten mir zerreißen; allein ich glaube, wann erst die Oesterreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen. Adieu." Dagegen berichtet Winterfeldt aus Landshut vom 18. Dezember, daß er seit seiner Ankunft schon für strenge Ordnung im Zoll- und Accisewesen gesorgt; der König würde durch die dortigen Truppen in jener Gegend eine namhafte Mehreinnahme gewinnen; die einzige Ausnahme gestatte er, daß die Landleute, welche Lebensmittel aus Böhmen bringen,

nur den ordinairen Zoll und Accise entrichten, da hiedurch dem Feinde Abbruch geschähe, die eignen Magazine aber um so viel geschont würden; die Leute würden von den Preußen prompt bezahlt, bekämen zu Hause aber für gezwungene Lieferungen nur schlechte Scheine, dadurch entstünde so übler Willen, daß dem Feinde nicht möglich sei, in dortiger Gegend Reiterei vom Lande zu unterhalten; sodann fährt er fort: „Auf dem stärksten Magazin, und wer es damit am längsten aushalten kann, kommt meines Erachtens alles an. Dem Feinde können die Dispositiones seiner fünf Armeen nicht so viel helfen, als er sich von der Menge derselben verspricht. Denn er ist an seine Magazine, welche ihm sauer werden zu fourniren, gebunden, und kann nichts, wenigstens nicht an fünf Orten zugleich unternehmen. Will er aber was entreprenniren, so muß er sich durch Defilé's von seinen Magazinen weit entfernen, und Ew. Majestät sind alsdann im Stande mit drei mittelmäßigen Armeen, und einem etwa darzwischen detaschirten Korps, sein ganzes Dessein zu verrücken, und ihn, will's Gott, in die Enge zu bringen. Ehe sich der Krieg, und so wie Ew. Majestät es allezeit gesagt, nicht gegen Mähren spielt, so giebt es keinen rechten Ausschlag der Sache. Ich glaube aber, daß es möglich sein wird, solchen von hier aus, noch dieses Jahr dahin zu drehen. Es muß aber das wahre Dessein dem Feinde verborgen bleiben, und er gar nicht darauf rechnen. Der Feldmarschall Schwerin hat meine Sentiments über ein- und anderes verlangt. Ich habe ihm dann alles, was ich nach meiner wenigen Einsicht denke, heute darüber geschrieben, und ihn nach der Seite von Reichenau, Czasstallowitz und Hohenmauth geführt. — — Der Feind wird sich durch seinen Haß gegen Ew. Majestät selbsten stürzen, und Ew. Majestät kommen, will's Gott, gewiß, mit größter Gloire und Vortheil aus dieser schwer scheinenden Sache." — Am 21. Dezember schreibt der König aus Dresden: „Nach allen meinen Zeitungen scheint es, als wann die Oesterreicher von Eger aus ihren meisten Effort thun werden, und vielleicht auch durch der Lausnitz; dieses ist vernünftiger, als sich nach Schlesien mit alle die großen Festungen einzulassen. Ich kann bis dato noch nichts Gewisses von ihren

Projekten ſagen, aber ſo viel ſehe ich wohl, daß wenn ich an einem Ort einem ihrer Korps ſtark auf den Hals falle, daß ich alsdann durch bin. Wo es geſchiehet, iſt einerlei, und wenn man das Meiſte zerſtreuet hat, dann iſt Zeit nach Mähren, ehr aber nicht.“ Gleich den Tag darauf ſchreibt der König wieder: „Ich habe Seinen Brief wohl erhalten, wegen der Poſtirung der Huſaren, welche ich ganz approbire. Dieſen Winter wird nichts paſſiren, aber was künftig Frühjahr werden wird, iſt ein anders. Das Regiment mit ſchwarze Aufſchläge iſt Deutſchmeiſter, die aus Brabant gehen über Donauwörth! — ich habe Leute, ſo ihren Marſch kotoyiren, — und die können nicht vor Ende Dezember hier ſind. Ich gehe morgen nach Leipzig, Weißenfels, Lützen, Grimma, Borna und alle die Oerter, um mir recht eine Idee von die Terreins zu machen, einen Kolonnenmarſch reiſe ich hin, den andern zurücke. Nebentiſch muß Spions nach Wien mit Zeitungen ſchaffen. Soviel weiß ich, daß man mit Brown nicht zufrieden iſt; das iſt aber nicht genug, ich muß das Projekt der Kampagne haben, drei Kojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben. Adieu. Gott bewahre.“ Unter den erwähnten drei Kojons befanden ſich ſogar zwei Pfaffen, wie aus einem anderen Briefe hervorgeht. Winterfeldt ſchreibt hinwieder aus Landshut am 26. Dezember die Worte voll Muth und Kraft: „Es wird nun wieder die Zeit kommen, daß man nicht einmal fragen muß, wie ſtark der Feind iſt, ſondern nur, wie man ihm ankommen will? Und wenn es nur erſtlich ſo weit wäre, ſo geht will's Gott alles gut. — Der Feldmarſchall Brown ſoll ſich haben verlauten laſſen: Eine Bataille wolle er noch probiren, und wann ſolche nicht gelänge, alsdann gleich den Abſchied nehmen.“

Dieſe Mittheilungen und Berathungen zwiſchen dem Könige und Winterfeldt gingen unausgeſetzt fort; der König hielt ſeinem ſo fähigen als eifrigen Kriegsvertrauten nichts geheim, und ſchwerlich empfing irgend ein anderer General ſo häufige und ausführliche Zuſchriften von des Königs eigner Hand. Gleich am 28. Dezember ſchreibt der König aus Dresden wieder: „Hierbei ſchicke Ihm Brownen ſeine Dislokationsliſte, daraus Er ſehen wird, was hier alles ſteht. Wegen die An-

stalten, so die Oesterreicher an der Gränze machen, so zwinget ihnen die Noth dazu und Mangel der Subsistanze; aber dieses thut uns nichts, dann den Winter wollen wir nicht agiren, und können nicht vor Juni bei ihnen hin, dann finden wir die Felder voll, und Ochsen nehmen wir mit uns, so viel wir nöthig haben. Also muß man noch auf ernstere Anstalten warten, die uns in derer Leuten Desseins besser sehen lassen. Künftig Jahr wird der Krieg hiesiger Gegend an der Elbe, gegen Niederschlesien ins Gebirge bei Braunau, in Oberschlesien bei Troppau und Ratibor anfangen, und mit des Himmels Hülfe bei Olmütz sich endigen. Adieu." Und am 29. Dezember: „Nach meinen Nachrichten, so seind Seine Nachrichten in Ansehen der Position des Feindes und seinen Magazins richtig; was aber die ungar'sche Nachrichten seind, da zweifle ich noch sehr daran. Wann sie vier Armeen machen, so ist gewisse die in Oberschlesien nur Husaren, Panduren und Sachsen, und die drei andern regulair. Ich bringe künftig Jahr mit Schwerin 120,000 Mann gegen die Oesterreicher in's Feld; wenn die andern 140,000 Mann haben, so ist es der Welt Ende; also was das angehet, werden wir wohl mit sie fertig, nur muß ich mit meiner Kavallerie solche Versuren machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wo ich was dezidiren kann, das wird alles ausmachen, dann, kömmt der Feind, ich schlage ihm, und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts dezidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden. Hierbei überschicke Ihm meine Nachrichten. Sie werden den Winter stille sitzen, aber das Frühjahr, so bald es ihnen möglich ist, im Feld rücken, und das ist gut, denn es mag im Norden so wüste aussehen, als es will, seind wir an einem Ort mit die Oesterreicher fertig, so werden die andern sehr kopfscheu werden. Ich gehe den 3. oder 4. nach Berlin; ich werde aber gegen den 13. oder spätstens den 14. wieder hier sein; Brown gehet auch nach Wien, also wird es gewisse stille bleiben. Gegen den 20. Januar denke ich nach Schlesien zu kommen, und Ihm alsdann auch zu sprechen. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt fuhr fort, eine Menge von Nachrichten und Angaben zu liefern, unter andern, daß bei dem österreichischen Heere der Graf von Lascy, Sohn des Feldmarschalls, und der Fürst von Löwenstein, den kleinen Krieg mit außerordentlicher Thätigkeit zu führen vorhätten, diese beiden jungen Ritter schmiedeten lauter Anschläge zusammen, und würden aller Orten probiren, wo sie eine bloßgestellte Besatzung fänden; sie riskirten nach ihrer Art zu denken auch nichts, denn sie traktirten ihre Kroaten und Panduren wie das Vieh, und fragten nichts darnach, wenn sie solche auch aufopferten; er meldete ferner, daß die Oesterreicher sich stark vermehrten. Der König erwiederte hierauf den 9. Januar 1757 aus Berlin; „Ich habe eben Seinen Brief erhalten. Was die Zeitungen von der Menge der österreichischen Truppen seind, habe ich Mühe sie so stark zu glauben, als sie sich angeben; indessen, um daß ich meine Zeit hier nicht übel anwende, so habe ich noch eine Augmentation resolviret in der Infanterie, wodurch jede Kompanie mit 30 Kantonisten verstärkt wird. Nun fange ich an, in dem großen Projekt der Oesterreicher etwas klarer zu sehen, und wird Brown und Piccolomini, der eine durch die Lausnitz, der andere bei Braunau oder Glatz einbrechen. Die Truppen, so aus den Niederlanden gekommen, sollen zu deutschen Truppen stoßen und agiren gegen das Halberstädtische. Die Russen werden Preußen unberührt lassen, und marschiren grade gegen Schlesien, ich glaube jenseit der Oder; also habe ich resolvirt, wo dieses geschiehet, daß Lehwald ihnen im Rücken gehen soll, grade durch Polen, durch und sie aufkriegen, wo er kann. Wegen uns, so kann ich Schwerin gegen der Zeit leichte verstärken, und wird mir wohl die Niederlausitz zu Theil werden, und gegen Naumburg und der Gegend werden wir wohl unsere Affaire ausmachen. Was Leschwitz angehet, so schreibe Er ihm nur Seine Gedanken wegen seiner jetzigen Position, und was die Kampagne des Frühjahrs angehet, so ist nicht möglich, daß die Leute solche vor medio Mai öffnen. Ich denke den 22. in Schlesien zu sein, wo wir alle diese Punkten noch reiflicher überlegen wollen. Ich danke vor die Nachrichten, und glaube

den Grund davon, aber dabei, daß vieles zugesetzet ist. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt bezeigt seine Freude über die vom Könige befohlene Truppenvermehrung, bestätigt aber seine früheren Nachrichten, und läßt kein Mittel unversucht, neue und gewisse zu erlangen. Er wagt auf seine Rechnung 100 Louisd'or, um grade zu aus Brown's Kanzlei von dessen Absichten unterrichtet zu werden, und meldet, daß Rebentisch einen Erzpriester zum Kundschafter für Wien bereit habe, derselbe sei von seiner Pfründe abgesetzt, gebe man ihm nur eine neue und 200 Dukaten Reisegeld, so wolle er alles thun, was man ihm auftrage. Der König lehnt dieses letztere ab, da er in Wien schon Leute habe, der neue Kundschafter, wenn er jetzt mit großen Umwegen dorthin reisen sollte, aber auch viel zu spät kommen würde; was dagegen den Menschen in der Brown'schen Kanzlei betreffe, da solle Winterfeldt kein Geld sparen, seine Auslagen sollen ihm ersetzt, der weitere Bedarf sogleich geschickt werden. Gegen die bisherigen Nachrichten aber zeigt der König diesmals stärkeres Mißtrauen, und schreibt vom 18. Januar: „Ich fange an zu glauben, daß Seine Nachrichten nicht richtig seind; wo könnte Brown 40,000 bei Rumburg und denen Gegenden zusammenbringen, ohne daß meine Postirung erführe, daß was in Bewegung ist? Ich weiß, daß eine große Ursache, warum sie uns in der Lausnitz allarmiren, vornehmlich ist, um mir zu bewegen, die preußischen Truppen anhero zu ziehen; dann sie erkundigen sich sehr, ob die schwarze Husaren und andere preußische Regimenter noch nicht da wären. Ich habe jedoch den Prinz von Bevern hingeschickt, um zu wissen, ob es nöthig ist, daß ich das Korps verstärke. Ich kann nicht glauben, daß die Leute würden fleckweise agiren wollen, das wäre das Mittel en détail geschlagen zu werden. Was hilft ihnen jetzunder Zittau! sie haben bessere Wege nach der Lausnitz durch Kratzau, und sie können sich wohl vorstellen, daß die Stadt nicht während der Kampagne wird besetzt bleiben. Also glaube ich nicht, daß sie jetzo was vornehmen werden. Der König von Frankreich ist von einem infamen Menschen blessirt worden, er ist außer Gefahr, beichtet und kommunizirt; dieses wird

ein neues Ministerium zuwege bringen, und wollen die Franzosen doch was thun, so glaube ich wird es langsam und später geschehen. Ich warte auf Briefe von Schwerin, wie er sich befindet, um meine Reise darnach zu bestimmen. Adieu." Am 27. Januar giebt ihm der König neue Mittheilung über den Stand der Sachen, und meint, der Krieg werde sich doch wohl längs der Elbe aufhalten und entscheiden. Am Schlusse sagt er: „Wenn Er dorten was erfährt, so schreibe Er mir es gleich, dann differente Zeitungen, die sich kreuzen, erklären eine Sache. Adieu. Gott bewahre." Diese letzteren Worte sind ganz im Karakter des Königs, er hatte die Nachrichten Winterfeldt's etwas herabgesetzt, mit Unrecht, wie es scheint, was jedoch einzugestehen nicht seine Art ist; nun möchte er aber, daß sie nicht weniger fleißig gegeben würden, und da giebt er einen durchaus triftigen Grund, wobei auch die weniger gewissen ihren Werth haben! Winterfeldt seinerseits erscheint in seinem Verhältnisse von untadliger Haltung, in stetem Eifer und Gleichmuth, und bei aller Freimüthigkeit, die er sich erlaubte, und der großen Gunst, die ihm gewährt wurde, in der strengsten Unterordnung und Folgsamkeit, als das Muster eines tüchtigen Kriegsmannes, der den höchsten persönlichen Werth besitzt, aber diesen ganz seiner dienstlichen Stellung widmet, nicht über sie hinausschweifen läßt! Der König kam darauf nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt nach Hainau, wo er am 29. Januar sich mit ihnen über die Lage der Dinge besprach. Sehr zufrieden mit den Maßregeln, welche für Schlesien getroffen waren, und mehr als je auf Winterfeldt vertrauend, kehrte er nach Dresden zurück.

Bald nachher dankte der König ihm auf das gnädigste für die neuerdings mitgetheilten Nachrichten, von denen er nicht unterließ anzumerken, daß er sie in den allermeisten Stücken für gegründet und ganz wahrscheinlich, auch richtiger wie die ersteren und vorigen zu sein erachte, und forderte ihn auf, damit fortzufahren. Auch ließ der König ihm alle wichtigen Nachrichten mittheilen, damit er immer die Uebersicht des Ganzen behielte, und sein Urtheil und seinen Rath mit gehöriger Kenntniß geben könnte. Der König bestätigte Win-

terfeldt's Angabe, daß in Wien große Uneinigkeit unter den Miniſtern und Generalen ſei, und daß Brown auch unter dem Prinzen von Lothringen dienen wolle. Indeß vermehrten ſich die Streitkräfte der Oeſterreicher, die Reichstruppen, die Franzoſen und die Ruſſen ſollten nun ernſtlich mit auftreten, und alles gab den Anſchein, daß der nächſte Feldzug ein äußerſt harter und entſcheidender werden müßte. Winterfeldt überſchaute und prüfte die Aufgabe mit gutem Vertrauen, er glaubte den König und ſein Heer dem Andrange ſo vieler Feinde völlig gewachſen, aber der größte Eifer, die höchſte Anſtrengung mußten dazu überall mitwirken. Er ſelbſt lebte in raſtloſer Thätigkeit. Am 21. Februar berichtete er aus Landshut den Ertrag eines Ausfluges, den er nach Neiße gemacht; die Oeſterreicher, ſchrieb er, welche nicht rechneten, daß die Ruſſen zur Eröffnung des Feldzugs einträfen, noch daß die Franzoſen, wie Kaunitz durchaus verlangte, nach Böhmen vorrücken würden, hätten die Abſicht, zuerſt in Schleſien einzudringen; er verſpreche aber, daß ſie keinen Fußbreit Erde gewinnen ſollten; habe er nur 10 bis 12,000 Mann, und jene kämen auch mit 20,000, ſo werde er ihnen, ſobald ſie einen der drei Engwege zurückgelegt, ſogleich auf die Haut gehen, und theilten ſie ſich, ſo würde es ihnen um ſo ſchlimmer gehen. Am 7. März theilte der König ihm neue zuverläſſige Nachrichten über die in Wien gepflogenen Kriegsberathungen mit; die Angaben über die franzöſiſchen Unternehmungen ſchienen ihm glaubhaft genug, über die öſterreichiſchen wollte er noch nähere erwarten; dann ſetzte er eigenhändig hinzu: „Es wird das Jahr ſtark und ſcharf hergehen, aber man muß die Ohren ſteif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran ſetzen; eine gute Huſche, ſo wird alles klarer werden."

Indeſſen war es dem öſterreichiſchen General Grafen von Lascy eben Tages vorher gelungen, die Preußen bei Hirſchberg zu überfallen, ihnen einige Mannſchaft zu tödten, und 2 Feldſtücke wegzunehmen; Winterfeldt hatte auf einige Mängel der dortigen Poſtirungen den Herzog von Bevern aufmerkſam gemacht, dieſer aber nicht darauf geachtet. Der König ſchrieb nun, Winterfeldt habe in ſeiner Vorausſicht Recht

gehabt, wollte aber doch die Sache für so viel nicht gelten lassen, es sei keine Ueberrumpelung gewesen, die Truppen hätten brav gefochten, nur werde der Feind, — „die Kanaillen" —, schrecklich Lärm von dem angeblichen Erfolg machen, und dreister werden, aber bei erster Gelegenheit müsse es ihm eingetränket werden. Ein Versuch dieser Art, welchen der Herzog von Bevern gegen Friedland unternahm, schlug fehl, weil die verschiedenen Truppentheile nicht gehörig zusammenwirkten, und Warnery, der den Anschlag entworfen, und die Husaren dabei befehligte, berichtete darüber voll Verdruß an Winterfeldt, welcher den Bericht am 12. März aus Landshut mit folgendem Schreiben an Eichel sandte: „Ew. Hochwohlgeboren werden aus der Kopie derjenigen Relation, welche ich gleich anjetzo von dem Oberstlieutenant Warnery erhalten habe, mit mehrerem ersehen, daß ich leider ein gar zu richtiger Prophet gewesen bin, und nichts dadurch ausgerichtet worden, als daß in ein Wespennest gestört worden, und von nun an die dasigen Regimenter beständig werden zusammen und unters Gewehr sein müssen. Im Herbst und vor Winters hätten wir Friedland nehmen und uns in dem Zipfel von Böhmen festsetzen sollen. Als welches uns vor der jetzigen Kampagne sehr vortheilhaft würde gewesen sein. Da meine Kasse ganz erschöpft ist, und ich die nöthigen Missionsausgaben zu bestreiten, welche sich anjetzo täglich häufen, schon 400 Thaler von dem Herrn General Manteuffel aufgelehnt habe, so habe ich meine Rechnung in dem Briefe an Seine Majestät mit eingeschlossen, und bitte gehorsamst zu besorgen, daß der Feldjäger die ausgelegten Gelder mit zurückbringt. Meine kleinen Ausgaben, die ich gar nicht angerechnet, erstrecken sich anjetzo schon über 500 Thaler. Mir mortifizirt es recht, daß ich bei denen erstaunenden Ausgaben, welche Seine Majestät ohnfehlbar haben müssen, auch noch mit Rechnungen muß angestochen kommen. Hätte ich 10,000 Thaler von meinen eigenen Mitteln zu disponiren, oder könnte solche auch nur kreditirt bekommen, so wendete ich solche gewiß an. Indem ich nach geendigter Sache, welche will's Gott recht gut vor uns ablaufen wird, gewiß wiederum zu meinem Schaden kommen würde."

Die Umstände wurden stets bedenklicher. Der König hatte auf das Bündniß Hannovers gerechnet, und vernahm jetzt, daß die dortigen Minister alles anwendeten, um das Land neutral zu erhalten, ja daß sie die Kriegsrüstungen absichtlich verzögerten, um dann später den Vorwand zu haben, sie wären gezwungen gewesen, sich mit dem Feinde friedlich abzufinden. Ungesäumt aber schrieb der König selber an den König von England, stellte ihm die Sache vor, und meinte gegen Winterfeldt, wo nicht alle Ehre in der Leute Herz erloschen sei, so müßten sie an der Stange halten. Immer ernstlicher wurde die Aufgabe des bevorstehenden Feldzuges, und vor allem war nöthig, daß gegen den stärksten und nächsten Feind, die Oesterreicher, rasche und entscheidende Schläge geschähen. Der König ließ alle seine Kundschaften und Plane an Winterfeldt mittheilen, und schrieb ihm: „Schreibe Er mir Seine Gedanken über die Nachrichten; ich sollte glauben, ich hätte es getroffen, dann wann es sich nach meinen Nachrichten drehet, so sehe ich nicht, wie anders möglich ist seine Dispositions zu machen.“ Wiewohl nun der König auf seinem Standpunkte manches anders sah, als Winterfeldt, und auch dessen Ansichten öfters nicht beistimmte, so ließ er ihn doch auf's neue wissen: „Er könne versichert sein, daß er ihm dem Könige kein größeres Plaisir thun könne, als sein Sentiment demselben ganz natürlich und aufrichtig zu sagen.“

In Winterfeldt's arbeitsamem und fruchtbaren Geiste war mittlerweile ein Plan gereift, welchen er jener Aufforderung folgend am 19. März aus Landshut durch folgendes Schreiben dem Könige vorlegte: „Ew. Königliche Majestät werden aus meinem allerunterthänigsten Rapport von dem 16. dieses bereits allergnädigst zu ersehen geruht haben, wie ich schon darin, und ehe ich Ew. Majestät allergnädigsten Befehl vom 16. gestern Abend erhalten, in Allerhöchstdero idées, als worüber ich gar zu vielfältig instruirt bin, daß mir solche nicht allezeit den besten und sichersten Weg zeigen sollten, in so weit entrirt habe, als mir die bisherigen Umstände unserer Feinde gegen Schlesien und Sachsen, ohne aber auf 80,000 Franzosen zu rechnen, welche gegen Wesel und das Magdeburgische agiren wollen, bekannt gewesen sind.

Wann dem Feldmarschall Brown die Zeit gelassen wird, daß er mit 80 bis 90,000 Mann so lange still sitzen und abwarten kann, wie derer Franzosen ihr Dessein abgelaufen, so könnten Ew. Majestät alsdann nicht anders als wenigstens 30,000 Mann gegen die Franzosen schicken, 60,000 Mann gegen Brown, 35,000 Mann gegen die Lausnitz, und Schlesien, außer 15,000 Mann bei Schweidnitz, ganz bloß lassen. — Gott bewahre aber darvor, nicht in der Verlegenheit zu kommen, solche mesures nehmen zu dürfen. Denn Schlesien würde auch in der kurzen Zeit vom Feinde so ruinirt werden, daß alle unsere Ressourcen, und worauf wir doch während dem Kriege am mehrsten rechnen müssen, gänzlich dadurch wegfielen. — Um aber diesem Uebel abzuhelfen, und des Feindes gefährlichen Desseins vorzukommen, sehe ich kein ander Mittel, als daß wir von hier, aus Schlesien, sobald als möglich das Spiel anfangen, und dem Feinde auf die Magazins von Pardubitz und Königingrätz, welche seine stärksten sein die er hat, zu fallen suchen. Die Piccolomini'sche Armee ist in ihrer jetzigen Verfassung nicht stark genug solches zu verhindern, und muß Brown, welcher es ohnedem nicht leiden kann, solche alsdann verstärken. Ew. Königliche Majestät aber, welche in Sachsen mit einer starken Armee ihm in der Nähe stehen, können ihm alsdann dadurch nicht allein seinen Anschlag auf die Lausnitz zernichten, sondern auch vielmehr von da offensive agiren lassen. Wo der Feind zu Aussig ein starkes Magazin hat, als welches allda sehr lustig angeleget ist, so könnte ihm solches vors erste auch genommen werden. — Wann der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit seinen Arrangements fertig ist, so können wir anjetzo mit 30,000 Mann mehr gegen ihn ausrichten, als im Monat Juni mit 60,000 Mann. Der Feind muß Haar lassen, ehe die Franzosen ihr Dessein ausführen und dem Magdeburg'schen nahe kommen können, alsdann aber, wann der Feind nur erst eine Schlappe bekommen, so dependirt es allezeit von Ew. Königlichen Majestät so viel als nöthig gegen die Franzosen zu schicken. — Königingrätz ist von hier 11, und von unserm Schweidnitzischen Magazin 15 Meilen. Kann nun ausstudirt und mög-

lich gemacht werden, daß wir nur, wann wir uns aus dieser Gegend mit der Armee in Marsch setzen, vors erste auf 14 Tage Brod und Fourage nachbekommen können, so sind wir geborgen. Ich halte davor, es geht an, und mache vor mich einen Plan dazu. Wann wir 3 Tage aus unsern Magazinen rechnen, so bekommen wir vor den 4. Tag noch allezeit so viel in Böhmen dazu. Dieses hilft uns dann mit durch, um unsere Fourage, die nachgefahren wird, an uns ziehen zu können. — Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der ohnvermuthetste Donnerschlag sein, so jemals geschehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfusion gerathen. — Die jetzigen Umstände von Ew. Königlichen Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Parthie zu ergreifen, retten kann. Was von hier deßhalb möglich zu machen, darin wird gewiß der Feldmarschall Schwerin mit aller präkautieusen Ueberlegung entriren, und wenn derselbe alsdann seine Parthie genommen, solche mit Vigueur exekutiren. Falls nun der Feldmarschall meiner Proposition Beifall geben sollte, so können Ew. Königliche Majestät alsdann ganz sicher und ruhig dabei sein, daß es wills Gott mit Gloire wird ausgeführt werden. Ich bin davon so gewiß überzeugt, daß wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte. — Mein Herz ist mir anjetzo zu voll, um mich in der Ordnung über alles expliziren zu können. Falls aber Ew. Königliche Majestät die Gnade haben auf meinen Vorschlag zu reflektiren, so bitte ich unterthänigst, den Obersten Finck herzuschicken, als gegen welchen man sich insgeheim en détail dekoubriren, als auch zugleich durch selbigen Ew. Majestät allergnädigste Intentiones erfahren, und ihm darauf antworten kann. — Wesel wollen doch Ew. Königliche Majestät nicht defendiren lassen, sondern vermuthlich nur Geldern allein, als worbei sich doch auch die Franzosen nicht übereilen, sondern lange aufhalten und sehr glorieux sein werden, wenn sie diesen Ort bekommen. Der Prinz Karl soll ja alle seine Effekten in Brüssel verkauft haben, welches dann wohl eine Marque, daß die Niederlande an die Franzosen sollen cedirt

werden, als wovor sie dann freilich efforts thun müssen. Wann aber die Oesterreicher nur erstlich eine Schlappe bekommen, so wird sich das französische Feuer auch gleich dämpfen. Sogleich erfahre ich, daß der Feind anfängt Braunau zu räumen, und alles nach Nachod hinzuschleppen. Ich glaube, daß es daher rühret, weil sie glauben, daß ich ihnen unvermuthet mit 18,000 Mann in Böhmen auf den Hals fallen werde. Es ist eine terrible Furcht in Böhmen. In Chrudim und allen denen Oertern finden wir auch Magazine."

Der König antwortete hierauf aus Dresden am 21. März ganz eigenhändig Folgendes: „Das Projekt ist admirabel, und stimmt auch einestheils mit das, was ich entworfen hatte; bei so einer importanten Gelegenheit wie diese aber, meritiret es, wohl examiniret zu werden. Fincke hat was zu thun bei Zwickau, den kann ich nicht schicken, ich lasse Oelsnitzen von Zittau kommen, sobald er hier ist, so gehet er nach Schlesien, und werde ich dem Plan alle Difikultäten machen, die mir in den Kopf kommen, und die ein Offizier machen muß, damit alles erstlich wohl überlegt wird, und wenn alles arrangirt ist, die Exekution desto besser von Statten gehet. Die Engländer haben die Neutralität platt abgeschlagen, das hilft was; allein das hannöversche Ministère ist nicht zu trauen, können wir des Feindes Projekten derangiren, so ist es gewisse unser Spiel, alleine es muß mit einer probablen Gewißheit geschehen, und nicht ins Gelage, denn in Böhmen hereinzukommen ist leichte, wann aber das geschiehet, so lauft das ganze Piccolomini'sche Korps in das Retranchement und hinter den Adler bei Königingrätz, wie dann weiter? So haben wir die Truppen in Bewegung gebracht, und müssen darnach geschwinde zurücke, daß wir nicht Hungers sterben, dann ist das ein schlechter Anfang von Kampagne. Ich sehe schon ein, was ich aus der Lausnitz und dieses Orts beitragen kann, um die Expedition zu erleichtern, nur muß ich klarer in der Sache sehen, wie bis dato, um mich dazu zu determiniren. Wor es wahr ist, daß ein starkes Magazin in Bunzlau ist, so wäre das Projekt darauf sicherer und besser, denn laufet der Feind dar weg, so muß er sein Magazin verlassen oder ver-

brennen, bei Königingrätz ist es sehr schwer, und laufen die Leute darhin, so ist nichts auszurichten. Dieses alles muß wohl beantwortet werden; übermorgen denke soll Oelsnitz von hier abgehen und lauter Diffikultäten mit sich bringen; langsam bedacht, dem Feind sein Dessein kachirt, und frisch exekutirt, das macht alles aus. Adieu." Winterfeldt, voll Entzücken über die Aufnahme seiner Vorschläge, schrieb gleich am 24. März zurück: „Ew. Königlichen Majestät allergnädigstes Antwortschreiben von dem 21. dieses, welches ich gestern durch den Feldjäger erhalten, ist mir lieber als Millionen Schätze, denn ich mache mir daraus schon im voraus die Hoffnung: daß ich durch meiner vorgestrigen allerunterthänigst abgeschickten Vorstellung Ew. Majestät allergnädigste Intention dergestalt näher werde getroffen haben, daß, wenn der Oberstlieutenant Oelsnitz hier kommt, an denselben nicht viel Diffikultäten mehr werden zu beantworten sein. Aus dem hiebeigefügten Bericht, welchen ich sogleich von die bewußten Leute erhalten, und solchen von Wort zu Wort abgeschrieben habe, werden Ew. Majestät mit mehrerem ersehen, daß sich alles dazu schicken muß, und der liebe Gott, durch den Zusammenhang der Vorsehung, schon alles deßhalb eingefädent hat. Denn es sind aller Orten Magazine als vor uns angeleget, und der Feind steht auch so, als wir es nur wünschen mögen." Sodann ertheilt er nähere Angaben, wegen Lagern, Verproviantirung, Täuschung der eignen Behörden, über Wagen, und anderes der Art. Auch hatte er schon Einleitung zu näherer Abrede mit Schwerin getroffen. In den nächstfolgenden Tagen entwickelte er den Plan noch mehr, und berichtete nähere Umstände zur Empfehlung der Sache. Der König ließ an Winterfeldt unter dem 25. März aus Lockwitz schreiben, er sehe das Projekt für sehr interessant und gut an, nach der Position zu rechnen, worin der Feind jetzo stehe, wenn derselbe aber bald, und wie die Nachrichten sagten, schon den 1. April die Winterquartiere verlasse, so würde es damit zu spät sein. Und nachdem er in einer ausführlichen Erörterung die einzelnen Schwierigkeiten beleuchtet, findet er diese fast unüberssteiglich. Die Sache könne, von Schlesien aus gesehen, ihre

gute Richtigkeit haben, allein er müsse erst überzeugt werden, daß dies auch im Allgemeinen der Fall sei, besonders wenn in Anschlag komme, daß gegen den Juni ein französisches Heer in der Gegend von Erfurt stehen könne. Er sendet deßhalb den General von der Goltz an Winterfeldt ab, um mit ihm mündlich alles nochmals zu besprechen, auch soll Winterfeldt mit seinen Erläuterungen fortfahren. Der König fügt noch am Schluß eigenhändig hinzu: „Ich finde, je mehr ich daran gedenke, das Dessein impraktikabel; wie wollen sie, wann sie das Magazin von Jung-Bunzlau haben, solches bewahren? marschiren sie nach Kollin, so nimmt ihnen der Feind sein Magazin wieder ab; verbrennen sie es, so ist dann Zeit sich wieder zurücke zu ziehen, und nicht so weit hinein zu laufen." Doch dies alles war nur ein Theil der Meinung des Königs, der absichtlich gegen Winterfeldt noch verhehlte, wie sehr dessen Anschläge ihm gefielen, die er auszuführen schon im Stillen sich vorbereitete, wie dies ein Schreiben an Schwerin bezeugt, dem er aus Lockwitz am 26. März eigenhändig mit voller Aufrichtigkeit vertraulich sagte: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrai mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté." Winterfeldt aber fand die Einwendungen allerdings erheblich, und antwortete darauf am 28. März: „Seitdem habe ich Ew. Königlichen Majestät allergnädigstes Antwortschreiben vom 25. gestern früh erhalten, und bin dadurch von Umständen belehrt worden, die ich nicht übersehen können. So bin ich auch sogleich überzeugt worden, daß die Art und Weise meiner gethanenen Vorschläge nicht praktikabel und gültig sein. Indessen bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Prävenire die beste Parthie. — Der Feind hat wirklich noch keinen rechten Plan, und wann man ihm auf dem Halse fällt, ehe er sich recht besonnen, so derangirt man ihm alles. Auf acht Tage oder später kommt es nicht an." Er meldete auch, daß der Feind alles längs der Elbe nach Sachsen ziehe, und machte

hierauf den neuen Vorschlag, mit 30,000 Mann von Schlesien aus wie ein Donnerwetter loszubrechen, wobei eine fliegende Schaar von 6000 Mann im Gebirge stehen bliebe; 45 bis 50,000 Mann, welche der Feind etwa dagegen aufbringen möchte, wären nicht zu fürchten, und käme eine größere Macht, so würde der König dann um so leichteres Spiel von Sachsen aus haben. Nachdem aber Goltz mit Winterfeldt und Schwerin zu Frankenstein eine Zusammenkunft gehabt, in welcher alle Fragen und Einwürfe nochmals erörtert worden, schrieb Winterfeldt das Ergebniß dieser Verhandlungen nieder, und schickte solches, von Schwerin mitunterzeichnet, an den König. Die gemachten Einwürfe wurden großentheils beseitigt, die Unternehmung keineswegs aufgegeben, indeß einer allgemeineren Uebersicht und neu hinzukommenden Gesichtspunkten willig untergeordnet.

Dieser merkwürdige Briefwechsel, der von dem Könige meistentheils, von Winterfeldt immer eigenhändig geführt wurde, und den wir in einer gewissen Vollständigkeit mitzutheilen aus Rücksicht für militairische Leser uns verpflichtet hielten, stellt lebendig vor Augen, in welch großartigem Verhältnisse hier zwei kriegsgewaltige Geister verbunden waren, Herrscher der eine, Diener der andere, doch beide durch Anerkennung und Zutrauen wie durch Eifer und Hingebung den Unterschied auf Augenblicke fast ausgleichend, ohne den ursprünglichen Standpunkt im geringsten zu verrücken! Sehen wir Winterfeldt hier gleichsam als einen Mitfeldherrn an der Seite des Königs emporsteigen, so bleibt doch des letzteren eigenthümliche Selbstständigkeit vollkommen frei; den vertrauten Freund, dessen Einsicht und Rath er stets verlangt, aber auch immer auf's neue prüft, dessen Eigenschaften ihm so angenehm als werth sind, vermißt er lieber bei seiner Person, als daß er ihn dem anderweitigen Dienstberuf entzöge, wo solche Thätigkeit insbesondre erfordert scheint.

Auf die Nachricht, daß der König die Feindseligkeiten alsobald eröffnen werde, schrieb Winterfeldt an Eichel, er habe darüber vor Freuden die Nacht nicht schlafen können, denn er sei, mit Gottes Hülfe, der preußischen Sache gewiß. In diesem Briefe ist bemerkenswerth, daß Winterfeldt Tabellen

über die Truppen anzufertigen hat, und davon ſagt, es mache neue Mühe „wegen der verdammten blauen Sachſen", wie er die zum preußiſchen Dienſt gezwungenen nennt! Der König aber mißtraute gleich wieder den Planen des Feindes, und meinte, Winterfeldt thue wohl, alle Maßregeln auf Vertheidigung zu ſtellen, er der König thue deßgleichen, und wenn ſie dieſes Jahr Schleſien und Sachſen von feindlichem Einfalle frei hielten, thäten ſie alles, was man von ihnen verlangen könne. Da einige Reibungen und Streitigkeiten mit dem Miniſter von Schleſien, Grafen von Schlabrendorf, wegen der Verpflegung vorkamen, wobei Winterfeldt nach ſeiner Weiſe durchgriff und das Zweckmäßige anordnete, ſo kam die Sache an den König, der das Benehmen Winterfeldt's billigte, ihm nähere Verabredung mit Schlabrendorf empfahl, und hinzufügte: „Da ich Euch dann machen laſſen will, wie Ihr wollet; welches ich dann auch dem Grafen Schlabrendorf ſchreibe." Schon früher hatte der König ihm in einer Sache der inneren Verwaltung ungewöhnliche Willfährigkeit bezeigt, und auf ſeine Empfehlung, da ihm, wie er ſchrieb, auch mit Eifer die Katholiken dienten, einen ſolchen zum Stadtvogt in Landshut ernannt, und deßfalls an Schlabrendorf, der entgegen zu ſein ſchien, Befehl ertheilt. Unbegränztes Zutrauen aber bewies der König ihm in allen Geldſachen, ſeiner erprobten Uneigennützigkeit gewiß. Die großen Ausgaben für Kundſchafter und Nachrichten waren in ſeiner Hand gegen jede Veruntreuung und Verſchleuderung ſicher; auch erfuhren ſeine Rechnungen, die ihrer Natur nach alle Belege entbehren mußten, nie den geringſten Zweifel. In einem Schreiben, welches einen ſolchen Gegenſtand erledigt, findet ſich eine eigenhändige Nachſchrift des Königs, welche ſo lautet: „Es hatte mir jemand zum Eſſen gebeten, ich kam hin und fand nichts, ſo ſagte er mir, ich hätte den Tag unrecht verſtanden. So verſchwur ich mir, mein Tage bei keinem eſſen zu gehen, der nicht den Tag und die Stunde hielt, quod bene notandum." Das Schreiben iſt vom 8. April aus Lockwitz, und enthält nichts zur Aufklärung des für uns räthſelhaften Scherzes, den wir aber doch als Beiſpiel der launigen Freundlichkeit des Königs hier einſchalten,

und glücklichem Zufall oder Scharfsinne zur Lösung überlassen.

Das schwierige, doch allen Schwierigkeiten stets obsiegende Verhältniß erscheint recht schlagend auch in folgenden beiden Vorgängen, welche nur ein paar Tage auseinander liegen. Der König sendet am 14. April eine Vorschrift an Schwerin, welche dieser, der Feldmarschall, Winterfeldt'en mittheilen wird, und letzterer, der Generallieutenant, soll mit seinem Kopfe dafür einstehen, daß jener Vorschrift genügt, und sie buchstäblich befolgt werde. Winterfeldt antwortet, daß er schon im befohlenen Sinne gehandelt, den auch die Beschaffenheit der Sache und die Vernunft selbst anwiesen; „Haben Ew. Majestät also nur die Gnade", sagt er, unsrerseits ganz ruhig zu sein, und versichern sich allergnädigst, daß nichts soll verabsäumet werden." Dagegen will der König bei einem Manne, den er so eben in gewisser Art über einen Feldmarschall gesetzt, auch nicht den Anschein dulden, als dürfe er sich im geringsten etwas herausnehmen. Er läßt ihm unter dem 17. April ein Schreiben zugehen, worin es heißt: „Ich habe Euern Rapport vom 15. d. erhalten, worauf ich Euch aber, so viel das Avancement derer beiden darin benannten Husarenoffiziers anlanget, nicht verhalten kann, wie es Euch nicht konveniret mir darunter vorzugreifen, denn ich schon selbst die Avancements bei der Armee machen und deklariren werde, im übrigen auch von dem Avanciren derer Offiziers nach ihrer Tour nicht abgehen kann; mithin Ihr also in dem, was Ihr deßhalb gethan zu haben meldet, zu weit gegangen seid. Sonsten halte Ich es auch so, daß wenn Ich marschire, Ich allemal die besten Offiziers mit mir nehme, es wundert mich also sehr, daß Ihr die besten zurückgelassen habt. Wenn Ihr aber dennoch wegen erwähnter Offiziers etwas vorzustellen gehabt hättet, so wünschte ich, daß es eher geschehen wäre; denn da dieses Mein Schreiben Euch nun nicht eher treffen wird, als wenn Ihr schon vorgerückt und avancirt sein werdet, so würde doch jetzo alles zu späte sein. Ich bin übrigens Euer wohlaffektionirter König. Friedrich." Winterfeldt aber hatte keineswegs gefehlt, sondern konnte sogleich unter dem 21. April,

aus dem Lager bei Königinhof seine Rechtfertigung einsenden. Er schrieb: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst um Vergebung, daß mich wegen dem Lieutenant Klokotzki in der Eil nicht recht explizirt und mir also deßhalb, unter dem 17. datirt, ein höchst ungnädiges Schreiben zugezogen habe. — Ich habe mir nicht unterstanden, den Lieutenant Klokotzki zum Rittmeister zu deklariren, sondern bloß denen zurückgebliebenen Stabsrittmeister und Kapitains zu verstehen gegeben: sie möchten nur den Klokotzki, weil er von allem besser Bescheid wüßte, gewähren lassen, und ihm um so eher folgen wann sie mit demselben kommandirt wären, indem ich vermuthete, daß ihn Ew. Majestät vielleicht ehestens zum Rittmeister deklariren, und er sie alsdann doch kommandiren würde. Es chagrinirt mich sehr, daß mir aus redlicher Intention Ew. Majestät Ungnade zugezogen, und schreckt mich gänzlich ab, hinführo nichts vorstellen noch vornehmen zu dürfen. Indessen wollte ich es doch noch gerne verschmerzen, weil es mir nur allein angeht; wann wir nur in unserm Koup nicht durch das langsame Zurückbleiben deren beiden Kolonnen von Fouqué und Hautcharmoy retardirt würden." Er fügte noch hinzu, daß sonsten Gott sei Dank alles nach Wunsch ginge, lobte das sächsisch-preußische Regiment Manstein als tüchtig und eifrig, und seine Empfindlichkeit kam nicht weiter vor. Der König aber hatte die Beförderung eigentlich schon genehmigt, und bestätigte sie.

Wir sehen hier den Feldzug schon begonnen. Der König, welcher sich den Anschein gegeben, er müsse sich auf bloße Vertheidigung beschränken, brach mit vier Heerabtheilungen von vier Seiten zugleich in Böhmen ein. Retzow sagt, dieser Einmarsch, der in mancher Hinsicht auf Winterfeldt's früher erwähnte, noch vor dem Kriege unternommene Bereisung des Gebirges sich bezog, sei mit so scharfem militairischen Auge übersehen, so zusammenhängend eingerichtet gewesen, den von den Oesterreichern genommenen Stellungen so angemessen, zugleich aber so schnell, daß er die glücklichsten Folgen haben mußte. Für uns hat sich das Verdienst Winterfeldt's hiebei auch in unmittelbar nächster Thätigkeit wirksam gezeigt; sein Rath und seine Anschläge leben in den Entschlüssen des

Königs fort, wenn gleich dieſe ihre eigne Geſtalt haben. Das ſchleſiſche Heer unter Schwerin war zuerſt aufgebrochen, und am 18. April an fünf Orten in Böhmen eingerückt; Winterfeldt, der die Truppen führte, welche auf Gülden-Elſe zogen, ſtieß auf 300 Panduren, die von einem Felſen herab den Weg verſperrten; ſie ſchienen unangreifbar, und hemmten den ganzen Zug; Winterfeldt aber fand Mittel, die Felſen durch einige beherzte Mannſchaft erklettern zu laſſen, die Panduren wurden niedergemacht, und der Marſch ging ohne Hinderniß weiter. Bei Königinhof trafen die Abtheilungen des ſchleſiſchen Heeres wieder zuſammen, Schwerin gewann Jung-Bunzlau vor den Oeſterreichern, die ſich dahin ziehen wollten, nahm beträchtliche Magazine und vereinigte ſich mit dem Herzog von Bevern, der die preußiſche Heerabtheilung aus der Lauſitz herangeführt, und am 21. April bei Reichenberg ein ſiegreiches Treffen gegen 20,000 Oeſterreicher geliefert hatte. Winterfeldt griff die Nachhut des Feindes nochmals an, machte viele Gefangene, und nahm das Feldgeräthe der Generale von Bretlack und Lascy und die Pulverwagen und Zelte dreier Regimenter.

Die unter Schwerin vereinigten Preußen gingen hierauf über die Iſer und rückten gegen die Elbe vor. Winterfeldt führte den Vortrab, und traf am 1. Mai mit 6 Bataillons Fußvolk und 3 Regimentern in Byſchitz, eine Meile von Melnik, ein. Er ſchloß ſeinen Bericht an den König mit den Worten: „Sonſten bin ich ganz konfus vor Freuden über den Gott ſei Dank ſo erwünſchten Succeß von Ew. Majeſtät Operation, und habe mir nicht vorſtellen können, daß Ew. Majeſtät ſchon die Eger paſſirt und bis gegen Welwarn avancirt wären.“ Am 3. Mai berichtete Winterfeldt aus Liblitz, die Brücke von Brandeis ſei nicht zu retten geweſen, der General von Fouqué ließ aber eiligſt eine neue legen, mittelſt welcher die Truppen Schwerin's am 4. über die Elbe gingen, und anderthalb Meilen öſtlich von Prag lagerten. In und um Prag hatten die Oeſterreicher, auf allen Seiten gedrängt und weichend, ihre Stärke zuſammengezogen, der Feldmarſchall Brown war vor dem Könige, der von der weſtlichen Seite mit ſeinen Heerabtheilungen heran-

kam, zurückgewichen, durch Prag und über die Moldau gegangen, und hatte auf dem rechten Ufer am Ziskaberge eine Stellung genommen, welche ihm nicht so vortheilhaft dünkte, als dem Prinzen Karl von Lothringen, der den Oberbefehl führte. Der König ging nun mit 16,000 Mann am 5. Mai bei Selz auch über die Moldau, und zog das Heer Schwerin's auf die Höhen von Prossik an sich. Dieser ganze Anfang des Feldzuges bis hieher galt für ein Meisterstück, sowohl dem Entwurf, als der Ausführung nach, und die Preußen durften den glänzendsten Ergebnissen entgegensehen.

Der König traf am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt in offnem Felde zusammen, wünschte ihnen einen guten Morgen, und ritt mit ihnen, von wenigen Offizieren begleitet, auf die nächsten Anhöhen, um die Stellung des Feindes zu besichtigen. Diese schien in der Fronte sehr fest, und die Stärke weit über 100,000 Mann, doch war der König entschlossen, sogleich eine Schlacht zu liefern. Schwerin scheint einen Aufschub gewünscht zu haben, weil seine Truppen durch den Nachtmarsch ermüdet, und die preußische Heerabtheilung unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau noch jenseits der Moldau stand. Da jedoch der König mit den Worten „Frische Fische, gute Fische" entschieden darauf bestand, noch heute anzugreifen, so war Schwerin nicht länger entgegen, und es galt nur den schicklichen Angriffspunkt auszuwählen. Der König richtete sein Augenmerk auf des Feindes rechten Flügel, Schwerin und Winterfeldt sprengten dorthin, erkundeten Boden und Stellung, und brachten dem Könige den Bericht, die Oertlichkeit sei günstig. Daß nur Winterfeldt allein, wie Retzow sagt, diese Erkundung vorgenommen, ist unrichtig; Schwerin jagte mit verhängtem Zügel dorthin, berichtet sein ihn begleitender Adjutant und Neffe, daß aber auch Winterfeldt dabei gewesen, darin stimmt dieser selbst mit Retzow überein. Fand also der Irrthum Statt, daß der schlammige Boden abgelassener Teiche, der mit Hafer besäet ein frisches Grün zeigte, in der Ferne und Eile für festen Wiesenboden angesehen wurde, so trugen Schwerin und Winterfeldt gemeinsam die Schuld, nicht der letztere allein. Der König ließ die Truppen zur Schlacht-

ordnung einschwenken, und rückte in zwei Treffen auf den Feind entschlossen an.

Ueber die Schlacht von Prag haben wir einen Bericht von Winterfeldt selbst, der alles enthält, was ihn zunächst angeht, und hier jeden anderen entbehrlich macht. In dem reichhaltigen Werke von Preuß steht er bereits abgedruckt, war aber auch uns in der Handschrift vor Augen, und lautet wie folgt: „Der Feind, und zwar dessen linker Flügel, war dichte an der Stadt an der Moldau appuyirt, und reichte mit seinem rechten Flügel bis über den hohen Berg bei dem Dorfe Lieben, die terriblen Defilé's und das Dorf Prossick, welches mit allen Panduren gespickt war, vor sich habend. Es war ohngefähr des Morgens um halb 7 Uhr, als sich unsre Schwerinische Armee mit den 20 Bataillons und so viel Eskadrons, mit welchen der König von der seinigen zu uns stieß und die den rechten Flügel ausmachten, konjungirte. Der König war gleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin nebst meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erst ein Loch ausfindig zu machen, um demselben anzukommen. Dieses ward denn auf meinen Vorschlag auch choisiret, und zwar dergestalt: Wir waren links abmarschiret, und setzten also unsern Marsch mit dem linken Flügel, der die Tête hatte ohngesäumt, die Straße von Hloupetin haltend, fort, und so weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Potschernitz, ohne solche passiren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen. — Der Feind, welcher sich anfänglich nichts Böses vermuthete, noch vorstellte, daß wir ihn sogleich auf frischer That und zwar an dem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Theil bis unter die Arme durch die Graben waten und die Kanonen mit fortschleppen mußten, war im Anfange ganz tranquile; als er aber unser Dessein merkte, und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarschall Brown zuerst die Augen geöffnet haben soll, zog er seine ganze Kavallerie, so geschwind als es sich wollte thun lassen, gegen uns auf seinen rechten Flügel hin, als welcher seine Grenadiers und ungrische Infanterieregimenter folgten. Des Feindes Intention war, sich mit seinem rechten

Flügel seiner Infanterie an dem gemauerten Vorwerk Sterbaholy zu appuyiren, ich hatte aber das Glücke, mit 6 Bataillons aus dem ersten Treffen linken Flügels und noch 2 in der Flanke zuvorzukommen und solches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem ersten Treffen aber ziemlich an einander hingen, so ließ ich nebst dem Generallieutenant Fouqué, welcher die Flanke auf dem linken Flügel besorgte, gleich aufmarschiren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte sich noch fester zu postiren, rückte ich über dem Vorwerke hinaus und demselben mit starken Schritten dergestalt entgegen, daß auch die Kanons nicht Zeit hatten zu folgen. Er fing auch wirklich schon an zu wanken, und habe ich selbst gesehen, daß der Flügel schon rechtsumkehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätschenfeuer fing indessen an, und wir waren annoch im völligen Avanciren, mochten auch kaum noch 100 Schritt von der feindlichen Linie sein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schwerinischen Regimente blessirt zu werden, und vor todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte, und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unsern Leuten mehr um und neben mir, sondern bereits alles hinter mir mit Hochanschlagen auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte vor mir, blieben aber halten und traueten sich nicht uns zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch unsere konfusen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten noch Drohen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber haltgemacht hätte. In diesem Embarras fand mich der selige Feldmarschall, und daß mir das Blut stromweise den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten bei mir war, so ließ er mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabskapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte um die Bursche dadurch zum Stehen zu bewegen, selbige aus der Hand, und ritt selbst damit vor, ehe er aber noch damit reussiren konnte, ward dieser würdige

Mann in derselben Minute mit fünf Kartätschenkugeln sogleich zu Boden geleget, als auch sein braver Adjutant der Hauptmann von Platen dergestalt blessirt wurde, daß er des andern Morgens starb. Während dieser Deroute, und wovon, wie schon erwähnt, der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unser zweites Treffen herangekommen, sondern es avancirten auch die Bataillons aus der Mitte des ersten Treffens, so nicht gelitten hatte, frisch auf den Feind los, so wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit mit dem rechten Flügel ohne Ordre abzuwarten, so prompt und mit solcher Fermeté attakirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing, und sich anstatt dessen korpsweise die Höhen zu gewinnen und allda zu postiren suchte. Da wir nun aber, ohne von solchen Höhen Meister zu sein, die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, so mußten wir solche alle erstlich stürmen, und dieses hat uns nun die besten, mehresten und bravesten Leute gekostet. Der selige Obrist von Goltz, welcher mit dem Fouquéschen Regiment rechter Hand vom Schwerinischen avancirte, war mit selbigem ebenfalls schon ganz nahe am Feinde, und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fällen lassen, wäre erschossen worden, so glaube ich, daß er nebst mir mit dem Schwerinischen Regimente hereingekommen wäre." Der Bericht ist überschrieben: „Relation von der Bataille bei Prag, in Ansehung der Infanterie. Im Lager bei Prag, den 8. Mai 1757." Also zwei Tage nach der Schlacht verfaßt, und von Winterfeldt wahrscheinlich seinem Sekretair Galster in die Feder diktirt. Seine Verwundung am Halse war bedeutend, aber konnte weder seine Thätigkeit hemmen, noch seine Freude über den errungenen Sieg. Zwar theuer war dieser erkauft, außer Schwerin fielen noch mehrere tapfere Generale, und der Kern des preußischen Fußvolks, gegen 20,000 Mann waren todt oder verwundet. Aber die Oesterreicher hatten über 24,000 Mann verloren, dazu 11 Fahnen und 60 Kanonen, und auch Brown selbst war tödtlich verwundet; mit den geschlagenen Truppen warf sich der Prinz von Lothringen nach Prag, welches von den Preußen sogleich umstellt wurde.

Winterfeldt's Eifer und seine Ungeduld ließen ihm keine Ruhe, doch heilte seine Wunde gut, und er beachtete sie kaum. Der Generalchirurgus Theden, der ihn behandelte, verbot ihm den Wein; da er dessen aber sehr gewohnt war, und gerade jetzt solche Stärkung nöthig fühlte, so machte er sich aus, daß er bei der Mahlzeit doch Ein Glas trinken durfte. Theden jedoch fand bald, daß er nicht Maß gehalten, und Winterfeldt betheuerte zwar, daß es wirklich nur Ein Glas gewesen, ließ aber dieses bringen, und lachte, als der Arzt über die Größe desselben erschrack! Schon vom 11. Mai finden sich wieder Berichte und Eingaben von ihm an den König, und dieser fuhr fort, ihn von allem in Kenntniß zu setzen, und seine Meinung wissen zu wollen. Unter anderen war ihm übertragen, alle nach dem Ableben Schwerin's an diesen noch einlaufenden Briefe zu erbrechen. Aus diesem Anlasse schrieb er am 22. Mai an den Feldmarschall von Lehwaldt eine Antwort, worin es heißt: „Meine Blessur am Halse ist Gott sei Dank noch glücklich genug gerathen, und hoffe ich will's Gott in vierzehn Tagen völlig wieder ausgeheilet zu sein." Und dann: „Die schlesischen Regimenter sind im ersten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker." Die Truppen hatten sich im Ganzen doch vortrefflich geschlagen, das Weichen des Fußvolks im Kartätschenfeuer war nur augenblicklich, und nachdem die Hälfte der Bataillone, wie der König selbst sagt, niedergestreckt lag. Winterfeldt steigerte nur allzugern die gute Meinung, welche er schon immer von ihrer Tapferkeit hegte, und da er die Preußen für unüberwindlich hielt, so glaubte er ihnen nichts unerreichbar. Er fühlte sich zu den kühnsten Entwürfen begeistert, und machte den Plan in Ungarn einzudringen, die Mißvergnügten dort zu den Waffen zu rufen, und dieses Land für immer von Oesterreich abzureißen. In weniger als zwei Jahren hoffte er die deutsche Reichsverfassung völlig umgestürzt und Friedrich auf dem Kaiserthron zu sehen. Die 46,000 Oesterreicher in Prag rechnete er schon als kriegsgefangen, gleich den Sachsen bei Pirna, und hatte schon zu ihrer Einverleibung in das preußische Heer einen Entwurf gemacht, in welchem

der Fehler, der bei den Sachsen geschehen war, vermieden wurde. Neben diesen umfassenden Anschlägen, war er nicht minder mit den nächsten Dienstsachen beschäftigt, deren er auch die kleinste nicht versäumte. Wo eine Stellung zu verbessern, ein Vortheil zu benutzen war, gleich ersah es sein Scharfblick; wer etwas Nützliches anzubringen, etwas Tüchtiges vorzuschlagen hatte, wandte sich an ihn. Warnery, der in der Schlacht bei Prag, die Nachtheile wahrgenommen, wenn Reiterei in Linien ohne Zwischenräume angreift, schrieb darüber einen langen Brief an Winterfeldt, den dieser dem Könige vorzulegen und eine abändernde Einrichtung zu bewirken versprach.

Während die Uebergabe von Prag mit aller Anstrengung von dem Könige bezweckt wurde, rückte zum Entsatz ein neues österreichisches Heer von 60,000 Mann unter dem Feldmarschall Grafen von Daun aus Mähren heran, dem der Herzog von Bevern bei Kuttenberg mit seinen Beobachtungstruppen nicht mehr gewachsen war. Der König begab sich nun selbst mit 10,000 Mann dorthin, und andere Verstärkung mußte bald nachfolgen; er wollte Daun schlagen, und dann zurückkehren. Für die Zwischenzeit mußte die Einschließung von Prag durch geringere Macht fortgesetzt werden; der Feldmarschall Keith führte den Oberbefehl, der König ließ aber auch Winterfeldt hier zurück. Wirklich wurde auf dieser Seite kein Nachtheil erlitten, sondern der Feind im Zaum gehalten. Allein der König verlor gegen Daun am 18. Juni die berühmte Schlacht von Kollin, und mit dieser alle Vortheile des bisher so glücklichen Feldzuges, ja die Folgen dieser unerwarteten Niederlage schienen dem ganzen Krieg eine üble Wendung geben und das Verderben des Königs herbeiführen zu müssen; denn in Böhmen konnten sich die Preußen nun nicht halten, und während sie kaum vermögend schienen, Schlesien und Sachsen gegen die verstärkten und siegenden Oesterreicher zu decken, sollten sie auch noch den Russen und Franzosen, die schon im Anmarsch waren, die Spitze bieten. Der König überließ sein geschlagenes Heer dem Oberbefehle des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, und eilte zu den Truppen, welche Prag umschlossen hielten. Hier ließ er sogleich Winter-

feldt und Retzow rufen, denen als seinen Vertrauten und Gehülfen er das erlittene Unglück und seine verzweifelte Lage ganz offen darlegte. In der That war der Abstand kaum zu fassen, kurz vorher durfte der stolze Muth die weitaussehendsten Plane hegen, den Frieden auf den Wällen von Wien zu unterzeichnen hoffen, jetzt, gebeugt, mußte er nur an die nächste Rettung denken, während von allen Seiten neue Gefahren herandrangen. Retzow bemerkt, der König habe doch keineswegs schon an seinem Heile verzagt, sondern alsbald mit Einsicht und Stärke die Maßregeln in's Auge gefaßt, welche der Augenblick erforderte. Daß Winterfeldt hierin dem Könige nicht nachgestanden habe, sondern seine Kraft und Kühnheit durch das Unglück nur erhöht worden, bezeugt eine Ueberlieferung, welche sich aus jenen verhängnißvollen Tagen bis in die unseren mündlich erhalten hat. Bei den Ueberlegungen, welche zwischen dem Könige und Winterfeldt Statt fanden, und die auch in freies Gespräch leicht übergingen, machte dieser einst den verwegenen Vorschlag, wenn denn wirklich alles so verzweifelt stehe und der ganze Staat fast verloren scheine, so möchte der König denn ein Aeußerstes wagen, und das Geringere gleich und ganz aufgeben, um ein Größeres vielleicht zu gewinnen; er solle seine besten Truppen zusammenraffen, an ihrer Spitze nach Frankreich einbrechen, und ein zweiter Klodwig dort Land und Volk sich erobern; der Krieg aber müsse nicht gegen das Volk, sondern nur gegen den verachteten Hof und die elendeste aller Regierungen geführt, das französische Ehrgefühl nicht nur geschont, sondern kräftig angesprochen werden, und die Verheißung eines bessern Zustandes den preußischen Fahnen vorangehen, den die Franzosen willig von einem Könige empfangen würden, in welchem sie schon längst einen ihnen verwandten Geist anerkannten. Der Minister Graf von Hertzberg hat diese Merkwürdigkeit dem verstorbenen Minister von Brockhausen, seinem Zögling, mitgetheilt, dieser dem Grafen Gustav von Schlabrendorf in Paris, aus dessen Munde sie in Zschokke's Prometheus wiedergegeben ist. Schlabrendorf, welcher von Hertzberg sagte, er sei kein großer Mann gewesen, aber wohl ein großer Preuße oder vielmehr eigentlich

Digitized by Google

ein großer Pommer, fand keinen Grund die Wahrheit der Aussage desselben zu bezweifeln, und meinte sogar, wenn man sich Ludwigs des Fünfzehnten Hof und die damalige Weiberherrschaft, so wie die Stimmung des Volkes vergegenwärtige, so sei Winterfeldt's Einfall nicht halb so verwegen oder hoffnungslos gewesen, als er im ersten Augenblick scheine. Wir aber kehren den Blick aus dieser abentheuerlichen Ferne zurück, und folgen Winterfeldt zu den mühevollen Sorgen und Arbeiten, welche der Drang der Umstände ganz in der Nähe für ihn bereit hielt.

Die Belagerung von Prag wurde schon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft des Königs aufgehoben, und der Rückzug angetreten. Keith, der die sogenannte Kleinseite der Stadt eingeschlossen hatte, sämmte mit seinem Aufbruch etwas, um seinem rechten Flügel, welchen Winterfeldt führte, beistehen zu können; dieser aber, obgleich durch die leichten Truppen lebhaft angegriffen, hatte diese rasch zurückgeworfen, war schon in Sicherheit, und verwundert über das Zögern des Feldmarschalls, schickte er durch einen Adjutanten deßhalb eine Erinnerung; Keith antwortete verdrießlich, daß er nur für Winterfeldt gefürchtet habe, und darum stehen geblieben sei. Retzow meint, Winterfeldt sei gar nicht angegriffen worden, jedoch das eigne Tagebuch Keith's, durch seinen Sekretair Weidemann geführt, sagt das Gegentheil. Die verschiedenen Heerabtheilungen stießen bei Lissa wieder zusammen, jedoch um sich auf's neue zu trennen, der König nahm 14 Bataillons Fußvolk und 7 Kürassierregimenter, welche vor Prag gestanden, am 23. Juni mit sich nach Leitmeritz, wo er sich auf das linke Ufer der Elbe zog; die von Kollin zurückgekommenen Truppen ließ er unter dem Herzog von Bevern in der Gegend von Nimburg. Diesen letztern Truppen war auch Winterfeldt beigegeben, und ging am 26. Juni, weil der Herzog sich der Lausitz nähern wollte, mit 4 Grenadierbataillons und 15 Schwadronen Husaren, den Marsch zu decken, nach Böhmisch-Hirschberg voraus. Von demselben Tage lautet ein Schreiben des Königs an ihn: „Obgleich unsere Sachen nicht zum besten stehen, so schreibe Er mir doch, warum sie sich so weit zurücke gezogen haben. Mein

Rath ist, der Paschkopol muß mit 4 Bataillons besetzt werden, in Gießhübel 2, dann so ist die Passage sicher; Daun ist nach Prag marschirt, ich besorge er nimmt das Lager von Budin, dann sind wir allhier als halb im Sack. Es sind traurige und betrübte Zeiten, allein wir müssen uns zusammenraffen und alle Kräfte anstrecken, dieses wo möglich in Ordnung zu bringen. Schreibe Er mir hierüber frei Seine Gedanken. Adieu."

Nadasdy suchte mit seinen zahlreichen leichten Truppen die Verbindung zwischen dem König und dem Herzoge zu unterbrechen, welche der Prinz Heinrich von Preußen mit einer kleinen Schaar bei Trebotschau nicht lange erhalten konnte. Am 27. Juni brach der Herzog von Bevern in drei Truppenzügen auf, ging am 28. bei Jung-Bunzlau über die Iser und nahm ein Lager bei Tscheditz. Unzufriedenheit und Mangel herrschte bei den Truppen, sie liefen haufenweise davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, niemand übersah das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, suchte jeder die Schuld davon in den Anderen. Selbst der König wurde nicht verschont, sondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufes der Schlacht von Kollin, sondern auch wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm. Sein Bruder August Wilhelm, der als muthmaßlicher Thronerbe der Prinz von Preußen hieß, hatte sich über die unglückliche Schlacht mit lautem Unmuth ausgelassen. Er hatte schon oft leidenschaftlich den Wunsch geäußert, selbstständig an der Spitze von Truppen zu stehen, auf sein dringendes Ersuchen willfahrte ihm der König, und übergab ihm am 29. Juni den Oberbefehl derjenigen Truppen, deren Rückzug nach der Lausitz gerichtet war. Diese Heerabtheilung schien am wenigsten gefährdet, die schwerere Aufgabe glaubte der König dem Heertheile zugewiesen, den er selber befehligte. Um den Prinzen ganz zufrieden zu stellen, fügte er hinzu, daß er ihm Schmettau zutheile, den der Prinz sehr liebte, und dessen Fähigkeiten er ganz vertraute. Ueberglücklich durch diese Gunst, bat er den König nun, ihm auch Winterfeldt zu geben, in welcher Bitte er dem Könige nur zuvorkam. Daß dem Prinzen der Oberbefehl gewährt wurde,

war ein Mißgriff, welchen alle Betheiligten schwer büßen sollten! —

Die Engländer, sagt man, haben die stolze Forderung bei sich eingeführt, daß ihre Kriegsschiffe einen um die Hälfte stärkeren Feind nur als einen gleichen achten und angreifen sollen. Der König, gestützt auf Thatsachen, durfte in gleicher Art voraussetzen, daß jeder preußische Prinz, tapfer und kriegskundig von Natur, immer Außerordentliches leisten müsse. Doch läßt sich die Forderung des Heldenmuths nicht in die der Feldherrngaben ausdehnen; diese sind ein Glück, eine Verleihung, ein Vorzug, die zu besitzen niemand verpflichtet sein kann. Der König, welcher seinem Bruder, dessen Liebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenossen rühmen, späterhin alle Feldherrngaben absprach, that Unrecht, daß er ihn dahin stellte, wo sie am meisten nöthig waren. Zwar mißtraute der König schon anfangs den Einsichten des Prinzen, ließ ihm deßhalb die besten Generale, und wies ihn besonders an Winterfeldt, um in schwierigen Fällen dessen Angaben zu befolgen. Allein hiedurch wurde die Befehlführung nicht gebessert, die Einheit aber gestört, Mißtrauen ausgestreut, und Winterfeldt selbst in eine Lage gebracht, wo seine großen Eigenschaften nicht wirken konnten, sondern ihm nur Widerwillen und Haß zuziehen mußten. Der Prinz August Wilhelm trat den Oberbefehl gleich mit der auffallenden Vorsicht an, sich durch genaue Vorschriften des Königs gegen jede Verantwortung sichern zu wollen; die Verweisung auf Winterfeldt, den er schon immer ungern sah, mißfiel ihm, und er hielt sich lieber an Schmettau, der bei dem Könige aber jetzt nicht beliebt, und mit Winterfeldt in übler Spannung war. Schlimmer wahrlich konnten die Angelegenheiten hier nicht geordnet werden, alles war zum schlechtesten Erfolg eingerichtet, und wenn der König hier in Winterfeldt's Anwesenheit eine Bürgschaft zu haben glaubte, so vergaß er, daß eine falsche Stellung zugleich das größte Verdienst erdrücken müsse. Wenn Winterfeldt bei älteren und vorgesetzten Kriegsgenossen, zum Theil seinen Freunden, als Beauftragter des Königs, in Glück und Sieg, es nicht immer leicht durchgesetzt, daß sie seinen Weisungen Folge leisteten, wie konnte

dies in so gesteigerten Verhältnissen, dem Bruder des Königs gegenüber, unter Neid und Aufreizung aller Art, und im fortwährenden Verlauf unglücklicher Ereignisse, dem Mißgestellten gelingen!

Der König täuschte sich noch in einer anderen Voraussetzung. Er hatte geglaubt, die Hauptstärke des Feindes würde ihm nachziehen, und sein Bruder nur eine geringere Macht gegenüber haben. Zum Unglück aber wandten sich der Prinz von Lothringen und Daun vereint gegen diesen schwächeren und übelberathenen Theil des preußischen Heeres, und rückten demselben am 1. Juli oberhalb Brandeis über die Elbe nach. Der Prinz August Wilhelm wich am 2. nach Neuschloß zurück. Winterfeldt machte die Nachhut, und wußte den Feind gehörig fern zu halten. Mit dem Könige führte er seinen Briefwechsel in Ziffern, weil die Verbindung unsicher war; er schrieb, man müsse bei Leipa, wo man noch dem Könige nahe sei, so lange als möglich stehen bleiben, und das Aeußerste abwarten, er glaube nicht, daß Daun mit dem ganzen Heere dahin folgen werde, falls aber auch, so könnten sie mit der erwarteten Verstärkung ihm die Spitze bieten. Winterfeldt machte einen Streifzug nach Habichtstein und gegen Böhmisch-Hirschberg hin, um den Feind zu erkunden, und mußte dann der Zufuhr von Mehl und Geld, welche der General von Brandeis aus Schlesien über Zittau herbeiführte, mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen entgegengehen; er besetzte Gabel, Reichstadt und Böhmisch-Leipa, und fand bei letzterem Ort eine so feste Stellung hinter der Pulsnitz, daß er dem Prinzen rieth, von Neuschloß dahin zu marschiren; der Prinz, wiewohl der Herzog von Bevern und nebst Fouqué auch Schmettau nicht dieser Meinung waren, folgte dem Rath, und rückte am 7. in drei Truppenzügen nach Böhmisch-Leipa. Der König, sagt Schmettau, habe über diesen Marsch, und in sehr harten Ausdrücken, an den Prinzen geschrieben; allein dies ist irrig, der König schrieb vielmehr, im gegenwärtigen Falle billige er den Marsch, allein er hoffe, es werde von nun an nicht weiter zurückgehen, man müsse so lange als möglich sich in Böhmen zu erhalten suchen. Der Feind zog langsam näher, und obgleich dreimal stärker

als die Preußen, so vermied er doch sie anzugreifen, sondern bedrohte sie nur im Rücken. Für seine Vorräthe in Zittau besorgt, wünschte der Prinz bis Gabel zurückzugehen, der König aber verbot dies, und schrieb, wenn man so fortfahre, werde man binnen einem Monat sich an die Thore von Berlin gelehnt finden. Der Prinz wollte sicher gehen, und verlangte oft die Meinung seiner Generale, hatte jedoch keinen eigentlichen Rathgeber. Winterfeldt war ihm nicht angenehm, und überdies meist verschickt; aber auch dessen entschiedener Widersacher Schmettau, den er doch selbst gewählt, und dem er am meisten vertraute, leitete das Ganze nicht, sondern sah vieles geschehen, was ihm nicht war mitgetheilt worden. Da der Prinz der Gehülfen genug um sich hatte, so durfte jeder glauben, die Sache sei in anderer Hand, und hatte kein Recht, sich vorzudrängen. Jede Verlegenheit endete auf diese Weise im Zurückgehen, welches dem Könige, der sich möglichst lange in Böhmen behaupten wollte, seinen ganzen Plan verdarb.

Am 13. Juli mußte der Prinz, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, Winterfeldt mit 7 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Husaren nach Tetschen absenden, um eine österreichische Schaar, welche dorthin vorgedrungen war, zu vertreiben. Als nun die Nachricht kam, die ganze Stärke des Feindes stehe bei Niemes, schon in der Flanke des Prinzen, sandte dieser den General von Puttkammer mit 3 Bataillons Fußvolk und 10 Schwadronen nach Gabel, um diesen Ort und die Zufuhr zu sichern; sie wurden unterwegs wiederholt angegriffen, und hatten Mühe, glücklich anzukommen; die Entsendung war unverhältnißmäßig schwach, weil schon so viele Truppen mit Winterfeldt ausgezogen waren. Als dieser am späten Abend endlich wiederkam, meldete er, daß seine Truppen eben auf dem rechten Flügel des Lagers einrückten, und er keinen Feind in Tetschen gefunden habe. Der Prinz wollte ihm von seiner Besorgniß wegen Gabel sprechen, Winterfeldt aber antwortete: „Ich stehe morgen früh um 2 oder 3 Uhr zu Ew. Hoheit Befehl, aber heute bin ich ganz müde und matt, und kann gar nicht mehr.“ Diese Antwort wurde ihm sehr übel angerechnet, man schien für ihn, der es an Eifer und Anstrengung von jeher Anderen

zuvorgethan, nicht wissen zu wollen, daß die menschliche Ausdauer ihre Gränzen hat. Winterfeldt schrieb am folgenden Morgen an den König: Gabel müsse wegen der Verbindung mit Zittau behauptet werden, es koste was es wolle; Puttkammer halte sich noch, 3 Bataillons marschirten ihm zu Hülfe, könnten die nicht durchdringen, so werde er, Winterfeldt, morgen früh mit 6 Bataillons auch noch dahin marschiren, welches er auch lieber gleich heute als morgen gethan hätte. Er fand sich darauf mit den anderen vornehmsten Generalen nach des Prinzen Befehl bei Fouqué ein, der noch an seiner bei Prag erhaltenen Wunde litt, und hier wurde Rath gehalten, was zu thun sei. Der Prinz beschloß endlich, nach Gabel zu marschiren, und übertrug Winterfeldt die Vorhut. Eine mittlerweile nach Reichstadt ausgesandte Schaar unter dem General von Rebentisch sah sich von allen Seiten angegriffen, und mußte durch 2 nachgesandte Bataillone unter dem General von Manteuffel wieder befreit und zurückgebracht werden, der Weg nach Gabel war schon abgeschnitten, Puttkammer hatte sich daselbst nach dreitägiger tapfern Vertheidigung endlich der Uebermacht ergeben müssen, und den Truppen des Prinzen war nur noch der beschwerliche Gebirgsweg über Georgenthal offen, um an Gabel vorbei nach Zittau zu gelangen. Abends am 16. Juli brach die Vorhut auf, sie bestand aus 7 Bataillonen Fußvolk, 10 Schwadronen Reiterei und 20 Stücken Geschütz, wurde aber von Schmettau befehligt, und sollte so rasch als möglich Zittau gewinnen. Schmettau hatte darauf bestanden, diese Truppen zu befehligen, und der Prinz ihm nachgegeben, obgleich er früher Winterfeldt dazu bestimmt hatte. Dieser mußte sich begnügen, eine zweite Schaar zu führen, welche nun, im Gegensatze jener vorausgesandten Truppen, die eigentliche Vorhut heißen sollte. Er marschirte am 17. mit 6 Bataillonen ab, meistens Grenadiere, welche einen Zug von beinahe 4000 Wagen zu decken hatten, die im Gebirge nur einer hinter dem anderen fahren konnten. Die Kroaten griffen diesen langen Zug hin und wieder mit Vortheil an, brachten Verwirrung und Stockung in denselben, und es mußte ein Bataillon zurückmarschiren und den Feind vertreiben. Winterfeldt wird von Schmettau

beſchuldigt, ſeine Truppen widerſinnig eingetheilt zu haben, welches dem erfahrnen, ſcharfblickenden Kriegsmann ſchwer zuzutrauen und auch durch die näher angegebenen Umſtände gar nicht erwieſen iſt. Bei einer der häufigen Stockungen, als Winterfeldt ſich neben ſeinen Soldaten im Walde ausruhte, und eben ſein Flaſchenfutter hervorholen ließ, brachen Kroaten plötzlich aus dem Gebüſch hervor, und er entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, erſchoſſen oder gefangen zu werden. Warnery, der dies erzählt, ſetzt hinzu, er habe ihm nicht mehr derſelbe geſchienen, wie vor der Schlacht von Prag; ob ſeine dort erlittene Verwundung ſo nachgewirkt, oder der ſchlechte Gang der Sachen ihn gebeugt habe, genug, er ſei weniger entſchloſſen und rüſtig geweſen, und habe alles gehen laſſen wie es wollte. Gegen das Erſtere möchten ſich aus Warnery's eignen ſpäteren Anführungen Zweifel erheben laſſen. Das Letztere dürfen wir hievon als das Sicherſte annehmen, jedoch weder Winterfeldt's Wahl noch Schuld dabei zugeben.

Inzwiſchen war der König mit der Führung der Sachen durch ſeinen Bruder mit jedem Tag unzufriedener geworden, und ſprach ſich darüber mit heftigen Worten aus. Er bereute, ihm auf ſein eifriges Bitten eine ſo wichtige Befehlführung anvertraut zu haben, da derſelbe ſeinem Auftrage ſo durchaus nicht gewachſen ſei, und er dachte ſchon durch den Prinzen Heinrich ihn zu erſetzen. Allein dieſer hatte ſchon im voraus beſchloſſen, ſich der Abſicht des Königs zu entziehen, und in der That kam ſie nicht zur Ausführung. Ueberhaupt erfuhr der König, wie ſelbſtherrſchend und befehlſtreng ſonſt, grade von ſeinen Nächſten unaufhörlich Widerſinn und Tadel, die ſich dann auch die Umgebungen mittheilten, und in den gehäſſigſten, ungebührlichſten Reden ausſprachen. Was er that und anbefahl, wurde bitter gemeiſtert, den gröbſten Irrthümern oder kleinlichſten Triebfedern zugeſchrieben, die Geſinnung und Fähigkeit des Königs in aller Weiſe herabgeſetzt. Es iſt ein Wunder, daß der König bei ſo vielem Mißwollen der Seinigen noch immer ſeine Zwecke ſo glücklich hat durchſetzen können, und es iſt ſehr natürlich, daß er die wenigen Männer, von denen er ſich wahrhaft

geliebt und begriffen wußte, um so höher schätzte, und um so vertrauenvoller gebrauchte.

Erst am 19. Juli gelangten die Schmettau'schen Truppen nach Zittau, fanden aber den Eckartsberg daselbst vom Feinde schon besetzt, eine zahlreiche Macht theils aufmarschirt, theils im Anzuge, und am 20. war das ganze österreichische Heer vor Augen. Der Prinz August Wilhelm war mit dem Haupttrupp noch zurück, Winterfeldt durfte nicht eilen, sondern mußte sich jenem nächst voran halten, und überall die Bahn brechen, unter beständigen Plänkeleien mit dem Feinde; schon rückten sogar aus der Gegend von Zittau 6000 Oesterreicher auf die Berge von Kreiwitz vor, um den Preußen den Weg zu sperren; Winterfeldt eilte ihnen zuvorzukommen, und schlug unterwegs einige Angriffe ab. Besorgt, bei der Eile der Vortruppen, nicht schnell genug nachzukommen, schickte der Prinz einen Adjutanten an Winterfeldt mit der Erinnerung, langsamer zu marschiren, worauf dieser, durchdrungen von der augenscheinlichen Gefahr, daß, wenn er nicht dem Feinde zuvorkäme, das ganze Heer verloren sei, dem Adjutanten unmuthig erwiedert haben soll: „Der Prinz mag mich ungeschoren lassen, und sich nur um sich selbst bekümmern; ich weiß besser, was ich zu thun habe, als er." Der Prinz, um sich in Zusammenhang mit ihm zu erhalten, ließ hierauf die 13 vordersten seiner Bataillone schleuniger nachrücken, welche Winterfeldt an sich zog, und nun mit ansehnlicher Macht die Berge bei Kreiwitz besetzte. Der Prinz folgte dahin nach. Der ganze Rückzug hatte die traurigste Gestalt; umgeben vom Feinde und oft schon wie abgeschnitten, ohne Zuversicht und Ermuthigung, wanden sich die Truppen mühsam in den schlechten Wegen fort; stets aufgehalten und doch ohne Rast, weil der Feind unaufhörlich neckte, Gepäck und Nachzügler wegnahm; ohne Lebensmittel, und sogar der Zelten entbehrend, die nicht mehr aufgeschlagen wurden; auch liefen jede Nacht viele Soldaten fort. Man muß die Schilderung bei Warnery nachlesen. Winterfeldt brach von Kreiwitz alsbald wieder auf, und ging nach Romburg, wo er den General von Seydlitz aufnahm, der seine Reiterei von Zittau, wo sie nutzlos und gefährdet war, glücklich dem Prinzen

wieder zuführte. Unter Drangsalen, Gefechten und Verlegenheiten aller Art kam der Prinz am 22. Juli bei Zittau mit seinen Truppen an. Allein die Oesterreicher beherrschten die Zugänge der Stadt, und Schmettau befand sich mit allen Vorräthen, auf welche der Prinz für seine Truppen rechnete, dort eingeschlossen. Winterfeldt rückte mit einigen Grenadierbataillonen zwischen die Stadt und das österreichische Lager, und während er ein lebhaftes Geschützfeuer aus diesem bestand, konnte Schmettau mit 7 Bataillonen, und Brotvorräthen auf 2 Tage sich aus der Stadt herausziehen und in das Lager des Prinzen einrücken. Am folgenden Tage schossen die Oesterreicher Zittau in Brand, die noch übrige preußische Besatzung entkam zum Theil noch, die Vorräthe jedoch gingen im Feuer auf.

Nach diesem Verluste konnten die Preußen hier nicht länger verweilen. Der Feind wagte zwar ungeachtet seiner großen Ueberlegenheit keinen Hauptangriff, allein der Brotmangel entschied den weitern Rückzug. Am 24. Juli abends brach Winterfeldt wieder auf, und marschirte diesmal mit 10 Bataillonen und 30 Schwadronen, über Herrnhut nach Löbau, wohin der Prinz sogleich nachfolgte. Der Marsch geschah in bester Ordnung und Haltung. Am 26. Juli war Rasttag, und Winterfeldt schrieb einen Bericht an den König, worin er sagt, der Feind wolle die Preußen, wie bei Zittau, ebenfalls von dem Magazin zu Bautzen abschneiden, der Prinz habe deßhalb beschlossen, am folgenden Tage nach Bautzen zu marschiren; weil aber der König angemessen finden möchte, noch die Verbindung bis Löbau zu behaupten, so habe Winterfeldt den Vorschlag gethan, mit seinen Vortruppen noch heute Abend vorauszugehen, auf dem halben Wege nach Bautzen den Engweg bei Hochkirchen zu besetzen, und wenn das Heer nach Bautzen durchgezogen sei, bis auf weiteren Befehl dort stehen zu bleiben; noch habe der Feind Scheu, und getraue sich nicht, und nur seine Streifpartheien wagten sich weit vor. In den Berichten Winterfeldt's, die aus dieser bedrängten Zeit sich noch erhalten haben, findet sich keine Spur von Anklage des Prinzen, noch von Erbitterung gegen andere Generale, im Gegentheil stets die gleiche sachgemäße

Fassung und muthige, feste Stimmung, wie in allen früheren. Der Prinz genehmigte den erwähnten Vorschlag, und Winterfeldt blieb mit seinen Truppen bei Hochkirchen stehen; da jedoch eine zu starke feindliche Macht heranrückte, so schloß er sich am 28. Juli doch ebenfalls dem Lager bei Bautzen an.

Hier endlich wollte nun auch der König mit ansehnlicher Verstärkung eintreffen, und der schweren, undankbaren, und dem Prinzen August Wilhelm durch die nachtheiligsten Umstände fast unlösbar gewordenen Aufgabe eine bessere Wendung geben, indem er, was längst wäre nöthig gewesen, die Truppenstärke mit der des Feindes wieder in einiges Gleichgewicht stellte. Am 29. Juli frühmorgens wurde der König erwartet. Der Prinz versammelte alle seine Generale, und ritt ihm entgegen; nur Winterfeldt und Goltz fehlten, welche der König schon früher zu sich beschieden hatte, wie Retzow von dem letzteren dies ausdrücklich sagt. Eine Viertelmeile von Bautzen begegneten sich die beiden Züge. Hier fand nun ein merkwürdiger Auftritt Statt, an welchen sich viele beklagenswerthe Folgen anreihten, und den wir mit den Worten der Lebensbeschreibung von Schmettau hier wiedergeben. „Der König hatte Winterfeldt und Goltz zu seinen Seiten, der Prinz Heinrich und der Herzog Ferdinand von Braunschweig ritten mit seinem übrigen Gefolge hinter ihm. Als er sich dem Prinzen August Wilhelm auf ungefähr dreihundert Schritt genähert hatte, hielt er still. Der Prinz that ein Gleiches, indem er und seine Begleiter durch Abnehmen der Hüte grüßten, welches das Gefolge des Königs erwiederte. Dieser aber kehrte statt dessen sein Pferd um, stieg ab und legte sich auf die Erde nieder, als erwarte er seine nachkommenden Truppen; Winterfeldt und Goltz ließ er neben sich sitzen. Alle seine Offiziere stiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebst seinem Gefolge auf der andern Seite. — Indessen kam die Spitze der Königlichen Truppen an. Der König stieg wieder zu Pferde, und ritt mit seinem Gefolge immer in der Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten um den Prinzen herum nach Bautzen. Der Prinz folgte nebst seinen Begleitern hinten nach.“ So weit die Lebensbeschreibung Schmettau's. In einer Hauptsache jedoch

weichen wir von ihr ab. Nach Schmettau wäre der General von der Goltz gleich dort zu dem Prinzen herüber gesandt worden, ihm und allen seinen Generalen den harten Unwillen des Königs auszudrücken. Nach dem Grafen von Schwerin aber, dem Neffen des Feldmarschalls und damaligen Adjutanten Winterfeldt's, war es dieser, welcher nach dem Einreiten in's Lager, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, öffentlich im Parole-Kreise, in welchem der Prinz und alle seine Generale standen, ihnen sagen mußte: „Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo sie denn dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse." Der König stand unweit des Kreises und horchte, ob Winterfeldt auch strikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke sich bediene. Winterfeldt that es, fährt sein Adjutant fort, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck seiner Worte sogleich sehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreise, und ritt, ohne den König zu sprechen, nach Bautzen. Der Graf von Schwerin, der seine Nachrichten in reiferen Jahren schlicht und partheilos niederschrieb, und als naher Augenzeuge berichtet, dünkt uns für diesen Auftritt ein besserer Gewährsmann, als Schmettau, der hier wesentlich betheiligt, vielleicht eine würdige Vertheidigungsrede des Prinzen nicht fehlen lassen wollte, welche dieser in einem früheren oder späteren Augenblick auch wirklich an Goltz gerichtet haben mag. Auch hatte Schmettau sich schon früher entfernen müssen, da der König ihm hatte sagen lassen, er solle ihm nicht vor die Augen kommen. Mußte der ganze Vorgang aber die von dem Zorn des Königs so hart Betroffenen mit Unmuth und Schmerz erfüllen, so empfingen sie in dem unglücklich gewählten Werkzeug nun auch ein Ziel bezeichnet, auf welches ihr Groll sich wenden konnte. Besonders Schmettau war gebeugt, welchem der König sagen ließ, er wolle ihn nicht sehen. Winterfeldt sollte nun der Urheber der Ungerechtigkeit und Härte sein, über die man sich beklagte. Es ist durch nichts erwiesen, daß er dem Könige heimliche Berichte über den Prinzen abgestattet, noch weniger, daß er

dieſen oder einen ſeiner Generale verläumdet habe. Die Ausſage öſterreichiſcher Offiziere, die einige Briefe Winterfeldt's wollten aufgefangen haben, hat das Anſehen leerer Erfindung, und müßte, als gegründet, ganz beſtimmte Aufſchlüſſe geliefert haben, die doch durchaus fehlen. Wenn aber der König ihn fragte, durfte er die Antwort verſagen? und konnte er dem Könige die Sachen als gut geleitet vorſtellen? Ihm ſelber war ſchlecht mitgeſpielt worden, allein er blieb in Eifer und Thätigkeit ſich gleich, und ſcheint ſich nicht einmal beſchwert zu haben. Er hatte die Strenge des Dienſtes früh ertragen gelernt, und murrte und ſchalt nicht gleich über jede Widrigkeit, wie die Anderen, welche an Werth und Gunſt ihm doch nicht gleichſtanden. Er wurde unverdient das Opfer ſeiner Stellung, deren Verwickelungen diesmal zu hoch reichten, als daß er ſie hätte löſen können. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwiſtes gab ſeinen Namen noch mehr der üblen Nachrede preis, welche nicht ſelten ſogar den König in ſeinem Lieblinge treffen wollte.

Der Prinz Auguſt Wilhelm, gekränkt und unwillig, war ſogleich entſchloſſen, ſich von dem Heere nun ganz zurückzuziehen. In Bautzen, wo der König ihn nicht rufen ließ, ſchrieb er demſelben in franzöſiſcher Sprache, wie die Geſchwiſter unter einander gewohnt waren: „Daß die empfangenen Kabinetsbefehle, beſonders aber die eben erfahrene unerwartete Begegnung, genugſam zu erkennen gäben, daß er, nach des Königs Meinung, Ehre und Ruf verſcherzt habe. Da er ſich keine Vorwürfe machen könne, ſo erwecke dies zwar Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er ſei vollkommen überzeugt, weder nach Eigenſinn gehandelt, noch dem Rathe derer gefolgt zu ſein, die guten Rath zu ertheilen nicht im Stande geweſen wären. Alle bei ſeinem Heer angeſtellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. Er halte es hiernach für überflüſſig, den König zu bitten, ſein Benehmen unterſuchen zu laſſen, es würde derſelbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folglich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Geſundheit ſei durch die Anſtrengung ſeines Körpers, noch mehr aber durch Kummer erſchüttert; er ſei

daher nach Bautzen gezogen, um solche wiederherzustellen. Den Herzog von Bevern habe er ersucht, von allem, was das Heer betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König versichert sein, daß, ungeachtet des nicht verdienten, drückenden Unglücks, er niemals seine Gesinnung für den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen Mitgliede dieses Staates, zu unaussprechlicher Freude gereichen werde, den glücklichen Ausgang der Königlichen Unternehmungen zu erfahren." Der König antwortete hierauf aus dem Lager bei Bautzen am 13. August eigenhändig: „Mein lieber Bruder! Ihr ungeschicktes Benehmen hat meine Umstände sehr zerrüttet. Nicht der Feind, sondern Ihre übelgewählten Maßregeln sind es, die mir all dies Unglück zuziehen. Meine Generale sind nicht zu entschuldigen; sei es, daß sie Ihnen schlecht gerathen, oder die Ausführung Ihrer so üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihr Ohr ist nur an Schmeicheleien gewöhnt; Dann hat Ihnen nicht geschmeichelt, und Sie haben die Folgen davon erfahren. In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht siegen können: so wollen wir uns Alle todtschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Urtheilskraft bei der Wahl der möglichst guten Entschlüsse. Wer nur noch wenig Tage zu leben hat, bedarf der Verstellung nicht. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen begegnet sind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einsicht und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich voraussehe, ist Ihnen zuzuschreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; sein Sie indeß versichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde." Die Hindeutungen in diesem Schreiben auf die verzweifelte Lage Friedrichs und auf die Möglichkeit seines nahen Todes erhalten ihren vollen Bezug erst dadurch, wenn man bedenkt, daß der Brief zu dem Prinzen spricht, der, im Falle jenes Ausgangs, als der nächste

zum Throne dasteht, und den die Vorwürfe und Warnungen daher um so stärker angehen.

Auf das Gesuch des Prinzen, sich nach Dresden begeben zu dürfen, antwortete der König dem Adjutanten des Prinzen, Lieutenant von Hagen, der ihm das Schreiben überbracht hatte, bloß mündlich: der Prinz könne hingehen, wohin er wolle. Als derselbe von Bautzen abreiste, machten ihm die Generale, welche unter ihm gedient hatten, sämmtlich ihre Aufwartung, und es fehlte nicht an Aeußerungen des Mißvergnügens. Ja der Herzog von Bevern wollte dem Beispiele des Prinzen folgen, und das Heer verlassen. Dieser aber vermochte ihn, einem Vorhaben zu entsagen, zu welchem er nicht so dringend veranlaßt war, und dessen Ausführung auch dem Schritte des Prinzen nur einen gehässigen Schein geben konnte. „Lassen Sie mich", sagte er, „das Opfer für Sie alle werden; wahrscheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen." Späterhin, als Dresden von dem Feinde bedroht werden konnte, begab sich der Prinz, dem Befehle des Königs gemäß, nach Torgau, und von dort nach Leipzig. Er fühlte jedoch das Bedürfniß, den König, gegen den er seinerseits doch auch im Fehle stand, zu versöhnen, und wünschte dazu eine glückliche Gelegenheit zu benutzen. Es war bekannt, daß der König darauf ausging, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, und Prinz Heinrich hatte dem Prinzen August Wilhelm versprochen, ihn gleich vom Anfange der Schlacht zu benachrichtigen, da dieser denn auf unterlegten Pferden eiligst eintreffen, der Schlacht beiwohnen, und nach dem Siege, an welchem nicht gezweifelt wurde, dem Könige Glück wünschen sollte. Die Sache scheiterte an der Schnelligkeit, mit welcher die Schlacht von Roßbach entschieden war; der Prinz war schon unterwegs, als er den Sieg erfuhr, und da er an Kampf und Gefahr nicht mehr Theil haben konnte, so kehrte er nach Leipzig zurück. Er begab sich dann nach Berlin, und starb an einem Fieber im folgenden Sommer am 12. Juni auf dem Lustschlosse zu Oranienburg, welches der König in früheren Jahren ihm geschenkt hatte. Der Prinz litt schon längere Zeit an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, wobei er sich den

Kopf beschädigt hatte; seitdem er aber das Heer verlassen, zehrte er sichtlich ab. Man sagte laut, der Gram habe ihn getödtet, und der Haß gegen das Andenken Winterfeldt's, der an des Königs Unwillen schuld gewesen sein sollte, fand darin neue Nahrung, und wurzelte bei des Königs Brüdern so fest, daß noch bei den spätesten Anlässen seine Spuren sichtbar wurden.

Wir kehren zu Winterfeldt zurück, dessen Laufbahn auch schon ihrem Ende naht. Der König sah die Lage der Dinge täglich gefahrvoller werden, und mußte mit Ernst daran denken, gegen die Franzosen aufzubrechen. Winterfeldt verfaßte den Entwurf zum Abmarsch für die sämmtlichen Truppen, wobei die schnelle Beweglichkeit und feste Ordnung derselben wohl bedacht, das Gepäck eingeschränkt, die Verpflegung gesichert, und allen sonstigen Nachtheilen möglichst vorgebeugt wurde. Die Gunst des Königs hinderte jedoch nicht, daß auch Winterfeldt die Mißlaune desselben erfuhr, und seine Vorschläge zu einigen Beförderungen, die er in seinem Regimente nöthig hielt, sah er durch die eigenhändigen Worte des Königs abgewiesen: „Da ist nun keine Zeit vor, ich habe keine Kanzlei mit; wann der Feind wird geschlagen seind, so ist Zeit an Avancement zu denken; mehr als zwei Stabskapitains müssen nicht bei die Regimenter seind.“ Aber gleich am nächsten Tage wieder, am 5. August, theilt ihm der König aus Weißenberg seine Nachrichten und Absichten umständlich mit, und will Winterfeldt's Gedanken darüber wissen, und dieser antwortet sogleich, er freue sich herzlich, daß der König sich fest entschlossen, den Feind anzugreifen; er habe noch niemals ein so gutes Vertrauen gehabt, daß mit Gottes Hülfe alles recht gut gehen und bald redressirt sein werde, als eben jetzt, da es überall in der Krise vor ihnen sei; er glaube, der Feind werde in seinen vermeinten starken Posten stehen bleiben und sich angreifen lassen, das werde ihm aber zum Unheil gereichen, denn er verlasse sich ganz auf seine Batterieen, stünde aber auf einem so schmalen Terrain, daß er sich nicht rühren könne, es käme also nur darauf an, eine seiner vorderen Batterieen still zu machen, um ihn dann hardiment zu attakiren, denn er müsse gleich

in Verwirrung gerathen, und schlage sich dann selbst, und sein Gepäck und Geschütz werde seinen Rückzug hindern. Darauf giebt Winterfeldt Nachrichten über die Stellung des Feindes, er habe nicht alle Höhen besetzt, man finde schon ein Loch, wo ihm beizukommen. Zuletzt sagt er: „Ew. Majestät Kavallerie hat sich besonnen, und wird gut thun. Die Infanterie ist vom besten Willen." — Doch fügt er hinzu: „Mit dem gefällten Bajonet und ohne zu schießen kommen wir nicht durch, denn unsre Leute verlassen sich nunmehro gar zu sehr auf ihre 60 Patronen."

Der König beschied Winterfeldt am 6. August zu sich nach Weißenberg, um nähere Rücksprache mit ihm zu nehmen. Zwei Tage später schreibt er, von einem Ritt gegen Löbau zurückgekehrt, mit guter Laune: „Allda stehet nichts, als miserable Husaren und Pauduren; wann Er Putenjungens in seinem Gut braucht, so kann Ihm mit unsere Gefangene dienen." Am 10. August theilt der König nähere Nachrichten mit, so wie seine Anschläge, durch welche der Feind getäuscht werden und nicht wissen soll, von welcher Seite man an ihn kommen wolle; die Truppen sollen nach verschiedenen Richtungen sich zu trennen scheinen, dann aber plötzlich vereinigt dem Feinde mit Anbruch des Tages auf den Hals gehen. „Diese Affaire", sagt er, „wird sehr decisiv werden; können wir Meister von denen Leuten werden, so seind sie total geschlagen, ihre Kanonen und Bagage sind unser, und müssen wir die Menge Gefangene machen." Winterfeldt freut sich des Vorhabens, und fühlt in seiner Seele die feste Zuversicht auf den entschieden guten Ausgang der Sache; zugleich sendet er umständliche Nachrichten und Erörterungen ein, zu welchen der Oberst von Puttkammer und Oberstlieutenant von Schönfeldt beigetragen haben; den ersteren bietet Winterfeldt zum Führer an, als der das Land genau kenne und ein Mann von prompter Resolution sei. Hierauf antwortet am 11. der König wieder: „Der Ueberschlag, so Er mit Puttkammer gemacht hat, hat mir desto mehr Plaisir gethan, daß ich das Land nicht recht kenne, und sehr nöthig Leute bedarf, die mir von allem informiren. Unser erster Marsch muß bis 2 Meilen von Zittau sein,

damit der zweite kleiner wird, und wir deſto näher am Feind kommen, und mehr Zeit haben zu rekognosciren, und uns vorhero zum andern Tag zu ſchicken. Dann muß morgen von beide Theile der Marſch regulirt werden, wie auch die Oerter, wo die Läger ſtehen ſollen, und wo wir wieder zuſammenſtoßen wollen. Adieu. Gott bewahre." Winterfeldt ſandte unverzüglich die geforderten Anordnungen, und die beabſichtigten Märſche zum Angriff konnten jeden Augenblick erfolgen. Am 16. Auguſt rückte der König nach Bernſtädel vor, wo der öſterreichiſche General von Beck eiligſt weichen mußte. Inzwiſchen hatten der Prinz Karl von Lothringen und Daun ſchon beſtimmte Nachricht über das Vorhaben der Preußen erhalten, und in deren linke Flanke nach Oſtritz eine ſtarke Truppenſchaar unter Nadasdy vorgeſandt, Daun aber behielt ſeine feſte Stellung, machte nur durch eine geringe Bewegung beſſer Front gegen die Preußen, und ſtand hinter dem Wittgendorfer Grunde auf dem Eckartsberg völlig unangreifbar. Der König ſelbſt erklärte bei näherer Beſichtigung, er wolle hier ſeine Truppen nicht an den verzweifelten Verſuch wagen; ſeine Hoffnung, den Feind durch Liſt zu täuſchen und hervorzulocken, ſcheiterte ebenfalls. In dieſer Lage ſchrieb der König an Winterfeldt aus Tittelsdorf am 17. Auguſt: „Weilen ich hier gar nichts gegen den Feind ausrichten kann, ſo bin ich willens, heute Oſtritz beſetzen zu laſſen, da müßte ein Huſarenregiment mit; dann von dieſer Seite ein Detaſchement nach Görlitz zu ſchicken, um ſolches zu nehmen. Auf Seiner Seite hinter Ihm wollte meinen linken Flügel Kavallerie fouragiren laſſen, um dadurch dem Feind hier alle Subſiſtenz zu benehmen; dann einen Marſch gegen Jauernik und Bernſtädel zurücke zu machen, und was nach Schleſien zu detaſchiren. Indeſſen wird das Land von Fourage und Lebensmitteln ſo entblößet werden, daß der Feind nicht im Stande ſein wird vorwärts zu kommen." Der General von Werner überfiel am 17. Nadasdy'n bei Oſtritz, und zwang ihn zu eiliger Flucht. Winterfeldt aber ging mit 10,000 Mann am 18. mittelſt einer unterhalb Hirſchfeld's geſchlagenen Brücke über die Neiße, um den rechten Flügel des Feindes zu bedrohen, fand aber die Gegend

sehr schwierig und den Boden durch Regen verdorben, und empfing gleich nach dem Uebergang längs des Weges, den er ziehen mußte, von unangreifbaren Anhöhen ein furchtbares Geschützfeuer in die rechte Flanke, mußte daher links ausbiegen, und suchte gegen Reichenau vorzudringen. Er ließ auch seinerseits Geschütz auffahren, und beschoß den Feind mit guter Wirkung, allein ohne weiteres Ergebniß. Nadasdy befehligte hier, und erhielt von Daun sogleich ansehnliche Verstärkung. Winterfeldt konnte nichts ausrichten, und ließ gegen Abend dem Könige, der mit dem Prinzen Heinrich vom Mittag an im stärksten Regen den Erfolg der Sache abgewartet hatte, die Meldung zugehen, er habe keinen Angriffspunkt ausfinden können. Das preußische Heer lagerte von Bernstädel längs den Anhöhen von Jauernik bis an die Neiße; Winterfeldt lagerte bei Rohna, durch die Neiße getrennt von dem übrigen Heer, und dem Feinde am nächsten, der ihn jedoch nicht anzugreifen wagte.

Der König wünschte vergeblich eine Schlacht, Daun stand in seinem Lager bei Eckartsberg unerschütterlich fest, und zum Abwarten war keine Zeit mehr. Der Augenblick war nahe, wo der König nach Thüringen aufbrechen mußte, und er hatte nur die Sorge, wie während seiner Abwesenheit Schlesien und Sachsen zu sichern wären. Mittlerweile hatten die Oesterreicher Görlitz geräumt, und 5 preußische Bataillons unter dem General von Grumbkow den Ort besetzt. Für die Verbindung mit Schlesien war dies von großer Wichtigkeit. Der König wollte den offnen Weg sogleich benutzen, und schrieb am 20. August aus Tittelsdorf an Winterfeldt, er solle 2 Grenadierbataillons und 12 Kanonen nach Görlitz schicken, um Grumbkow daselbst abzulösen, der nach Schlesien marschiren solle. Er setzte hinzu, daß er von dem fruchtlosen Anmarsch gegen Daun seinen Rückzug gut gemacht habe, mit den Dragonern sei es nicht ganz in der Ordnung gewesen, er habe sich aber doch so durchgeholfen, daß er es verantworten könne. Gleich nach diesem Schreiben, auf welches Winterfeldt gutes Glück verheißend und mit der Hindeutung geantwortet haben muß, daß auch die Türken dem Feind auf anderer Seite bald zu thun geben würden, ist das

folgende einzuschalten, welches sich ohne Zeitangabe vorfindet: „Ich glaube dieses Jahr an keinem Glücke; auf die Türken zu rechnen ist kein Staat zu machen, wann dar was zu hoffen wäre, so hätte ich schon gewisse Zeitungen. Laß uns sprechen, was wir zu thun haben. Er muß auf Nadasdy vigiliren, daß er dem Grumbkow auf dem Marsch nichts anhaben kann. Sollte Nadasdy nach Schlesien wollen, so muß Er ihm folgen. Was die Husaren und Dragoner von Görlitz angehet, so ist Sein Schreiben meiner Intention ganz gemäße. Adieu."

Noch zuletzt am 20. August machte der König einen Versuch, Daun aus seiner Stellung zu locken, ja er schien geneigt, ihn in derselben anzugreifen, was allen seinen Generalen ein Werk der Verzweiflung und der gewisse Untergang des Heeres dünkte, nur Winterfeldt soll den König in seiner Kühnheit bestärkt haben. Man erwartete für den folgenden Tag eine Schlacht, allein am Abend bewog der Prinz Heinrich von Preußen seinen Bruder, das Vorhaben aufzugeben, und Winterfeldt's Gegner sahen dies als einen Sieg über ihn an!

Wiewohl eben aus Schlesien noch üble Nachrichten einliefen, wo am 14. August der österreichische General von Jahnus die Preußen bei Landshut unter den Generalen von Kreytzen und von Mitschefal geschlagen hatte, so rief den König doch nun die größere Sorge nach entgegengesetzter Richtung, er mußte die Franzosen hemmen, die schon über Erfurt hinausgerückt waren. Er ließ den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zurück, um die Oesterreicher zu bewachen, und trat selber am 25. August mit 18 Bataillonen und 30 Schwadronen den Marsch nach Thüringen an. Winterfeldt blieb mit seiner Truppenschaar, bei welcher auf seinen besondern Wunsch der König auch diesmal Zieten und die Zieten'schen Husaren zurückließ, dem Heer in der Lausitz zugetheilt, unter den Befehlen des Herzogs, den er aber berathen und nöthigenfalls leiten sollte. Der König selbst sagt in seinem Geschichtswerke, er habe Winterfeldt dem Herzoge beigeordnet, und auf jenen eigentlich sein Vertrauen gesetzt. Das Mißverhältniß, welches bisher so schlimme Früchte ge-

bracht, wurde hiedurch fortgesetzt, und der schon vorhandene Widerwillen unglücklich gesteigert. Hätte der König, wie schon früher in manchen Fällen, dem Herkommen getrotzt, und den Oberbefehl Winterfeldt's Händen vertraut, so würde die Störung kaum größer, der Gang der Sachen aber unfehlbar glücklicher gewesen sein. Jetzt wurde sein Liebling das Opfer eines edlen und verdienten Zutrauns, dessen innerem Gehalte nur das äußere Gepräge fehlte. Winterfeldt scheint in gewohntem Dienstgehorsam keinen Wunsch, keinen Einspruch gewagt, sondern sich der Anordnung des Königs schweigend gefügt zu haben. Nur brachte er die bisher aufgeschobenen Beförderungen in seinem Regimente wieder zur Sprache, da es an Offizieren zum Dienst fehlte, indem viele krank oder verwundet waren. Bei dem letzten Zusammensein, als der König, der vom Pferde gestiegen war, schon Abschied genommen, wandte er sich nochmals zu Winterfeldt, umarmte ihn, und sagte: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben! Nur diese weiß ich für Ihn: Erhalte Er sich mir!“

Der Herzog von Bevern bezog mit 22,000 Mann ein Lager bei Schönau, zu seiner Rechten deckte der Prinz Franz von Braunschweig mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, zu seiner Linken jenseits der Neiße auf einer Anhöhe bei Radmeritz — denn er stand immer gern hoch, bemerkt der Fürst von Ligne, — beobachtete Winterfeldt mit 10,000 Mann die Truppen Nadasdy's, der bei Seidenberg lagerte, und seine Uebermacht bald zu benutzen suchte. Die Oesterreicher überfielen am 30. August Winterfeldt's Husaren-Feldwacht bei Lomnitz, und hatten sehr gut die Zeit gewählt, wo die Hälfte der preußischen Reiterei mit Futterholen beschäftigt war; doch Winterfeldt ließ ungesäumt 3 Bataillone Fußvolk vorrücken, welche den Feind zum Weichen brachte, worauf die vom Futterholen zurückkehrende Reiterei sich schnell ordnete und durch raschen Angriff ihn völlig zurückwarf. Der Herzog von Bevern aber fand die ganze Stellung zu ausgedehnt, und glaubte auch seine Verbindung mit Schlesien besser zu sichern, wenn er das ganze Heer bei Görlitz zusammenzöge. Winterfeldt, ohne Zweifel auf die Vorschriften

by Google

des Königs gestützt, stimmte dieser Ansicht nicht bei, sondern behauptete mit fester Entschiedenheit die an der Neiße genommene Stellung dürfe nicht eher verlassen werden, als bis der König aus Thüringen wiedergekehrt sei. Dieser Widerspruch mißfiel dem Herzoge, dessen Abneigung gegen Winterfeldt sich nur vermehrte, und der das Zusammenrücken nach Görlitz nun bestimmt anbefahl. Winterfeldt mußte gehorchen, so ungern er gerade jetzt vor dem Feinde wich, der sich einbilden konnte, ihn durch den eben stattgehabten Angriff verscheucht zu haben. In der Nacht zum 31. August brach der Herzog mit seinen Truppen auf, und nahm ein festes Lager auf der Höhe bei Görlitz, die Landeskrone genannt. Winterfeldt hingegen blieb noch bis zum anderen Morgen stehen, ließ dann alle Trommeln rühren, und die Truppen ausrücken, als ginge es zum Gefecht, und erst, als er dem Feinde solchergestalt Trotz geboten, ließ er den Abmarsch antreten. „Die Preußen", sagt der Fürst von Ligne, welcher damals als junger Hauptmann bei Nadasdy's Truppen stand, „schieden mit größter Ordnung und Artigkeit, und behielten bei dem demüthigenden Schritte noch das Ansehen der Ueberlegenheit; ihre Nachhut war nicht anzugreifen; die Fronte, hinter der alle Bewegungen ruhig vorgingen, schmolz endlich in den Nachtrab ein." Winterfeldt nahm sein Lager in zwei Treffen auf dem rechten Ufer der Neiße, vorwärts Görlitz, auf einem etwas erhöhten Boden zwischen zwei Bächen; eine Brücke oberhalb Görlitz diente zur Verbindung mit dem Herzoge; den linken Flügel deckten 2 Bataillone und die Husaren von Werner; vor dem rechten Flügel lag das Dorf Moys und daneben der Jäckel- oder Holzberg, welchen er mit 2 Grenadierbataillonen besetzte, die für ihre Kanonen eine leichte Verschanzung aufwarfen. Die Husaren von Zieten lagerten am Fuße des Berges; zwischen ihnen und dem rechten Flügel der Hauptstellung stand noch ein Grenadierbataillon vorgerückt. Die Gärten von Ober-Moys waren ebenfalls durch ein Grenadierbataillon besetzt. Die Stellung war gut gewählt, wie der Fürst von Ligne bei späterer Besichtigung bezeugt, und seinen früheren Tadel, daß es sehr unangemessen sei, den Holzberg zu besetzen, zurück-

nimmt. Andere dagegen tadelten, daß nicht auch die gegenüberliegende Höhe, der Galgenberg, von den Preußen besetzt worden. Allerdings waren die Truppen auf dem Holzberge, mehr als 3000 Schritt von der Hauptstellung entfernt, und konnten von dieser aus nicht gehörig unterstützt werden; allein sie hatten Befehl, bei einem ernstlichen Angriffe sich zurückzuziehen. Dieser schien auch kaum zu erwarten, am wenigsten ein Ueberfall, da die Posten vorsichtig aufgestellt und mit den besten Truppen versehen waren.

Ein besonderer Zufall aber warf übermächtig alle diese Annahmen um. Der österreichische Minister Graf von Kaunitz war im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen, tadelte die Unthätigkeit der Feldherren, die einen so viel schwächeren Feind vor sich hatten, und diese beschlossen, die Anwesenheit des Ministers durch irgend eine Waffenthat auszuzeichnen. Der Angriff sollte gegen Winterfeldt gerichtet, und ihm der Holzberg entrissen werden. Schon am 2. September im Lager bei Ostritz begannen die Vorbereitungen der Oesterreicher zu diesem Unternehmen. Sie setzten zu dem geringen Zweck, einen Vorposten wegzunehmen, das ganze Heer in Bewegung. Daun nahm sein Lager am 6. September bei Groß-Schönau, zwischen Bernstadt und Görlitz, um die Aufmerksamkeit des Herzogs von Bevern zu beschäftigen. Nadasdy rückte in der Nacht zum 7. September nach Schönbrunn, wo beträchtliche Verstärkungen zu ihm stießen; 42 Grenadierkompanieen, bei welchen auch der Fürst von Ligne sich befand, führte der Herzog von Aremberg ihm zu, die versammelten Truppen betrugen über 15,000 Mann. Sie brachen frühmorgens in aller Stille auf, begünstigt von einem dicken Nebel. Um 7 Uhr morgens wurden die preußischen Vorposten hin und wieder angegriffen, doch schien kein rechter Ernst dabei. Winterfeldt war durch einen Kundschafter von des Feindes Absicht benachrichtigt, achtete aber wenig darauf, da er seine Anstalten gut in Ordnung wußte, und weil die Nacht, in welcher der Angriff geschehen sollte, schon vorüber war, so hielt er die feindlichen Bewegungen, die ihm von seinen äußersten Posten gemeldet wurden, bloß für solche, wie sie beim Futterholen gewöhnlich

sind. Da er von dem Herzoge, wegen mancherlei Rücksprache, in Görlitz erwartet wurde, so ließ er sich durch die unbedeutenden Plänkeleien nicht stören, sondern ritt in das Hauptquartier. Hier befand er sich mit einigen Offizieren eben in dem Buchladen von March, um Landkarten zu kaufen, als ein Adjutant kam und ihm berichtete, der Feind mehre sich. Winterfeldt setzte sich zum Schreiben hin, und es kamen wiederholte Meldungen. Noch immer hielt er die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl", sagte er, „es sind Kroaten, die uns auskundschaften", und schrieb weiter. Inzwischen hatte Nadasdy seine Truppen, verdeckt durch einen Birkenwald und das Dorf Hermsdorf, bis zum Holzberg herangeführt, den Galgenberg und andere günstige Höhen mit 24 Kanonen besetzen lassen, und eröffnete um halb 10 Uhr ein furchtbares Feuer auf die Grenadiere, welche den Holzberg besetzt hielten, und auf die Zieten'schen Husaren, die am Fuße desselben lagerten. Als Winterfeldt Kanonenschüsse vernahm, sprang er auf, rief munter aus: „Aha! da sind meine Gäste! Nun will ich sie auch bewirthen!" warf sich zu Pferde, und eilte zu seinen Truppen. Schon hatte das Geschützfeuer fast eine Stunde gedauert, als die österreichischen Grenadiere in drei Abtheilungen hervorbrachen, und den Holzberg hinaufstürmten, während Schwärme von Kroaten sich ausbreiteten, gegen welche Zieten mit seinen Husaren in dem durchschnittenen Boden nichts vermochte. Die beiden Grenadierbataillone auf dem Holzberge wollten ihren Posten nicht ohne Gefecht verlassen, und ihr anfänglicher Widerstand nöthigte sie zu fortgesetztem; sie schlugen zweimal die Stürmenden zurück, allein da Nadasdy selbst an deren Spitze trat, immer neue Schaaren heranführte, so wurden jene überwältigt und den Berg hinabgetrieben. In diesem Augenblick erschien Winterfeldt mit der Brigade seines rechten Flügels, welche der General von Kannacher führte, und nahm das Gefecht auf, sei es, um seine Grenadiere an sich zu ziehen, oder den verlorenen Posten wieder einzunehmen. Bald erkannte er den ganzen Ernst des Kampfes und die große Uebermacht des Feindes; um so wichtiger, mochte er denken, sei es für die Ehre der preußischen Waffen, hier

nicht zu weichen, und den Muth und die Kühnheit des Feindes nicht wachsen zu lassen. Er hatte gleich Anfangs den Herzog von Bevern benachrichtigt und um Unterstützung ersucht, er sandte in kurzen Zwischenräumen mehrere Adjutanten, um die Gefahr dringender zu schildern, die Hülfe schleuniger zu begehren. Allein der Herzog schien nicht sehr bereitwillig, und seine zögernden Anstalten ließen keine Unterstützung hoffen, die noch zu rechter Zeit erschiene; da Winterfeldt jede Hülfe ausbleiben sah, und in den zurückgebrachten Antworten wohl gar erkennen mochte, daß ein ihn betreffender Verlust auf der eignen Seite fast eben so gern wie auf der feindlichen gesehen würde, so wollte er, durch den Drang unglücklicher Umstände herausgefordert und auf sich selbst und seinen Heldenmuth zurückgewiesen, seine ganze Kraft versuchen, um der Schadenfreude ihren Gewinn zu vereiteln. Er wollte gegen Freund und Feind das Aeußerste einsetzen. Voll Grimm rief er seiner Brigade, den beiden Regimentern Manteuffel und Treskow, sein muthiges „Vorwärts!" zu, und führte sie gegen den Holzberg mit kühnster Entschlossenheit an. Zieten wollte den Angriff abrathen, wurde aber nicht gehört. Die beiden Regimenter erneuten den Kampf mit glänzender Tapferkeit. „Nie", sagt der Fürst von Ligne, „sah ich so schöne und brave Leute, Winterfeldt an ihrer Spitze rückte wie ein Verzweifelter auf uns los." Die Oesterreicher, welche schon den Berg herabgekommen und unten Stand halten wollten, wurden seitwärts abgedrängt, und die Preußen stürmten die Höhe hinan. Zu gleicher Zeit drangen aber auch wieder Oesterreicher von der anderen Seite hinauf, oben trafen sie auf einander, kreuzten die Bajonette, und das wildeste Handgemenge wogte hin und her. Mittag war schon vorüber, und das Gefecht wandte sich für die Preußen günstig. Winterfeldt eilte, nun auch seine Grenadiere wieder zu sammeln und heranzubringen. Da traf ihn, als er seitwärts von Moys auf einem schmalen Wege hinritt, der Schuß eines Kroaten, die Kugel drang in die Brust bis zum Rückgrat, tödtlich verwundet sank er vom Pferde, und mit ihm sank alle Hoffnung des Sieges. Seine Grenadiere trugen ihn fort, erst nach Moys, später nach Görlitz.

Als die Soldaten seinen Fall vernahmen, kämpften sie noch um die Ehre des Tages, und um Rache für den Feldherrn aber mit gebrochener Kraft. Nadasdy griff wiederholt mit frischen Truppen an, und nach 1 Uhr mittags blieb er im Besitze des Berges. Die Oesterreicher drangen bis Moys vor, dann aber zogen sie sich wieder zurück. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten in dem vierstündigen Gefecht betrug über 1600 Mann, drei ihrer Generale, worunter Nadasdy selbst, waren verwundet. Die Preußen verloren gegen 2000 Mann, und das auf dem Holzberge gestandene Geschütz. Der größte Verlust blieb der ihres Anführers.

Er war nach Görlitz in das Haus eines Zollbereiters nahe am Reichenbacher Thor gebracht worden, wo ihm jede wundärztliche Sorgfalt zu Theil wurde, die aber schon im ersten Augenblick als fruchtlos erkannt worden war. Unter den heftigsten Schmerzen behielt er vollen Muth und rüstige Geistesgegenwart, ließ seine Generale zu sich fordern, gab ihnen Befehle für das, was sogleich zu thun war, und für eintretende Fälle die nöthigen Vorschriften; nur Zieten vermied absichtlich ihn noch zu sehen, und grollte noch mit dem Sterbenden. Dieser diktirte zuletzt einen Brief an den König; allein die Schmerzen wurden heftiger, seine Kräfte ließen nach, und am 8. September 3 Uhr morgens hauchte er den letzten Athem aus. Galster, der nicht von seiner Seite gewichen war, drückte ihm die Augen zu.

Sein Leichnam wurde einbalsamirt, und nach Schlesien auf seine bei Polkwitz gelegenen Güter gebracht; der Prinz Karl von Lothringen erlaubte dem Zuge den Weg durch die österreichischen Posten zu nehmen, ließ dem todten Helden alle kriegerischen Ehren bezeigen, und ihn bis Volkenhain durch eine Schutzwache begleiten. In Barschau wurde er beigesetzt; Galster besorgte dies traurige Geschäft mit treuem Eifer, und reiste dann zu der Wittwe nach Berlin.

Das unglückliche Gefecht von Moys hat vielen Streit erweckt, ob es wäre zu vermeiden, ob anders zu führen gewesen, ob Winterfeldt im Anfange zu sorglos und dann zu ungestüm und eigensinnig verfahren sei. Warnery tadelt, daß Winterfeldt nicht alle seine Truppen in's Gefecht ge-

führt, allein er vergißt, daß dann das ganze Heer von dieser Seite bloßgestellt gewesen wäre, und eine starke feindliche Truppenmacht stand in 2 Treffen als Rückhalt bereit, um augenblicklich Vortheil davon zu ziehen. Auch der Umstand ist eigens bemerkt worden, daß der Offizier, welcher das Regiment Manteuffel herbeiholen sollte, aus Irrthum das Grenadierbataillon desselben Namens von Ober-Moys abgerufen habe, wodurch der österreichische General Graf Palffy dort vordringen, über das sogenannte Rothwasser gehen, und gleich anfangs die preußischen Unterstützungstruppen in die Flanke nehmen konnte. Ohne den unglücklichen Schuß, der den Feldherrn traf, wäre das Gefecht vielleicht von den Preußen gewonnen worden, und welchen Ruhm hätte dann die kleine Schaar geärntet! Aber auch so ging die Frucht der von ihr bewiesenen heldenmüthigen Tapferkeit nicht verloren. „Die tapfere Vertheidigung dieses Berges", sagt Tempelhof, „brachte den Oesterreichern eine solche Ehrfurcht für die Preußen bei, daß sie sich nicht getrauten, etwas zu unternehmen." Wirklich verfolgten die Oesterreicher den mühsam und blutig errungenen Vortheil nicht, sondern gaben sogar den Holzberg am folgenden Morgen wieder auf, und Nadasdy führte seine Truppen in das frühere Lager zurück. Auch der Herzog von Bevern glaubte hier nichts weiter unternehmen zu können, hob am 10. sein Lager auf, und zog sich nach Schlesien; die österreichische Macht folgte ihm dahin, und lieferte am 22. November die Schlacht von Breslau, welche der Herzog verlor, und am Tage darauf persönlich in Gefangenschaft gerieth. Seine Anstalten und Maßregeln sind viel getadelt worden, gleich denen Winterfeldt's; beide waren ganz unzweifelhaft höchst tapfre und einsichtsvolle Kriegsmänner, allein auch die größten können Fehler begehen. Winterfeldt's Tod machte einen großen, doch sehr verschiedenen Eindruck. Seine Feinde selbst waren bestürzt, indem sie den unläugbaren Werth des Mannes, und die Lücke, welche der Dienst des Königs erlitt, im Stillen überlegten. Allein die Befriedigung, einen solchen gefürchteten Nebenbuhler los zu sein, konnte sich keineswegs verbergen. Der Prinz August Wilhelm, krank und mißmuthig

wie er war, rief aus: „Nun sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist;“ und noch ein halbes Jahr darauf, als er sich selbst dem Tode nahe fühlte, sprach er die Worte: „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer verursacht hat, aber Winterfeldt ist derjenige, der es mir verkürzte.“ Doch ist anzunehmen, daß die gereizte Stimmung des Prinzen so ausschließlich auf Winterfeldt erst nachträglich gerichtet worden, da er früher, als er die Eigensucht und widerwillige Uneinigkeit seiner Generale als Ursache seines Unglücks beschuldigte, auch Fouqué, Schmettau und Goltz mitnannte. Die Soldaten betrauerten schmerzlich einen Anführer, der sie fast immer zum Siege geführt, dessen Muthe sie gern vertrauten, und dessen muntre und fürsorgliche Leutseligkeit ihre ganze Zuneigung erworben hatte. Am härtesten mußte der König von diesem unerwarteten Schlage getroffen werden. Noch stand er in Thüringen gegen die Franzosen und Reichstruppen, in seinem Rücken war die Verbindung oft schwierig, ein Gerücht konnte leicht der amtlichen Nachricht zuvorkommen. Beunruhigt erließ der König am 14. September aus dem Lager bei Erfurt nachfolgendes Schreiben an Winterfeldt: „Mein lieber Generallieutenant von Winterfeldt. Es ist allererst heute, daß ich Euer Schreiben vom 26. vorigen Monats erhalte, da mir inzwischen gar nichts weiter von Euch zugekommen ist. Was das von Euch bei Eurem unterhabenden Regiment vorgeschlagene Avancement anbetrifft, da beziehe ich mich darunter auf dasjenige, so ich auf die von Euch deßhalb beigefügte Specifikation eigenhändig beigesetzet habe, und hoffe übrigens, daß Eurer Orten noch alles gut sein, und ich von des Herzogs von Bevern Liebden bald einige Nachrichten deßhalb erhalten werde. Ich bin Euer wohl affektionirter König.“ Darunter schrieb er eigenhändig Folgendes: „Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in großen Sorgen setzet; ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibet man mir, Er wäre todt, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter; aus diesem kann ich mir nicht

vernehmen; der Prinz Franz sei gefangen, und Anhalt todt. Der Prinz von Bevern wird mir gewisse geschrieben haben, der Jäger muß seind aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum besten! Fch."

Als der König diese Zeilen schrieb, war das Auge welches sie lesen sollte, schon sechs Tage geschlossen, und das schauerliche Blatt, welches die edle Bekümmerniß in den einfachen Worten so rührend ausspricht, konnte nur noch den Sarg des Lieblings treffen. Bald darauf empfing der König die Gewißheit der schrecklichen Todeskunde, einen Augenblick darauf die Nachricht, daß die hannöverschen Truppen durch den Vertrag von Kloster-Seven für seine Sache verloren seien, hingegen die Russen und Schweden nun ernstlich gegen ihn auftreten würden, da rief er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!" Und Thränen entstürzten seinen Augen. Den Menschen, den Freund, welchen er verlor, konnte ihm nichts ersetzen. Aber auch den General, dem der König so ganz vertraute, auf den er für die Erhaltung Schlesiens gerechnet hatte, mußte er in der bedrängtesten Lage schmerzlich vermissen!

Winterfeldt war von großer, kräftiger Gestalt, gedrungenen starken Gliedern, rasch und entschieden in seinen Bewegungen, von kriegerischem Ansehen; seine großen Augen blickten scharf und durchdringend, sein Mund hatte einen freimüthigen, ironischen Zug. In seinen letzten Jahren wurde er etwas beleibt, und erschien deßhalb weniger gewandt, sein Auftreten bekam eine plumpere Derbheit; doch blieb sein Wesen im Ganzen noch immer einnehmend. Er konnte sich sehr gefällig darstellen, doch wollte er es nicht immer, sondern fühlte sich in stolzem Selbstbewußtsein über manche Gunst hinaus. Seine Gegner standen meist über oder doch neben ihm; die Untergebenen und Geringeren freuten sich seiner, und schlossen sich ihm gern an. Die Soldaten hingen mit größter Liebe und Ehrfurcht an ihm, sie waren stolz von ihm befehligt zu sein, und ein Wort von ihm, wie sein Beispiel, konnte sie zu allem bringen. Daß er jede Gefahr, jede Mühseligkeit mit ihnen theilte, vor dem Feinde immer auch Soldat war,

ist schon im Einzelnen mehrfach dargelegt. War ein beschwerlicher Marsch zu machen, mußte bei schlechtem Wetter unter freiem Himmel gelagert werden, fehlten die Lebensmittel, so sahen in ihm die Truppen das Beispiel muntrer Ausdauer: „Kinder," sprach er zu ihnen, „heut geht es uns schlecht; aber seht, ich bleibe bei euch, und verlange es nicht besser als ihr; ein andermal wollen wir uns dann einen guten Tag machen." Sein Name wurde im ganzen Heere mit Ruhm genannt, und noch viele Jahre nach seinem Tode blieb sein Andenken hoch gefeiert, die alten Krieger sprachen mit Lob und Ehrerbietung von ihm, und wußten Züge seines Muthes, seiner Leutseligkeit und seines eisernen Willens zu erzählen. Auch bei dem Feinde stand er in höchster Achtung, die Anführer hatten die größte Scheu, gegen ihn etwas zu unternehmen, die Soldaten erkannten ihn leicht, und meinten, wo er gegenüber stehe, sei nicht viel auszurichten. Ihm anzugehören, war eine Ehre, in seinem Regimente zu dienen, eine Auszeichnung. Einst kamen zwei Ueberläufer zu ihm, und verlangten Dienste aber nur im Regimente Winterfeldt, und nirgends anders; er stellte ihnen vor, das Regiment stehe in weiter Ferne, bei einem anderen Heere, da sie jedoch beharrten, so gab er ihnen Pässe und einige Dukaten Reisegeld, und überließ ihnen, das Regiment aufzusuchen; sein Zutrauen wurde nicht getäuscht, die beiden Leute gelangten richtig hin, und traten ein. Die Truppen, welche unmittelbar unter ihm standen, hatten immer die wenigsten Ausreißer.

Seiner Eigenschaften als Krieger brauchen wir nicht einzeln zu gedenken, seine Umsicht, Geistesgegenwart und Entschlossenheit, sein rastloser Eifer im Kleinsten wie im Größten, sein richtiges Urtheil und seine Fruchtbarkeit in Entwürfen, sind in seinem Kriegsleben schon geschildert. Er war Soldat und Feldherr im ganzen Umfange des Worts; kriegerische Anstalten und Hülfsmittel, Gefechte, Märsche, Schlachten, Feldzüge, alles umfaßte er, mit Rath und That, mit Eifer und Fertigkeit. Er hielt streng auf Zucht und Ordnung, und wollte den Bürger und Landmann stets geschont wissen, jede Grausamkeit oder Plünderung wurde hart bestraft. Auch gewann er überall das Zutrauen des Volks, und die Art, wie er

Nachrichten aufnahm, bewirkte, daß man ihm gern deren brachte. Sogar die Kundschafter waren ihm anhänglicher und treuer, als ihr Gewerbe erwarten ließ, und er wurde vortrefflich von ihnen bedient, verrathen fast nie. Seine Rechtschaffenheit wußte man unerschütterlich, seine Großmuth so uneigennützig als freigebig. Er übersah kleine Nachtheile, die ihn trafen; im zweiten schlesischen Kriege hatte er eine längere Zeit nicht auf dem Feldetat gestanden, er fragte nicht darnach, nur erst als er von dem Kriegskommissariat wegen des Lieutenants von Winterfeldt, seines Neffen und Adjutanten, Schwierigkeiten befürchtete, machte er deßhalb eine Erinnerung. Als der König an alle seine Generale einen strengen Befehl gegen Unordnungen und Erpressungen ergehen ließ, schrieb Eichel, der mit der Ausfertigung beauftragt war, entschuldigend an Winterfeldt, daß auch ihm dergleichen zugeschickt werde, woran er nicht erinnert zu werden brauche, aber der König habe es ausdrücklich befohlen. Später hatte der Generaladjutant Oberstlieutenant von Wobersnow, in Betreff anbefohlener Uebungen, die gleiche Entschuldigung an ihn gerichtet. Wie ihm der König die Verwendung großer Summen anvertraute, wohl wissend, daß Winterfeldt eher von dem Seinigen dazulege, als für sich einen Vortheil suche, ist mehrmals berühmt worden; wie er die Anerbieten in Prag großmüthig abgewiesen, und dagegen die Gelder, welche er bei Uebernahme seines Regimentes vorräthig fand, verwendete, haben wir erzählt.

Aus seiner strengen Rechtlichkeit floß auch seine Wahrheitsliebe, sein Abscheu vor jeder Lüge und Prahlerei. In seinen Mittheilungen herrschte die größte Aufrichtigkeit, er ließ das Thatsächliche unverstellt reden, und war ein gefährlicher Zeuge, wenn Andere bisweilen ein Ereigniß, dem auch er beigewohnt, in einiger Ausschmückung vorlegen wollten. Daß er in dieser Art manchen Schein zerstörte, machte ihm viele Feinde, die sich in gleicher Weise an ihm nicht rächen konnten. Seine Untergebenen mußten ihm in ihren Meldungen die strenge Wahrheit berichten, ließen sie gegen Fremde sich etwa prahlerisch vernehmen, so konnte auch hier sein Widerspruch unerwartet eintreten. Nach einer Schlacht er-

schien in den Zeitungen ein Aufsatz, worin ein gewisser Offizier gerühmt wurde, daß er mit 60 Husaren 500 Gefangene gemacht habe; Winterfeldt stutzte, ließ die Sache untersuchen, und es fand sich, daß der Offizier auf dem Rückwege von einer Entsendung ungefähr 200 Flüchtlingen begegnet war, die ohne Waffen und Führer umherirrten, jener den Aufsatz aber selbst eingeschickt und mit einem Dukaten für den Zeitungsschreiber begleitet hatte; worauf Winterfeldt ohne weiteres durch dieselben Zeitungen die ganze Nachricht widerrufen ließ.

Sein Geist war vielseitig ausgebildet, lebhaft und feurig für alle Gegenstände des praktischen Lebens, auch für den geselligen Umgang ergiebig, reich durch Erfahrung, belebt durch Munterkeit und satyrische Kraft. Was ihm an Unterricht abging, ersetzte er durch Aufmerksamkeit und Scharfsinn. Doch fehlte es ihm nicht ganz an Kenntnissen; das Französische war ihm geläufig, er änderte die Briefentwürfe, die in dieser Sprache ihm vorgelegt wurden, nach eignem Sinn. Wie seine deutsche Schreibart war, hat sich uns vielfältig gezeigt. Seine Handschrift ist angenehm zu lesen, sie zeichnet sich durch starke und klare Züge aus; er muß äußerst schnell und frei geschrieben haben. Auch bloß zu seiner eignen Befriedigung schrieb er mancherlei nieder, Bemerkungen und Entwürfe, die keinem augenblicklichen Gebrauche dienten. Wissenschaftliche Kenntnisse fehlten ihm, doch schätzte er sie, und beklagte oft ihren Mangel. Bei dem Uebergewicht seines thätigen Verstandes war er von dem Gebiete der Dichtung und Kunst ganz abgewendet, wiewohl reich an Einbildungskraft und Begeisterung, wo diese durch Wirklichkeiten erregt wurden. So führte er einige Zeit ein handschriftliches Tagebuch von den Feldzügen Gustav Adolphs in der Tasche, und pflegte begeistert daraus vorzulesen.

Heftigen Ehrgeiz und großes Selbstvertrauen maßen auch seine Freunde ihm bei. Man warf ihm vor, daß er stolz und übermüthig sei, Schmeicheleien gern höre, Angebereien begünstige, und sogar, daß er den Wein liebe, der aber, wie Warnery hinzusetzt, ihm weder den Kopf verwirrte, noch ihn am Arbeiten hinderte. Sein Haß wurde sehr gefürchtet, doch

haftete derselbe nicht leicht auf Unbedeutendem. Er haßte den Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau, der ihn durch herbe Gemüthsart und enge Denkweise abstieß, und den schlesischen Minister Grafen von Schlabrendorf, dessen durchgreifende Maßregeln die Provinz drückten, welche er freilich eben durch jene auch dem Könige erhalten half. Aber Winterfeldt war ohne Neid und kleinliche Eifersucht; wäre er überzeugt gewesen, sagt von ihm eine nach seinem Tode herausgekommene Schilderung, ein Anderer sei geschickter zu diesem oder jenem Geschäft, er hätte ihn unfehlbar sich selbst vorgezogen; viele Personen hatten ihm ihr Glück zu danken, ohne es zu wissen. Das Gemeinbeste ging ihm über alles; wie die Gunst des Königs nie seinen Gehorsam minderte, so auch nicht seinen Freimuth, er sagte bestimmt heraus, was er als gut und nützlich erkannt hatte. Warnery meint, die nachher eingeführte, so verhaßte französische Finanzverwaltung würde nie zu Stande gekommen sein, wenn Winterfeldt gelebt hätte, denn er sei ein guter Bürger gewesen, und habe frei zum Könige geredet, der denn auch ein unbegränztes Zutrauen in ihn gesetzt.

Er starb in der Kraft des Mannesalters, im 51sten Lebensjahre. Was er noch geleistet haben, wohin er noch emporgestiegen sein würde, wenn er länger gelebt hätte, läßt sich nicht ermessen. Friedrich fand in seiner eignen Geistesgröße und Gemüthskraft die Mittel, um seine gewaltige Aufgabe siegreich zu lösen, auch fehlten ihm nicht ausgezeichnete und tüchtige Gehülfen, aber in solcher Pairschaft, wie Winterfeldt, konnte zu ihm kein anderer seiner Kriegsgenossen bestehen.

Außer seinen ererbten Gütern in Pommern, war Winterfeldt durch seine Gattin auch in Mecklenburg mit Gütern angesessen; in Ostfriesland hatte der König ihm das Lehn Gödens geschenkt, welches er aber für 40,000 Thaler verkaufte, und dafür in Schlesien die drei Güter Barschau, Porschütz und Polach erwarb. Seine Wittwe überlebte ihn noch 10 Jahre. Ein paar zwischen ihr und dem Könige gewechselte Briefe betreffen Karten und Plane, unter anderen von Polen und dem Weichselstrom, welche von Winterfeldt's Hand gezeichnet

in seinem Nachlasse sich vorfanden, und für welche der König ihr ein ansehnliches Geschenk zustellen läßt. Sie verkaufte die schlesischen Güter im Jahre 1759 für 70,000 Thaler an eine Gräfin Campanini, welche daraus ein noch bestehendes Stift für schlesische Fräulein schuf. Winterfeldt hinterließ keine Nachkommenschaft; zwei Söhne und zwei Töchter, die er gehabt, waren jung gestorben. Seine Besitzungen fielen an Seitenverwandte, deren einer, Moritz Adolph von Winterfeldt auf Nieden, das Leben des Helden mit Fleiß und Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln, geschrieben hat.

Den Sekretair Winterfeldt's, Galster, der in so viele Geheimnisse eingeweiht und ein sehr fähiger Mann war, nahm der König in sein Gefolge, und machte ihn bald zum geheimen Kabinetsrath. Auch den Adjutanten Winterfeldt's, den Grafen von Schwerin, nahm der König zu sich, und ernannte ihn in Erfurt zum Hauptmann und Flügeladjutanten. Winterfeldt's früherer Adjutant und Neffe, der wie er selbst Hans Karl hieß, diente im Heere fort, und starb als Major. Noch wird ein Hauptmann von Voigt genannt, der in Küstrin gelebt, und Winterfeldt's vertrauter Gehülfe und Gefährte gewesen sein soll. Galster hatte bis zuletzt das volle Vertrauen Winterfeldt's gehabt, eine namhafte Summe von ihm geerbt, und auch die Freundschaft der Wittwe durch seine treue Redlichkeit erworben. Er gewann ebenso das Vertrauen und die Gunst des Königs; fiel aber später in Ungnade; der König hielt ihn für strafbar, allein, wie alles andeutet, ohne Grund. Er zog sich zu seinem Bruder, dem Prediger in Alten-Plathow bei Magdeburg, in ländliche Ruhe zurück, wo er erst im Jahre 1800 starb. Die ehrenrührigen Angaben Büsching's über jene Ungnade und Dienstentlassung, deren eigentliche Ursachen nie recht bekannt geworden sind, hatte er auf gerichtlichem Wege siegreich abgewiesen, und in seiner Abgeschiedenheit fortwährend die Achtung der würdigsten und ausgezeichnetsten Männer bewahrt. Namentlich der Minister Freiherr von Zedlitz schrieb ihm als einem verunglimpften Ehrenmanne. Es bleibt sehr zu beklagen, daß ein so nah an uns heranreichendes Leben für die geschichtliche

Ueberlieferung unbenutzt hingegangen ist; er hat keine schriftlichen Nachrichten hinterlassen, und niemand daran gedacht, seine mündlichen Aufschlüsse hervorzurufen.

Das Andenken Winterfeldt's blieb dem Könige seine ganze Lebenszeit hindurch in höchstem Werth. Er nannte seinen Namen nur mit innigster Wehmuth und größter Würdigung. Zu dem russischen Feldmarschall Romanzoff, der mit dem Großfürsten Paul Petrowitsch im Sommer 1776 in Berlin war, sagte der König einmal, nachdem er ihn eine Weile nachdenklich angesehen: „Ich finde die größte Aehnlichkeit zwischen Ihnen und meinem General Winterfeldt." Der Feldmarschall erwiederte, es sei ihm höchst ehrenvoll, einem Generale zu gleichen, der Seiner Majestät so gut gedient habe; worauf der König versetzte: „Doch bedürfen Sie nicht erst solcher Aehnlichkeit, da eigne Thaten Sie unsterblich machen." Späterhin, als der König einen jungen Offizier, den nachherigen General von Rüchel, öfters zu seiner Unterhaltung berief, und die Rede auf das Treffen von Moys kam, sagte der König: „Da blieb Winterfeldt. Er war ein guter Mensch, — ein Seelenmensch, — er war mein Freund!" und seine großen, feuchtwerdenden Augen gegen das Fenster wendend, öffnete er es, und blieb lange davor stehen, bis er, wieder zu Rüchel gewandt, diesen mit sichtbarer Erweichung durch die Worte entließ: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!" —

Im Jahre 1777 ließ der König auf dem Wilhelmsplatz seines Freundes Standbild von Marmor errichten, welches die Gebrüder Räuz aus Kassel, damals berühmte Bildhauer, verfertigt hatten. Dagegen auf dem Denkmal, welches der Prinz Heinrich von Preußen, zum Andenken seines Bruders August Wilhelm und aller Helden der drei schlesischen Kriege zu Rheinsberg aufstellen ließ, fehlt Winterfeldt's Namen, während viel mindere dort aufgezeichnet sind. Ein in Oel gemahltes Bild hängt in der Garnisonkirche zu Berlin. Von Dichtern haben Rauler und Gleim seiner ruhmvoll gedacht.

Hundert Jahre nach Winterfeldt's Tod, am 7. September 1857, am Jahrestage des Treffens bei Moys, wurden die Ueberreste des Helden, auf Anregung der Familie mit beifälliger Zustimmung und demgemäß ertheilten Befehlen des

Königs, auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin unter den üblichen militairischen Ehren feierlich einer neuen Ruhestätte übergeben, und die bei dieser Gelegenheit zahlreich versammelten Geschlechts- und Stammgenossen verfügten zugleich die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals von Granit und Erz. —

Feldmarschall Graf von Schwerin.

Das Geschlecht Schwerin ist uralten Adels und hauptsächlich in Pommern heimisch, wiewohl dasselbe früh auch in Mecklenburg, Brandenburg, Preußen, und selbst in Polen und Schweden, sich verzweigt findet. In Pommern bei Anklam, auf dem Gute Löwitz, kam Kurd Christoph von Schwerin am 26. Oktober 1684 zur Welt. Sein Vater war Ulrich von Schwerin, Erbherr auf Wusseken und Ducherow, schwedischer Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeister im Herzogthum Pommern, und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; seine Mutter Anna Lukretia war eine geborne von Ramin aus dem Hause Stolzenberg. Kurd Christoph hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester. Von seiner Jugend ist wenig aufgezeichnet. Es wird gesagt, daß er gute Hauslehrer gehabt, und zum Edelmann und zum Christen erzogen worden; beiderlei Bezeichnung ist hier im deutschen Sinne jener Zeit zu nehmen, welche mehr praktische Tüchtigkeit als geistige Bildung hatte, und letztere meist aus der Fremde her. Bis in sein dreizehntes Jahr blieb er in Pommern, dann rief seines Vaters Bruder, der hessische Generallieutenant Detlof von Schwerin, welcher im holländischen Kriegsdienst Inhaber eines Regiments war, ihn zu sich nach dem Haag, wohin die Eltern ihn gern entließen, da Holland in jener Zeit nicht nur als Sitz gründlicher Wissenschaft, sondern auch als Schule der großen thätigen Welt, und als offne Bahn der Auszeichnung und des Glückes angesehen wurde. Der Vater gab dem Sohne beim Abschied einen Thaler, und dabei eine Ohrfeige, mit der Weisung: „Dieses leide von keinem weiter;“ eine dem Ritterschlag entlehnte Formel, welche den Jünger gleichsam der väterlichen Zucht

entließ und in das Gebiet der Ehre versetzte. Er selbst hat dieses Vorgangs in späterer Zeit gegen Friedrich den Großen öfters erwähnt, und dieser ihn uns dadurch überliefert, daß er in seiner Anrede an die pommerschen Abgeordneten, welche im Jahre 1780 wegen Stiftung ihres landschaftlichen Kreditvereins nach Berlin kamen, den Zug erzählte; der Zweifel, den man gegen die Richtigkeit der Sache zu erheben gesucht hat, dünkt uns von keinem Gewicht.

Der Oheim hatte, so scheint es, für den lebhaften und fähigen Jüngling die größte Sorgfalt, und diese mußte bald völlig die väterliche ersetzen, da noch in demselben Jahre 1697, in welchem Kurd Christoph nach Holland gekommen war, daheim der Vater starb. Vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahre blieb nun der Jüngling unter des Oheims Obhut, und dieser wünschte, da er den eifrigen und fähigen Kopf erkannte, daß derselbe sich vorzugsweise den Studien widmen und für ein Staatsamt ausbilden möchte. Er habe ihn deßhalb auf die Universität nach Leiden gesandt, so wird berichtet, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Nähe dieser damals in großer Blüthe stehenden Lehranstalt für den Unterricht Kurd Christoph's wird benutzt worden sein; nur läßt seine Jugend uns zweifeln, daß er dort so früh förmlich als Student gelebt und noch dazu seine Studien ordentlich beendet habe; fabelhaft aber dünkt uns, daß er dann auch noch in Greifswald und Rostock auf der hohen Schule gewesen sei; er wird wohl, nur ehe er nach Holland ging, als Knabe gelegentlich mit dem Vater diese beiden Universitätsorte besucht haben, und hieraus mag jene Angabe entstanden sein. Sein jugendlicher Sinn und Trieb, obwohl den Studien nicht grade feindlich, war indeß mehr den Waffen zugewandt, und als die politischen Aussichten im Jahre 1700 sich allgemein kriegerisch anließen, begehrte er, nach dem Beispiele seines Oheims und eines älteren Bruders, Bernd Detlof von Schwerin, der in des Oheims Regiment als Oberstlieutenant diente, gleichfalls dem Kriegsdienste zu folgen, worin ihm auch endlich willfahrt werden mußte.

Noch nicht völlig siebzehn Jahr alt, trat er bei der Kompanie seines Bruders in den holländischen Dienst als Fähn-

rich ein. Das verwandtschaftliche Verhältniß empfand er zunächst nicht als Annehmlichkeit. Der Bruder sah ungern, daß er diese Laufbahn wählte, und wünschte sie ihm noch zu verleiden. Kein harter und niedriger Dienst wurde ihm erlassen, er mußte im Gegentheil alle Strenge und Rauhheit der Befehlsmacht ertragen. Doch weder die unfreundliche Behandlung, noch die Schwere der Prüfungen machte seinen Entschluß wanken, und alles, womit man ihn abschrecken wollte, befeuerte nur seinen Muth. Er suchte durch Abhärtung, durch Geduld und Beharrlichkeit und unverdrossenen Eifer, allem Auferlegten zu genügen, und er gewann nun erst recht alle Eigenschaften, welche sein neuer Beruf erforderte. Gern sprach er in späterem Alter von diesen schweren Dienstjahren, die es zwar übel mit ihm gemeint, aber ihn, wie er dankbar erkannte, doch wesentlich gefördert hatten, und mit Wohlgefallen blickte er auf ein Bild, das aus jener Zeit erhalten war, und ihn in seiner ersten Soldatentracht darstellte.

Zum Glück für ihn fiel diese Prüfung nicht in Friedenszeit, sondern der Reiz des Krieges trat alsbald hinzu, und jede Mühsal und Entbehrung wurde durch Spannung erleichtert und durch Gefahr veredelt. Zwei große Kriege erschütterten Europa im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der nordische Krieg, in welchem Karl der Zwölfte von Schweden als wunderbarer Kriegsheld glänzte, und der Krieg um die spanische Erbfolge, in welchem der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough als Feldherren Oesterreichs und Englands die gegen Frankreich vereinigten Kriegsvölker anführten. Schwerin machte seinen ersten Feldzug in den Niederlanden, wo der holländische General Coehorn, schon berühmt als Kriegsbaumeister, den Festungskrieg thätig betrieb. Als der Herzog von Marlborough auf dem Schauplatz erschien, wurden die holländischen Truppen unter seinen Oberbefehl gestellt, und ein Theil derselben folgte ihm nach Oberdeutschland, als er mit seinem Heere dorthin zog. Das Regiment, in welchem unser Schwerin nun schon als Lieutenant diente, war bei diesem Zuge, focht am 2. Juli 1704 in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwörth mit, wo der Oberstlieutenant Bernd Detlof beim Sturm erschossen

wurde. Die Kriegsereignisse folgten einander rasch, und Kurd Christoph fand manche Gelegenheit seine Tapferkeit zu zeigen, der ruhmvollste Tag aber, den er mitmachte, war die Schlacht von Hochstädt am 13. August, wo Eugen und Marlborough den Franzosen die vollständigste Niederlage beibrachten. Die Kriegslaufbahn eröffnete sich ihm nun immer heller und reicher, noch nicht einundzwanzig Jahr alt wurde er am 10. September 1705 zum Hauptmann ernannt, und bekam auch sogleich in seines Oheims Regiment eine Kompanie.

Diese glänzende Bahn wurde jedoch plötzlich unterbrochen, und zwar von einer Seite her, von der er dies am wenigsten zu erwarten schien. Der Oheim nämlich fand sich im nächsten Jahre bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Da der Krieg noch in voller Stärke fortdauerte, so konnten nur Alter und Krankheit einen solchen Schritt rechtfertigen, und wurden auch als Beweggründe angeführt. Allein für den Neffen konnten diese nicht ebenso gelten, und da er gleichwohl mit dem Oheim zugleich seinen Abschied nahm, so müssen wir vermuthen, daß irgend ein Verdruß oder eine Kränkung im Dienst, welche den einen oder den anderen betroffen, von beiden als gemeinsame Ursache zu dem sonst auffallenden Ausscheiden betrachtet worden; in den damaligen Heerverhältnissen fehlten solche Anlässe nicht, und Empfindlichkeit werden wir auch in der Folge noch öfters als einen der Karakterzüge unseres Helden wahrnehmen. Der Oheim ging nach Pommern zurück, und wohnte auf seinem Gute Putzar, wo er nur noch ein Jahr lang lebte. Der Neffe, welcher mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, folgte ihm dorthin nur auf kurze Zeit, denn neue Dienstverhältnisse zogen ihn bald wieder an. Da er als schwedischer Unterthan geboren war, so durfte ihm wohl das Nächste und Lockendste sein, sich seinem kriegerischen jungen Könige Karl dem Zwölften anzuschließen, dessen Siegesmacht eben auf dem Gipfel des Ruhmes stand. Allein die deutschen Edelleute fühlten damals die Verpflichtung zum heimischen Dienste nicht so dringend, als daß sie darüber die persönlichen Vortheile, welche sich nach Umständen anderwärts darboten, außer Acht gelassen hätten, und solche Vortheile waren für Schwerin eben jetzt schon bei

einem benachbarten Fürsten eingeleitet. Er ging nämlich an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, wo er am 30. November 1706 gleich als Oberstlieutenant in Dienst trat, und kaum ein Jahr später, am 3. November 1707, Oberst und Befehlshaber eines Regiments wurde; so war er nun als Dreiundzwanzigjähriger schon zu einem Range aufgestiegen, den in einem größeren Dienste so früh zu erreichen wohl nicht möglich gewesen wäre.

War ihm in solcher Jugend gelungen, die Stufen des Kriegsdienstes so rasch emporzuklimmen, so durfte er mit gleicher Zuversicht wohl unternehmen, auch andere Lebensbande früh und günstig einzugehen. Er verheirathete sich am 15. Juli 1708 mit der Freiin Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des schwedischen Generallieutenants Freiherrn von Krassow aus dem Hause Pansewitz auf Rügen. Die Heirath gründete sich auf Neigung, war aber auch in anderen Beziehungen eine vortheilhafte; sie knüpfte ehrenvolle neue Verhältnisse im Vaterlande, half den Wohlstand des Hauses mehren, und erhöhte dem jungen verehelichten Manne das Ansehen und Zutrauen, welche dem ledigen nicht in gleichem Grade anzugehören pflegen. Die vieljährige Verbindung war nicht unfruchtbar, gab aber dennoch keine Nachkommenschaft, denn zwei Söhne und eine Tochter starben in früher Kindheit. Dieser Mangel störte die gegenseitige Zufriedenheit nicht. Schwerin wurde von seiner Gattin treu geliebt, ohne Eifersucht und mit völliger Einstimmung in alles, was er wollte und wünschte. Sonst aber hatte sie männlichen Sinn, und wandte diesen mit Erfolg auf ihr Hauswesen und späterhin auf die Bewirthung der Güter.

Inzwischen hatte der nordische Krieg aus Rußland und Polen sich bis nach Deutschland erstreckt, und die deutschen Länder an der Ostsee waren den Kriegsunruhen preisgegeben. Karl der Zwölfte unaufhörlich neue Kämpfe suchend, verlor endlich gegen die Russen am 8. Juli 1709 die Schlacht bei Poltawa, und mit ihr den Glanz und die Frucht aller seiner bisherigen Siege. Er entging kaum der Gefangenschaft, und gelangte mit kleinem Gefolge in die Türkei, wo er als ein verbündeter Fürst ehrenvoll aufgenommen wurde, und große

Hülfsmittel und noch größere Versprechungen empfing. Er überließ seinen Feldherren die Fortsetzung des Krieges in den Ländern, wo die schwedischen Kriegsvölker sich noch behaupteten, und wollte selber nicht zurückkehren, bis er dies an der Spitze eines großen siegversprechenden Heeres zu thun vermöchte. In der Nähe von Bender war um ihn her eine Art Lagerstadt entstanden, und von hier aus betrieb er die eifrigsten Verhandlungen mit Konstantinopel, mit seinem Anhange in Polen, und seinen sonstigen Verbündeten; von hier aus erließ er die Befehle, die er von Zeit zu Zeit nach Schweden und an seine Generale sandte, um das Kriegsfeuer stärker anzufachen. Doch machten seine Feinde nun stets größere Fortschritte, die Russen drangen überall siegreich vor; in Verein mit Sachsen und Dänen besetzten sie Mecklenburg und bedrohten Pommern. Die Entfernung des Königs machte alle durchgreifenden Maßregeln schwierig, und die politischen Verhältnisse fielen in die größte Verwirrung, wobei stets neue Vorschläge und Ereignisse zu berücksichtigen waren.

Unter solchen Umständen eröffnete der schwedische Feldmarschall Graf von Stenbock, welcher sein Hauptquartier in Schwaan hatte, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, daß der König von Polen dringend nöthig erachte, Depeschen von großer Wichtigkeit durch sichere Hand an den König von Schweden nach Bender gelangen zu lassen, und daß er deshalb, auf Verlangen des Königs von Polen, den Herzog bitte, dem Obersten von Schwerin, der für die Sendung vorzüglich geeignet scheine, zu dieser Reise die Erlaubniß zu ertheilen. Dies Gesuch erging am 27. November 1712, und am 29. erfolgte die Einwilligung des Herzogs. Schwerin, der sich zu Schwaan bei Stenbock befand, wurde zur mündlichen Besprechung zum Herzoge berufen, kehrte jedoch bald wieder zu Stenbock zurück, der sich bereitete, die von Holstein hereindringenden Dänen anzugreifen. Der Ausgang dieses nahen Kampfes war jedenfalls abzuwarten, und Schwerin machte an Stenbock's Seite am 20. Dezember die heftige Schlacht von Gadebusch mit, in welcher die Tapferkeit der Schweden den Sieg gegen die feindliche Ueberzahl errang. Durch diesen Sieg, in Folge dessen die Kriegsereignisse sich aus

Mecklenburg nach Holstein zogen, war das schwedische Ansehen neu befestigt, und Schwerin, welchem der Herzog am 23. Dezember noch besondere Vollmacht und Anweisung zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen Mecklenburg und Schweden ertheilte, mußte nun ohne Säumen abreisen.

Er nahm seinen Weg über Berlin, von wo er am 28. Dezember weiter reiste. Der schwedische Gesandte daselbst, Freiherr von Friesendorf, schrieb an den Herzog von ihm: „J'ai eu la satisfaction d'entendre faire au colonel de Schwerin la relation de la glorieuse journée de Gadebusch; et ce n'est pas la seule grace, dont nous sommes recevables à Votre Altesse Sérénissime que celle d'avoir bien voulu nous prêter ce témoin oculaire, pour qu'il allât en faire un rapport fidèle au roi à Bender." Am 4. Januar 1713 meldete Schwerin dem Herzog seine Ankunft in Wien, wo er sich indeß nicht aufhielt, sondern sogleich seine Reise nach Jassy fortsetzte. Hier traf er am 20. ein, und wollte sogleich nach Bender eilen, empfing aber vom Könige den Befehl, ihm augenblicklich alle Papiere zu schicken, selbst aber in Jassy zu bleiben, bis er Erlaubniß erhielte, nach Bender zu kommen, — „pour des raisons que j'ignore", berichtet Schwerin in Betreff dieses Verbots, das ihn allerdings in Verwunderung setzen mußte, wofür der Grund aber wohl nur in den schwierigen Verwickelungen zu suchen ist, welche der König bereits mit den türkischen Behörden hatte, die ihn zum Weggehen aufforderten, und denen er mit gewaltsamem Eigenwillen trotzte. Schon drei Wochen vor Schwerin's Ankunft hatte der Pascha von Bender den König mit ernstlichen Maßregeln bedroht, und da dieser bei seiner Weigerung verblieb, so fingen die Türken schon an, den Verkehr des Königs zu beschränken und ihm die Lebensmittel abzusperren. Noch scheuten sie die Person des Königs selber anzugreifen, aber gleiche Schonung wiederfuhr nicht seinem Gefolge, und einzelne Schweden, deren man habhaft werden konnte, erfuhren harte Behandlung.

Schwerin erkannte, daß er im unglücklichsten Zeitpunkt eingetroffen sei, wo auch seine Aufträge ganz unnütz wurden. Da die Erbitterung der Türken gegen die Fremden mit jedem

Tage zunahm, und heftige Ausbrüche zu befürchten gab, so ließ der Statthalter der Moldau, Fürst Mawrokordato, den schwedischen Residenten zu Jassy, Schwerin, und mehrere Offiziere, die sich dort aufhielten, am 24. Januar in Haft nehmen, mehr zu ihrer eignen Sicherheit, als daß er ihnen mißtraut oder übel gewollt hätte; sie durften auch sogar ihre Waffen und Pferde behalten. Als nun die Nachricht kam, die Tataren würden einfallen und die Gefangenen wegschleppen, so brach Schwerin die Haft, und begab sich mit seinen Gefährten an einen sichern Ort, von wo sie dem Fürsten anzeigten, weßhalb sie die Haft gebrochen, und daß sie keinesweges entfliehen wollten. Auf dessen bestimmte Zusage, daß er sie schützen werde, kehrten sie nach Jassy zurück, und wurden nach drei Wochen völlig freigelassen. Schwerin berichtete am 24. Februar über diese Vorfälle an den Herzog, ließ durch ihn seine Frau und Kinder grüßen, und bat dann auch um Geld; er habe seit seiner Abreise aus Wien, schrieb er, seine Kleider nicht abgelegt, und fügte hinzu: „La figure que je fais ici est assez extraordinaire, pas un ne sait au vrai qui je suis et je me garde de tirer aucun d'erreur." Bei ihm war auch der Oberst Klingstädt, welcher kurz vor ihm aus Schwerin über Zweibrücken nach Bender abgegangen und zehn Tage vor ihm angekommen war.

Ueber das fernere Geschick und Benehmen des Königs nach seiner Ueberwältigung durch die Türken, so wie über seine eigne Lage und Bedürftigkeit, berichtete Schwerin wiederholt. Am 16. März schrieb er von Bender aus, und bat auf's neue um vierhundert Dukaten, indem er schon bis über die Ohren in Schulden stecke; dabei schlug er dem Herzoge den Ankauf von türkischen Meubeln und Pferden, wie auch von ungarischen Weinen vor, indem er sich die Rückreise, wie es scheint, gern ganz nahe vorstellte. Allein diese sollte er noch lange genug hinzögern sehen, und mittlerweile sogar die Nachricht empfangen, daß der Herzog Friedrich Wilhelm am 31. Juli in Mainz, wohin er sich aus dem Schlangenbad hatte bringen lassen, gestorben sei, und daß sein Nachfolger der Herzog Karl Leopold am 4. August die Regierung ange-

treten habe. Nachdem die Lage Karls des Zwölften in Demitocca, wohin man ihn gebracht, wieder etwas günstiger geworden, durfte auch Schwerin endlich dorthin kommen, und konnte nun persönlich dem Könige seine Aufträge eröffnen; sie waren nun veraltet und bei ganz veränderten Umständen unbrauchbar, in dieser Hinsicht also seine Sendung eine erfolglose zu nennen. Doch fand er für alle ausgestandenen Mühen und Gefahren reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Gesprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen setzte, und in dessen Nähe gelebt zu haben schon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausschließlich auf Kriegsthaten und Kriegswesen gerichtet, galt für die belehrendste Weihe, deren man in diesem Fache theilhaftig werden könne; sie in solcher Fülle wie Schwerin genossen zu haben, galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat diese Reise dem späteren Rufe seiner großen Kriegserfahrung einen stärkeren Vorschub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr gemacht hätte; er selbst pflegte dies rühmend auszusprechen.

Wie schwer und sogar gefährlich es war, mit Karl dem Zwölften umzugehen, ist aus vielen Zügen dieses starren Karakters bekannt. Schwerin scheint einigermaßen in Gunst bei ihm gestanden zu haben, wie er denn wohl vor Anderen geschickt sein mochte, den König zugleich mit Nachgiebigkeit und mit Festigkeit zu behandeln. Man behauptete sogar, er habe sich in die trotzige Sinnesart desselben so gut gefunden, daß einiges davon in sein eignes Gemüth übergegangen sei; doch blieb in Schwerin der Trotz, den er wohl öfters zeigte, stets durch Güte und Freundlichkeit gemildert. Die Züge von des Königs Starrsinn aber pflegte er nicht ohne Wohlgefallen zu erzählen, und einen solchen, nach seiner Erzählung überlieferten, wollen wir auch hier beifügen. Der König lag in einem Lusthause auf seinem Bette, wie er in jener Zeit oft wochenlang zu thun pflegte, aber das Bette stand zufällig so, daß die Sonne ihm heftig auf den Kopf brannte, dies belästigte ihn sehr, doch kein Mittel der Abhülfe war vorhanden, als Veränderung des Ortes; natürlich rieth man ihm

sein Bette wegrücken zu lassen, allein zu solcher Nachgiebigkeit war er nicht gewöhnt, er verweigerte daher dies beharrlich, und ertrug fernerhin die heißen Sonnenstrahlen, welche diesen Kopf durch alle Marter nicht beugten.

Doch mußte des Aufenthalts in der Türkei, die auch der König nun zu verlassen sich ernstlicher anschickte, für Schwerin endlich genug sein, und gewiß nicht ungern empfing er seine Abfertigung. Der König entließ ihn am 5. November 1713 von Demitocca mit einem kurzen Dankschreiben an den Herzog Karl Leopold, und die Heimreise fand nun kein weiteres Hinderniß. Er hatte in der Türkei fast zehn Monate zugebracht, und sein lebhafter Geist, bei aller Ungunst der Verhältnisse, daselbst einen Reichthum von Beobachtungen und Merkwürdigkeiten eingesammelt, der ihm in aller Folgezeit unschätzbar blieb.

Er fand im Vaterlande vieles verändert. Der Herzog Friedrich Wilhelm war ein lebensfroher, gutmüthiger Fürst gewesen, den es tief kränkte, bei seinem besten Willen doch nur in Hader und Verwirrung mit seinen Unterthanen zu stehen, die er überdies den Unruhen und Bedrängnissen des Krieges preisgegeben sah. Unter seinem Nachfolger dauerten die Kriegsunruhen fort, die Streitigkeiten mit seinen Unterthanen aber brachen in hellere Flammen aus. Der Herzog Karl Leopold war ein schöner Mann, von guten Anlagen, die aber durch Rohheit und Eigensinn erstickt worden. Jähzornig zugleich und halsstarrig, herrschsüchtig und mißtrauisch, flößte er nur Furcht und Widerwillen ein. Doch war er bei diesen Eigenschaften nur um so mehr die Beute arglistiger Umgebungen, seine Vertrauten mißbrauchten ihn, seine Geliebte, die er als seine Gemahlin hielt, war ihm untreu. Er hatte im Lager Karls des Zwölften die Feldzüge in Polen mitgemacht, und wollte nach dessen angestauntem Beispiel alles mit militairischer Strenge leiten, wodurch er aber nur alles verdarb, und sich selber in's Elend brachte. Ein Kriegsmann von Einsicht und Entschlossenheit, wie Schwerin, und der überdies von dem Könige von Schweden heimkehrte und mit Bewunderung von dessen Standhaftigkeit erzählte, war dem Herzoge sehr willkommen, der ihn auch sofort zum

Brigadier und gleich darauf zum Kommandanten in Rostock ernannte. Doch um den neuen Kommandanten gehörig einzusetzen, mußte der Herzog sich einer List bedienen. Die Stadt nahm wohl Herzogliche Truppen ein, behielt aber neben diesen ihre eignen, und die Thorschlüssel verwahrte der jedesmalige worthabende Bürgermeister; nur wenn der Herzog selbst erschien, wurden sie ihm überreicht, der sie dann alsbald zurückzugeben pflegte. Jetzt reiste der Herzog also nach Rostock, und empfing üblicherweise die Thorschlüssel, doch anstatt sie dem Magistrat zurückzugeben, überlieferte er sie dem Kommandanten, der sie dann auch aller Klagen ungeachtet behielt.

Schwerin gehorchte seinem Fürsten als Krieger, und vollzog die ihm ertheilten Befehle als Aufgaben seines Amtes; über diesen Kreis aber ging er nicht hinaus, und am wenigsten ertheilte er Rathschläge zu harten Maßregeln, die er wohl eher mißbilligte. Allein der Herzog fand andere Diener genug, welche seiner Eigensucht und Gewaltsamkeit schmeichelten. Als einer seiner verderblichsten Rathgeber wird ein Minister von Petkum genannt, den er aus der Fremde mitgebracht; in Dänemark hatte dieser das Beispiel einer unumschränkten Regierung vor Augen gehabt, und wollte eine solche auch in Mecklenburg einführen. Das Land aber war entschlossen, seine Rechte zu vertheidigen, und besonders kämpfte die Ritterschaft mit Muth und Erfolg gegen die Eingriffe des Herzogs, der willkürlich Steuern ausschrieb, Verhaftungen anbefahl, und überhaupt im Lande schaltete, als wenn es weder Gesetze noch Verfassung gäbe. Das Land, die Ritterschaft an der Spitze, wehrte sich tapfer, und machte seine Klagen beim Reichshofrath in Wien anhängig. Der Herzog empfing von den höchsten Reichsbehörden und von dem Kaiser selbst die schärfsten Mahnungen, von seinen Gewaltthaten abzulassen, die benachbarten Höfe boten ihre guten Dienste zur Ausgleichung an, allein nichts verfing bei ihm, er setzte seine trotzige Handlungsweise thöricht fort. Auf Gütern und Städten wurden den Widerspenstigen willkürlich Truppen zur Verpflegung eingelegt, und Mecklenburger selbst wetteiferten in Plünderung und Verheerung ihres Landes mit

der Kaiser, auch von Seiten des Reiches Gewalt eintreten zu lassen. Hannover und Braunschweig wurden beauftragt, ihre Truppen in Mecklenburg einrücken zu lassen, um die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen. Die Zeitverhältnisse begünstigten ein solches Verfahren, die deutschen Reichsstände stimmten bei, die russische Kriegsmacht war größtentheils nach Polen zurückgegangen, und Karl der Zwölfte am 11. Dezember 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erschossen worden, so daß der Herzog von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte, sondern auf seine eignen Truppen beschränkt war. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erste, erließ noch am 16. Januar 1719 eine ernstliche Ermahnung an den Herzog, von den harten Bedrückungen des Adels abzustehen, allein vergeblich; die Einziehung der Güter wurde fortgesetzt, so wie auch die gewaltsame Werbung, welche die Leute von der Landstraße zum Soldatendienste, so wie die Pferde von den Kutschen für die Reiterei wegnahm. Dabei hatte der Herzog die Dreistigkeit, den Kaiser seiner völligen Unterwerfung, und die Höfe von Hannover und Braunschweig der geschehenen Abstellung aller Beschwerden zu versichern, so daß ihre Truppen nur ruhig zu Hause bleiben könnten. Doch diese waren bereits, gegen 13,000 Mann stark, unter dem hannöverschen General von Bülow im Anmarsch, und gingen am 25. Februar bei Zollenspieker und bei Artlenburg über die Elbe. Schwerin sollte mit etwa 8000 Mann nach Boitzenburg vorrücken, und die dortige Gränze vertheidigen. Der Oberst von Waldow führte den Vortrab, fand aber Boitzenburg vom Feinde schon besetzt, und zog sich daher zurück. Schwerin meldete hierauf dem Herzoge den Stand der Sachen, und daß er ihm getrost überlassen könne, den hannöverschen Truppen den Rückweg zu weisen, wenn er selbst nur inzwischen nach Wien eilte und den Kaiser zu versöhnen suchte. In Witteuburg empfing Schwerin neue Befehle, und diese schrieben ihm vor, alle Thätlichkeiten zu vermeiden und sich auf die Hauptstadt Schwerin zurückzuziehen. Der Herzog selbst aber, beim Annahen der wirklichen Gefahr bald unschlüssig und dann kleinmüthig, reiste nach Berlin ab, und überließ die militairische Entwickelung der

mißlichen Sache seinem General, dem doch die empfangenen Befehle zum voraus allen Erfolg abschnitten.

Im Verdruß und Unwillen über den ganzen Zusammenhang dieser schlecht berechneten Dinge scheint Schwerin nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, dem Feinde wenigstens zu beweisen, daß er die Waffenentscheidung nicht fürchte; denn bestand auch ein Theil seiner Truppen aus Neulingen, so waren doch die Russen und die Reiter und Dragoner alte, in manchem Streit bewährte Soldaten, und diese theilten seine Stimmung. Der Zufall begünstigte ihn bei seinem Absehen. Auf seinem Rückzuge stieß er am 5. März in Parum auf ein hannöversches Dragonerregiment, das bis dorthin vorgedrungen war, doch da noch keine Feindseligkeiten angefangen hatten, so zog er ruhig weiter, und weil der Mond hell schien, so wollte er durch einen Nachtmarsch den Vorsprung, den der Feind über ihn gewonnen, wieder einzubringen suchen. Als er nun um Mitternacht bei dem Engwege von Walsmühlen anlangte, wo er beim früheren Vormarsche gegen die Elbe zur Sicherung eine Feldwache von 30 Reitern zurückgelassen, fand er diese verjagt, die Brücken abgetragen und jenseits ein hannöversches Regiment in Linie aufgestellt. Der General von Bülow hatte dieses Regiment vorausgesandt, um den Mecklenburgern den Durchzug zu wehren. Schwerin ließ den Obersten d'Alleur, der das Regiment befehligte, durch einen Adjutanten auffordern, ihm freien Durchzug zu gestatten, er würde dann seinen Rückzug friedlich fortsetzen, doch der Oberst lehnte dies ab, und als Schwerin selber zum Ufer ritt, um mit dem Obersten zu sprechen, gaben die Hannoveraner Feuer und tödteten fünf Russen in Schwerin's Gefolge, ihn selbst traf eine Kugel auf das Schienbein des rechten Fußes. Nun entzündete sich das Gefecht von selbst; die Russen, um ihre verrätherisch getödteten Landsleute zu rächen, stürzten zum Angriff herbei, ein Müller zeigte Nebenwege, durch welche man über das Wasser kommen und dem Feinde in den Rücken fallen konnte; Schwerin sandte eine Abtheilung hinüber, und nun zwischen zwei Feuer gebracht, mußten die Hannoveraner bald unterliegen, der Oberst d'Alleur wurde schwer verwundet, sein

Oberstlieutenant getödtet, und das ganze Regiment, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, in die Flucht gesprengt, die Fahne und mehrere Gefangene fielen in die Hände der Mecklenburger. Schleunigst ließ Schwerin die Brücke herstellen, und zog nun mit Truppen, Geschütz und Gepäck hinüber; das hannöversche Dragonerregiment, welches er bei Parum gesehen hatte, und das ihm unvermerkt gefolgt war, versuchte noch seinen Nachtrab anzugreifen, wurde aber von Schwerin, der persönlich zwei Pelotons Fußvolk heranführte, schnell zurückgetrieben. Als es Tag wurde und alles glücklich herüber war, ließ Schwerin die Brücke wieder abbrechen, und setzte seinen Marsch in der alten Richtung fort. Plötzlich aber wurde gemeldet, feindliche Reiterei ziehe in bedeutender Stärke herbei, worauf Schwerin seine Truppen sogleich aufmarschiren ließ. Der General von Bülow hatte das Schießen vernommen, und war mit seinen Generalen und so viel Reiterei, als in der Eile aufsitzen konnte, herbeigesprengt, um die Seinigen zu unterstützen; zwar fand er diese schon geschlagen, und die Mecklenburger über den Engweg weit hinaus, allein auch jetzt noch wollte er sie in ihrem Rückzuge hemmen, und warf sich mit 8 Schwadronen, die ihm zunächst gefolgt waren, ungestüm auf den linken Flügel, der noch nicht völlig geordnet stand. Sie wurden jedoch hier so unerschrocken und mit so tüchtigem Feuer empfangen, daß Bülow seine abgewiesenen Reiter nicht zum zweitenmale vorführen mochte, sondern, um Fußvolk abzuwarten, nach Wittenburg zurückzog. Schwerin blieb noch zwei Stunden auf dem Wahlplatze stehen, dem Feinde gleichsam zur Herausforderung; doch da dieser nicht wieder erschien, so marschirte er ruhig nach der Hauptstadt, wo er mittags einrückte.

Der General von Bülow erließ am 8. März aus seinem Hauptquartier Wittenburg an Schwerin ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe, daß er gewagt, die Truppen, welche im Namen von Kaiser und Reich in Mecklenburg einrückten, feindlich anzugreifen, wozu er gewiß nicht befehligt gewesen; Bülow drückte sich so aus, als ob Schwerin für seine Verwegenheit durch die erlittene Niederlage schon bestraft worden, drohte ihm aber noch schwere Verantwortung an, und forderte

binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine bestimmte Erklärung, ob er befehligt sei, die noch täglich erneuerten Gewaltthaten gegen den Adel fortdauern zu lassen, ob er die weggenommenen Pferde und Ochsen zurückgeben, und schließlich, ob er die Russen ohne Zögern aus dem Lande schaffen wolle? Schwerin antwortete am 13. März, die Gegenstände jener Anfragen lägen außerhalb seiner Befugniß, er habe darüber an den Herzog berichtet, wegen des stattgehabten Gefechtes aber sei er ganz ruhig, da er die Feindseligkeiten nicht angefangen, und was den Ausgang betreffe, so könne er nur wünschen, wenn er künftig mit Feinden zu thun habe, so wie bei Walsmühlen geschlagen zu werden, und werde keinen solchen Sieg, wie da über ihn gewonnen worden, ihnen jemals mißgönnen. Bülow erwiederte hierauf, Schwerin habe nicht nöthig gehabt, bei Walsmühlen den Durchzug zu erzwingen, er habe noch andere Wege gehabt, seinen Rückzug fortzusetzen. Dies war richtig, allein die Thatsache, daß Schwerin der angegriffene Theil gewesen, dadurch nicht umgestoßen, und rechtfertigte den Krieger hinlänglich, nun auch seinerseits keinen Waffenvortheil verschmäht zu haben. Der aufgebrachte Adel häufte ebenfalls wegen jenes Kampfes alle Schuld auf Schwerin, und veranlaßte den Reichsfiskal gegen ihn zu verfahren; doch bei näherer Untersuchung fiel die Sache von selbst.

Während dieser Verhandlungen hatten die Mecklenburger ihren Rückzug fortgesetzt, die Stadt Schwerin und darauf auch Sternberg geräumt, wohin die hannöverschen Truppen ihnen folgten. Der Herzog war in Berlin durch den Bericht Schwerin's von dem Gefechte bei Walsmühlen erfreut worden, und ernannte denselben zum Lohne seines tapfern Verhaltens gleich am 8. März zum Generallieutenant. Auch dem Könige von Preußen gefiel die Entschlossenheit des jungen Anführers, auf den er seitdem mit Gunst blickte; doch die Sache des Herzogs war dadurch nicht besser geworden, der König rieth ernstlich zur Nachgiebigkeit, und bald war der stolze Sinn des trotzigen Fürsten so gebeugt, daß er allen Widerstand aufgab; Schwerin mußte Bützow, Güstrow und endlich auch Rostock räumen; an die äußerste Gränze

des Landes gedrängt, lagerten die Truppen einige Zeit am See von Malchin, allein dem Herzoge wurde nicht gestattet, auch nur einen Theil derselben zu behalten, er sah sich genöthigt, sie zu entlassen; die Russen nahmen ihren Rückweg in die Heimath, wohin sie schon längst verlangten. Der Herzog begab sich nach Dömitz, wo er nur wenige deutsche Mannschaft behielt, und von geringen Einkünften lebte, während sein ganzes Land von fremden Truppen besetzt blieb und durch eine in Rostock niedergesetzte Kaiserliche Kommission verwaltet wurde. Diese Kommission untersuchte alles Vorgefallene, und ließ auch Schwerin zur Rechenschaft vorladen, allein er glaubte sich dieser entziehen zu dürfen, erschien nicht, und erfuhr auch weiter keine Anfechtung.

Diese mecklenburgischen Dienstjahre und Verhältnisse bilden den schlimmsten Zeitraum in Schwerin's Leben, und es ist ein seltener Fall, aus so traurigen Verwickelungen, welche den besten Mann zu Grunde richten können, mit gutem Namen und sogar mit Ruhm hervorzugehen. Die Erbitterung der Ritterschaft gegen ihn betraf mehr sein Verhältniß, als seine Person, und verschwand alsbald, nachdem er aus jenem getreten war. Diesen Vortheil dankte er ohne Zweifel der Klugheit, nur innerhalb seiner militairischen Befugnisse zu handeln, und weder Günstling noch Rathgeber sein zu wollen, welche Stellung übrigens bei dem Herzoge Karl Leopold keine beneidenswerthe sein konnte. Da die Sache dieses Fürsten unwiederbringlich verloren war, und seine Lage keine Verbesserung hoffen ließ, so hörte Schwerin's Dienstverhältniß von selbst auf; er konnte daher ohne Schwierigkeit seine Entlassung nehmen, und sich nach Pommern auf seine Güter zurückziehen.

Er und sein Bruder Bogislaw hatten sich in die väterliche Erbschaft getheilt, die das Gut Löwitz nebst Antheilen an den Gütern Stretteuse und Kummerow begriff, und nur geringes Einkommen abwarf. Aber durch die Hinterlassenschaft des Oheims Detlof von Schwerin, der sein im holländischen Dienst erworbenes Vermögen anwandte, das zerstreute Familiengut für seine Neffen wieder zusammenzubringen, hatte sich ihr Besitz bedeutend vermehrt. Während der

Kriegesunruhen war alles Grundeigenthum in Werth und Ertrag gesunken, es bedurfte kluger Anstalten und sorgsamer Aufsicht, demselben wieder aufzuhelfen. Schwerin aber hatte in diesem Bemühen den glücklichsten Erfolg, die Einkünfte mehrten sich bedeutend, und in kurzer Zeit erhoben sich beide Brüder zu bemerkbarem Wohlstand. Doch lag es nicht in ihrem Sinne, ganz innerhalb des Landlebens sich abzuschließen; sie trafen zweckmäßige Anordnungen für die damals noch sehr einfache Bewirthschaftung, und fanden sich in aller Freiheit, persönlich der glänzenderen Bahn des Staatsdienstes zu folgen.

Durch den Stockholmer Frieden vom 1. Februar 1720 gelangte Preußen zum vollständigen Besitz von Pommern bis an die Peene, und Schwerin wurde dadurch ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Ersten, in dessen Diensten sein Bruder Bogislaw schon als Finanz- und Kriegsrath stand. Der König hatte den günstigen Eindruck von Schwerin's Tapferkeit nicht vergessen, und bezeigte das Verlangen, ihn nebst dem Obersten von Waldow und einigen anderen ausgezeichneten Offizieren, die sich dazu meldeten, in seinen Dienst aufzunehmen. Schwerin trat am 10. April in das preußische Heer als Generalmajor, mit dem Patent vom 1. Februar und mit dem Versprechen eines Regiments bei nächster Erledigung. Er konnte noch einige Zeit auf seinen Gütern zubringen und für deren gute Verwaltung Sorge tragen; bald aber berief ihn der König zu sich, um seine Fähigkeiten in politischen Geschäften zu benutzen. Er stellte ihn der Königin, einer Prinzessin von Hannover, mit den Worten vor: „Das ist der Mann, der Ihre Landsleute bei Walsmühlen geklopft hat!" und diese Waffenthat wurde ihm überhaupt auf das vortheilhafteste angerechnet. Seine ersten Verrichtungen im preußischen Dienste waren diplomatischer Art. Er ging im Jahre 1721 als preußischer Gesandter nach Dresden, und im Sommer des folgenden Jahres in gleicher Eigenschaft nach Warschau, wo ihn später sein Bruder Bogislaw ablöste. An beiden Höfen genoß er Achtung und Vertrauen, und seine Geschäftsführung erwarb des Königs völlige Zufriedenheit.

Als erwünschten Beweis derselben empfing er gleich nach seiner Rückkehr, am 13. Januar 1723, ein Regiment Fußvolk, eines der schönsten im Heere, vor zehn Jahren errichtet und dem General von Schwendy anvertraut, nun durch dessen Tod erledigt, und nach seinem neuen Inhaber fortan auf lange Zeit das Schwerin'sche genannt. Schwerin begab sich unverzüglich nach Frankfurt an der Oder, wo das Regiment seinen Standort hatte, übernahm dasselbe, und wandte seinen ganzen Eifer an, die gute Verfassung, in der es sich befand, noch zu erhöhen. Dem äußeren Glanze sollte die innere Tüchtigkeit entsprechen, der Genauigkeit im Dienst und in Waffenübungen die strenge Ordnung und ehrbare Zucht. Er empfahl neben der Strenge aber auch Milde, und verbot willkürliche Härte. Sein wohlwollender Sinn hatte das Vertrauen der Offiziere wie der Soldaten gewonnen, und die letzteren, welche vorzüglich der Gegenstand seiner Fürsorge waren, liebten ihn wie einen Vater. Doch widerfuhr ihm in der Handhabung seines Regiments ein Mißgriff, der in der Folge auffallend wurde. Ein junger Fähnrich, den er zwar wegen seines Diensteifers beloben mußte, aber gar klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Kommandiren fand, wurde deßhalb von ihm nicht befördert, sondern statt seiner bei wiederholtem Anlasse jedesmal einer der Ausländer eingeschoben, die Schwerin aus dem mecklenburgischen Dienste mitgebracht hatte, ansehnliche und reiche Leute — sagte man —, die er begünstigte, deren Eigenschaften übrigens seiner Begünstigung nicht unwerth waren. Nachdem der Fähnrich auf die Weise viermal übergangen worden, schrieb er unter dem 28. Juli 1724 an den König, und bat, daß ihm, etwa durch Versetzung in ein anderes Regiment, seine Beförderung gewährt würde, worauf der König in Folge von Schwerin's Bericht, dem dreisten Fähnrich ohne weiteres seine Entlassung gab. Dieser Fähnrich aber war Hans Joachim von Zieten, dessen Namen später zu nicht geringerem Ruhm emporstieg, als der Schwerin's.

Das Jahr 1724 brachte einen besonderen Anlaß, Schwerin von seiner militairischen auf's neue zu diplomatischer Thätigkeit abzurufen. In der Stadt Thorn hatten die Pro-

testanten lange Zeit die Oberhand besessen, doch mit den Katholiken in Frieden gelebt. Als aber die Jesuiten dort eingedrungen, verstärkte sich die katholische Parthei, und versuchte bald Eingriffe in die Rechte der Protestanten. Die außer Uebung gekommene öffentliche Begehung des Frohnleichnamsfestes wurde wieder eingeführt, und die Jesuitenschüler, eine starke, wohlgeordnete Schaar voll Uebermuth und Kraft, maßten sich an, die zufällig anwesenden Protestanten zum Niederknien zu zwingen. Hiedurch entstand eine blutige Schlägerei, und das gemeine Volk in höchster Erbitterung fiel über die Schüler her, trieb sie in die Flucht, und stürmte dann das Jesuitenkollegium, welches bald in Flammen aufging. Die flüchtigen Jesuiten erfüllten das ganze Land mit ihren Klagen, und der Reichstag in Warschau verfügte eine gerichtliche Untersuchung des Vorgangs. Doch die Stimme der Jesuiten galt hier allein, und sie brachten es dahin, daß der Bürgermeister von Thorn nebst mehreren Bürgern zum Tode verurtheilt, und die Stadt ihrer bisherigen Freiheiten verlustig erklärt wurde; ferner sollte die bisher protestantische Liebfrauenkirche den Katholiken übergeben werden, der Rath ausschließlich aus diesen bestehen, und den Protestanten, oder, wie sie als politische Parthei in Polen hießen, den Dissidenten, kaum noch Boden und Luft verbleiben. Der Reichstag bestätigte diesen Ausspruch, und ein Fürst Lubomirski rückte mit Truppen als Vollstrecker gegen Thorn. Der König von Preußen, durch seinen Gesandten in Warschau, Bogislaw von Schwerin, von diesem grausamen und ungerechten Beschluß unterrichtet, brach in den größten Unwillen aus. Er war als Theilnehmer des Friedensvertrages von Oliva verpflichtet, die Protestanten bei ihren durch diesen Frieden gesicherten Rechten zu schützen, und er trat nachdrücklich für sie auf; seine redliche Gesinnung und sein frommer Eifer ließen kein Mittel unversucht, ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Er rief die mitverpflichteten Höfe von England, Schweden und Dänemark zu kräftigem Einspruch gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen auf. Er selber schrieb an den König von Polen, um wenigstens Aufschub für den schmachvollen Urtheilsspruch zu erlangen,

und um dem Schreiben größeres Gewicht zu geben, ließ er dasselbe durch Kurd Christoph von Schwerin überbringen. Beide Brüder betrieben mit vereintem Eifer ihren Auftrag, allein ihr Bemühen war vergebens, die katholische Partheisucht überwog, und Lubomirski, befürchtend, der Aufschub möchte dennoch bewilligt werden, beschleunigte die Hinrichtung, die am 7. Dezember wirklich vollzogen wurde. Schwerin überließ nun seinem Bruder und dem großbritannischen Gesandten die fernere Rechtserörterung dieser jammervollen Sache, und kehrte voll Trauer und Grimm nach Berlin zurück, wo der König auf neue Maßregeln sann, den Bedrängten beizustehen, oder doch das Vergeltungsrecht für sie zu üben.

Im folgenden Jahre finden wir Schwerin wieder bei seinem Regiment in Frankfurt an der Oder. Von seinem guten Verhältnisse mit dem Könige zeugt ein Schreiben an denselben vom 11. Juni; er bietet ihm darin die Bildnisse von Stanislaus Lesczinski und von dessen Gemahlin mit dem Wunsche an, dafür das Bild des Königs zu erhalten. Wir schalten diese Probe damaliger inkorrekter Eleganz, wie sie auch selber in Frankreich nicht selten vorkam, hier gebührend ein. Schwerin schrieb: „Sire! Votre Majesté m'ayant marqué désirer voir le portrait de Stanislas Lesczinski et celui de son épouse, ainsi j'ai l'honneur de les lui présenter bien au naturel, ils ont l'un et l'autre toute la ressemblance possible, au moins tels qu'ils etoient 1711. J'ai depuis encore fréquenté familièrement ce seigneur en Turquie, où il n'avait rien perdu de son air, et comme des personnes qui l'ont vu depuis peu m'ont assuré, il n'y a aucun changement en lui que la différence de l'habillement. Si Votre Majesté souhaite garder ces deux portraits, je les lui offre de grand coeur en échange du sien; mon intéressement en cette rencontre ne doit pas déplaire à Votre Majesté, un pauvre gentilhomme qui troque avec son roi y doit gagner naturellement, outre que peut-être de longtems il ne s'offrira pas une occasion si favorable, pour vous demander votre portrait que j'aurai en vénération toute ma vie. Je

suis avec toute la soumission respectueuse etc." Der König behielt diese Bildnisse, und befahl das seinige zu übersenden. Am 30. November desselben Jahres erhielt Schwerin auch die Amtshauptmannschaft zu Jerichow und Alten-Platow, deren Einkünfte jährlich 500 Thaler betrugen. Wegen ansehnlicher Forderungen, welche Schwerin aus seiner früheren Dienstzeit noch in Mecklenburg zu machen hatte, und lange fruchtlos ansprach, gewährte ihm der König seine kräftige Verwendung, und er gelangte zu seiner Gebühr. Von seiner Gunst bei dem Könige, und in wie menschenfreundlichem Sinn er sie benutzte, finden wir noch folgende Erzählung: „Ein Page des Königs war mit einem seiner Kammeraden in Händel gerathen, ohne davon die Ursach gewesen zu sein, und hatte das Unglück gehabt, denselben zu erstechen. Der König, welcher in dergleichen Fällen keine Nachsicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren sollte. Alles nahm an dem Schicksal des Pagen Antheil, und bat für denselben um Gnade. Es war aber umsonst, und selbst die Bitten der Königin wurden nicht erhöret. Endlich übernahm es Schwerin den Unglücklichen zu retten. Der König war einst bei guter Laune, über ein Geschäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher sich eine Gnade zu erbitten. „Es sei welche es sei?" fragte Schwerin, der diesen Zeitpunkt zu benutzen suchte: Ja! erwiederte der König. — „Versprechen mir Ew. Majestät bei Ihrem Königlichen Worte, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen wollen?" — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward schon ungeduldig und sagte: „Ja! ja! Was ist es denn?" — „Nun", fuhr Schwerin fort, „so bitte ich um das Leben des jungen Menschen, der das Unglück gehabt hat, seinen Kammeraden zu erstechen." — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt, aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockschoß des Königs und sagte: „Ew. Majestät haben mir Ihr Königliches Wort gegeben, und ich lasse Sie nicht, bis Sie es gehalten haben." — Der König, der sich so in die Enge getrieben sah, antwortete: Schwerin! Ihr vergreifet Euch an meiner Person? — „Nehmen Ew. Majestät meinen Kopf", versetzte Schwerin, „wenn ich ein Verbrechen begehe,

aber schenken Sie einem jungen Menschen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der schon dazu so gute Hoffnungen gegeben hat." — Nun, sagte der König mit Unwillen, er soll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Gesicht kommen. —

Der Feldzeugmeister Graf von Seckendorf, welcher als Gesandter des Kaisers im Jahre 1726 nach Berlin kam, und lange Zeit in dieser Stellung verblieb, wußte den König bald für sich einzunehmen und sich in dessen Vertrauen festzusetzen. Die Verhältnisse in Berlin erfuhren dadurch große Veränderungen. Um den König her hatten sich, wie dies sein offner und rascher, aber leichtgläubiger und beschränkter Sinn wider seinen Willen veranlaßte, schon früher vielfache Ränke gesponnen; der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nebst dem Feldmarschall von Grumbkow hatten zum Theil die Fäden in der Hand, zum Theil waren sie selbst davon umstrickt. Nun trat Seckendorf als der Klügste und Feinste hinzu, und hatte bald mit jenen die Verbindungen angeknüpft, die für seine Zwecke nöthig waren. Alles am Hofe von Berlin empfand fortan mehr oder minder den Einfluß dieser Namen. Seckendorf lenkte die Neigung des Königs entschieden auf die Seite Oesterreichs, und entzweite ihn mit Hannover und Großbritannien, wodurch auch in der Familie des Königs ein verderblicher Zwist entstand. Wir finden Schwerin während dieser Zeit selten genannt, allen Ränken und Verwickelungen, welche sich unheilvoll ausbreiteten, scheint er völlig fremd geblieben. Dem Fürsten von Anhalt-Dessau hatte gleich anfangs Schwerin wenig gefallen, wie diesem auch der Fürst nicht; ihre Gemüthsart und Handlungsweise standen in entschiedenem Gegensatz, Rohheit und Bildung mußten einander abstoßen. Auch Grumbkow und Seckendorf konnten in Schwerin weder einen Verbündeten noch ein Werkzeug finden, und sein Rang und seine Stellung waren noch nicht so wichtig, um einen Gegner in ihm fürchten zu lassen. Auch auf diesem schwierigen Boden kam die schon früher bewährte Klugheit ihm zu Statten, sich auf den ihm zugewiesenen Wirkungskreis einzuschränken, und dies konnte

er um so leichter, als er bei seinem Regiment und auf seinen Gütern genugsame Beschäftigung fand.

Der König indeß bezeigte sich ihm fortwährend gnädig, und ernannte ihn am 25. Juli 1730 zum Gouverneur von Peitz. Der Sommer dieses Jahres wurde verhängnißvoll durch den offnen Bruch, in welchen der zwischen dem Könige und dem Kronprinzen schon lange bestehende Zwiespalt überging. Der Kronprinz wurde nach Küstrin gefangen gesetzt. Schwerin war mit diesen Mißverhältnissen in keiner Art verflochten, sie konnten auch ferner an ihm still vorübergehen. Doch seine Theilnahme für den liebenswürdigen Prinzen, dem nicht nur die Freiheit genommen, sondern dessen Leben sogar bedroht war, mochte er nicht verhehlen, und in Frankfurt an der Oder demselben so nah, fühlte er sich verpflichtet, sie ihm auch thätig zu bezeigen. Sobald Friedrich wieder einige Freiheit genoß und Briefe empfangen durfte, schrieb Schwerin tröstend und dienstbötig an ihn, und suchte seinen Wünschen mit allem Eifer zu entsprechen. Ein lebhafter Briefwechsel dauerte längere Zeit fort, und legte den Grund zu der besondern Achtung und Zuneigung, welche Friedrich stets für Schwerin hegte. Die Briefe sind nicht bekannt geworden, mögen aber noch irgendwo verwahrt sein. Man weiß, daß Friedrich in einem derselben sich von Schwerin einen Hautboisten seines Regiments erbat, den er einst auf der Durchreise in Frankfurt, als die Studenten ihm eine Abendmusik brachten, als vortrefflichen Flötenbläser kennen gelernt, und den er jetzt bei sich zu haben wünschte, um sein eignes Flötenspiel von ihm begleiten zu lassen. Dies war Fredersdorf, der Sohn eines Stadtmusikanten zu Pasewalk, seitdem der vertraute Liebling Friedrichs, und später sein Geheimer Kämmerier, der große Fähigkeit besaß und bis zu seinem Tod in des Königs Gnade blieb.

Der Frieden wurde in dem Königlichen Hause nach und nach hergestellt, doch mehrere Personen, welche der König als solche erkannt, die seinen Absichten entgegengewirkt, blieben in Ungnade. Unter diesen war der Minister Baron von Knyphausen, der sogar den Abschied erhielt, und sich auf seine Komthurei Lietzen zurückziehen mußte, wo er bald starb.

Dieser Fall traf Schwerin sehr nahe, er stand mit dem Hause in enger Verbindung, suchte die bei beträchtlichem Vermögen doch verwickelten Angelegenheiten zu ordnen, wurde für die acht hinterbliebenen Kinder ein sorgsamer Vormund, und für die noch schöne und geistesanmuthige Wittwe, geborne von Ilgen, ein treuer Anwalt; den ältesten Sohn nahm er mit Bewilligung des Königs in sein Regiment. Für ihn selber entstand weder aus dieser Fürsorge, noch aus dem Verkehr, den er mit dem Kronprinzen gehabt, ein Nachtheil, der König maß ihm keine üblen Absichten bei, und ließ ihn auch deßhalb in nichts zurückstehen. Schwerin wurde am 30. Mai 1731 Generallieutenant und gleich darauf auch Ritter des schwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg dauerten die Unruhen noch immer fort. Die Kaiserliche Kommission waltete im Lande, und die hannöverschen und braunschweigischen Truppen mußten von den Einwohnern verpflegt werden, die Ritterschaft und die Städte wollten ihre Rechte behaupten, der Herzog von seinen Ansprüchen nicht ablassen. Die Landtage, anstatt die Mißhelligkeiten zu schlichten, vermehrten nur den Zwiespalt und die Verwirrung. Der Herzog Karl Leopold hatte in Dömitz die beschränkte Macht, die ihm verblieben war, zu schrecklichen Hinrichtungen mißbraucht; ein Geheimrath von Wolffradt war angeblich wegen Verrathes enthauptet worden, dessen Frau aber, eine natürliche Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte der Herzog zu sich genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt. Doch der Ort war ihm nun durch das Blutvergießen verleidet, und er begab sich nach Danzig, wo er die Hülfe Rußlands auf's neue anrief, und wirklich Truppen zu werben begann. Da man in Wien sich überzeugte, die Zerrüttung des Landes werde unter diesem Fürsten nie aufhören, so verfügte der Reichshofrath, daß des Herzogs Regierung gehemmt und das Land seinem Bruder, dem Herzoge Christian Ludwig, unter Kaiserlicher Aufsicht zur Administration überwiesen würde. Hierauf kehrte Karl Leopold mit kleinem Gefolge von Danzig unerwartet nach Schwerin zurück, und forderte seine Unterthanen auf, ihm gegen die Kaiserliche Administration beizustehen. Er hatte noch einigen

Anhang im Volke, die Geistlichkeit und die Bauern waren gegen die Ritterschaft, auch einige Mitstände des Reichs wurden bedenklich, und hielten das Verfahren des Kaisers für unberechtigt. Der Aufstand wurde zwar durch die hannöverschen Truppen im Namen der Administration sogleich gedämpft, doch Karl Leopold hielt die Städte Dömitz und Schwerin besetzt, und als ihn die hannöverschen Truppen einzuschließen drohten, rief er die Vermittelung des Königs von Preußen an, der schon längst vom Kaiser zur Stillung der mecklenburgischen Unruhen mit beauftragt war. Die Kaiserliche Administration verwandelte sich nun wieder in eine Kommission mit dem Herzoge Christian Ludwig an der Spitze, und beide Brüder befehdeten einander in Schriften und Handlungen auf das härteste, es fielen Gefechte vor und Ueberfälle, die Landtage wurden ebenfalls Kampfplätze, ganz Mecklenburg war von Gräuel und Jammer erfüllt. Solchem Unheil ein Ende zu machen, fühlte der König von Preußen sich schon als Nachbar verpflichtet; und nachdem er den Herzog Karl Leopold bewogen, ein Unterwerfungsschreiben an den Kaiser zu richten, beschloß er eine hinlängliche Truppenmacht in Mecklenburg einrücken zu lassen, um zunächst den jetzt bedrängten Herzog in Schutz zu nehmen, dann aber auch die Rechte der Ritterschaft und der Städte wahrzunehmen und den Frieden im Lande vollkommen herzustellen. Der Kaiser sah diese Einmischung höchst ungern, erklärte das Unterwerfungsschreiben des Herzogs für ungenügend, und ließ durch seinen Gesandten in Berlin alle Mittel versuchen, um des Königs Vorsatz rückgängig zu machen, oder die Ausführung zu hintertreiben; allein diesmal scheiterte Seckendorf's Bemühen an des Königs Festigkeit. Die Truppen wurden in Marsch gesetzt, und Schwerin, als des Landes und der Verhältnisse kundig, zu ihrem Befehlshaber ernannt. An der Spitze eines Regiments Fußvolk und zweier Reiterregimenter rückte dieser aus der Priegnitz in Mecklenburg ein, und besetzte am 20. Oktober 1733 die Stadt Parchim. Die große Schwierigkeit war, mit den hannöverschen und braunschweigschen Truppen, welche die meisten Orte besetzt hielten, jeden feindlichen Zusammenstoß zu verhindern, und gleichwohl

die Quartiere und die Verpflegung zu erlangen, deren man bedurfte. In Parchim glückte dies durch eine List, die Preußen begehrten auf dem Durchmarsch ein Nachtlager zu halten, die dort liegenden Braunschweiger durften dies nicht hindern; am folgenden Tage aber blieben die Preußen stehen, und jene fanden nun gerathen nach Sternberg abzuziehen. Allmählig dehnten sich die Preußen nach Goldberg, Plaue, Lübitz und Grabow aus, wodurch sie einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und die Städte Schwerin und Dömitz gegen Einschließung sicherten.

Im Anfange des Novembers wurde zu Rostock der Landtag eröffnet, und es erregte Aufsehen, daß auch Schwerin sich dort einfand. Die Ritterschaft war noch voll Groll gegen ihn aus der früheren Zeit, und das Bewußtsein, ihn mit Worten und Handlungen arg verunglimpft zu haben, erhöhte das Mißtrauen derjenigen, welche jetzt seiner Rache bloßgestellt waren. Allein Schwerin gedachte der früheren Beleidigungen nicht, und hielt sich streng in den Gränzen seiner jetzigen Aufgabe. Seine Anträge gingen fürerst darauf hin, daß man hier die Bereiche der Quartiere für seine und die übrigen fremden Truppen festsetzen und die nöthige Verpflegung anordnen möchte. Sodann übergab er eine Denkschrift, worin die Verminderung der das Land belastenden Truppen gewünscht, und der Vorschlag gemacht wurde, daß von jedem der drei Höfe nur die gleiche Zahl von 600 Mann zurückgelassen würde, und damit die hannöverschen Truppen keinen Vorwand hätten, ihren Abmarsch zu verzögern, bis sie vollkommen bezahlt worden, so sollte man in der Fremde eine Anleihe machen, um die Truppen sogleich zu befriedigen. Die Zweckmäßigkeit dieser ganz für das Beste des Landes berechneten und durchaus billigen Anträge war nicht abzuläugnen; allein der Adel sah in den hannöverschen Truppen hauptsächlich seinen Schutz, in den preußischen mehr den des Herzogs, und glaubte daher bei jenen wenn auch dem Lande ersprießlichen Vorschlägen doch für sich keinen Gewinn; der Landtag ließ sich demnach mit Schwerin auf nichts ein, sondern behauptete, hierüber müßten erst die Bestimmungen des Kaisers abgewartet werden. Voll Verdruß, des Königs gute

Absicht verkannt und seinem eignen Auftreten nur mit Mißtrauen begegnet zu sehen, kehrte Schwerin von dem Landtage zurück, quartierte selbst seine Truppen in die Städte und Fürstlichen Aemter ein und traf nun alle Anordnungen selbst, die er dem Lande hatte überlassen wollen. Der Adel sollte ohne Einlagerung bleiben; und da die Ritterschaft anzeigte, daß die preußischen Reiter bei adeligen Bauern Futter einforderten, antwortete Schwerin, er wisse solche nicht zu unterscheiden, würde aber, nach erhaltener Angabe, Befehl geben sie zu verschonen. Die Verpflegung war dem Lande eine harte Last, wurde jedoch durch Schwerin's aufmerksame Sorgfalt möglichst erleichtert; er ließ durch den Ober-Kriegskommissair eine Kasse zu Parchim errichten, wohin die Beamten und Pächter der von den Preußen besetzten Domainen ihre Zahlungen machen mußten, und es wurde das Geld so genau verwaltet, daß beträchtliche Vorschüsse im folgenden Jahre zurückgezahlt werden konnten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Ordnung und Einigkeit in Mecklenburg herzustellen, kamen die betheiligten Höfe überein, ihre Truppen gleichzeitig zurückzuziehen; nur wenige Mannschaft sollte zurückbleiben, um als Unterpfand der noch nicht berichtigten Forderungen einige Aemter besetzt zu halten. Da jedoch das Land zu seiner Sicherheit nothwendig fremder Truppen bedurfte, so traf der Herzog Christian Ludwig im Namen der Kaiserlichen Kommission die Vorkehrung, ein holsteinisches und ein schwarzburgisches Regiment in Sold zu nehmen. Die hannöverschen und braunschweigischen Truppen verließen hierauf Mecklenburg, und ebenso die preußischen, mit Ausnahme von 100 Reitern und 200 Mann Fußvolk, welche auf den dem Könige überlassenen Pfandämtern Plaue, Wendenhagen, Marnitz und Eldena blieben, und später durch ein Bataillon Husaren abgelöst wurden. Schwerin hatte dem Landrath am 14. Februar 1734 schriftlich angezeigt, seine unterhabenden Völker würden nunmehr das Land verlassen, und er verspreche bei dem Ausmarsch gute Ordnung zu halten; allein er werde nothwendig einige adelige Güter berühren müssen, deßwegen er wünsche, daß die Eigenthümer sodann dort zugegen sein möchten. So schonend verfuhr er

mit seinen Gegnern, die auf alle Weise bemüht gewesen waren, und noch fortfuhren, ihm Haß und Widerwillen zu erwecken. Doch inmitten aller Partheisucht erhoben sich auch billigere Urtheile, und die Folgezeit erkannte sein Verdienst bereitwilligst an. Dieser Kriegszug, mit welchem Schwerin's Namen dem Anscheine nach nur ungünstig verknüpft sein konnte, gereichte in Wahrheit zu dessen erhöhtem Ruhme. Die mecklenburgischen Streitigkeiten waren zwar keineswegs geschlichtet, die Unruhen dauerten fort, der Herzog Karl Leopold wurde für immer auf Dömitz beschränkt, und sein Bruder und Erbfolger Herzog Christian Ludwig behielt die Landesverwaltung, aber noch lange blieben fremde Truppen im Lande, und bis in späte Zeit erstreckten sich die Nachwehen. Doch vermochte der Rath und die Macht der Nachbarn, in jenen Tagen so wenig wie in den unsrigen, solche Verwirrungen zu stillen, wo sich das Recht in den unglücklichsten Formen hülflos verstrickt hatte, und zwar gehandhabt, aber auch das persönliche Ansehen geschont werden sollte. Der König von Preußen war als Friedensstifter aufgetreten, allein der Erfolg lag nicht in seiner Hand, noch weniger in der Hand Schwerin's, welcher nur bestimmte Befehle auszuführen hatte, und sich hierauf um so mehr beschränken mußte, als er seinen guten Willen nur übel aufgenommen sah.

Der König war mit Schwerin's Verrichtung durchaus zufrieden, und wünschte seitdem öfter dessen Gegenwart, sowohl zur Unterhaltung, als zur Berathung. Doch dauerten im Allgemeinen die Verhältnisse fort, welche den Boden des Hofes ungünstig für ihn machten, und ihn den seiner Güter und den seines Regiments vorziehen ließen. Die einflußreichsten Personen sahen ihn wo nicht mit Feindschaft, doch mit Mißtrauen, und Andere suchten seine feinere, aber in ihren Augen gezierte und anspruchsvolle Bildung lächerlich zu machen; sie gaben ihm den Spottnamen des kleinen Marlborough, wovon die Erinnerung noch in später Zeit wiederklang. Dabei gaben auch Schwerin's persönliche Verhältnisse, die Folgen seines erregbaren Sinnes und Herzens, den Gegnern allerdings Blößen, welche der strengeren Denkart des Königs nur mißfällig sein konnten. Ein naher Anlaß brachte

diese Denkart zu einer namentlich für Schwerin sehr empfindlichen Ausübung.

Die Wittwe des Staatsministers von Knyphausen war mit Schwerin durch seine ihr und ihren Kindern gewidmete Fürsorge in ein näheres Verhältniß gekommen, das bald die größte Vertraulichkeit erreicht hatte. In Folge derselben kam sie im Jahre 1735 mit einem Kinde nieder, dessen Geburt sie als mehrjährige Wittwe möglichst verheimlichte, aber doch nicht völlig verbergen konnte. Dennoch wäre die Sache wahrscheinlich ohne Aufsehen hingegangen, hätte nicht der damalige Tribunalspräsident und nachherige Großkanzler von Cocceji den König davon benachrichtigt, der höchst aufgebracht über solches Aergerniß, welches er unterdrücken, aber auch bestrafen wollte, ohne weiteres eine Buße von 12,000 Thalern bestimmte, wodurch die Sache abgemacht und dem geistlichen Gericht entzogen bleiben sollte. Die reiche Frau bezahlte das Geld ohne Widerrede, und rühmte sich, den König dennoch betrogen zu haben, denn sie sei schon früher einmal heimlich niedergekommen. Der Kronprinz, an die freiere Denkart der Franzosen gewöhnt, und Vergehen der Sinnlichkeit mit Nachsicht beurtheilend, bedauerte die Frau von Knyphausen, und mißbilligte die ihr auferlegte Geldstrafe, so daß er sogar fragte, ob man solch Geld mit gutem Gewissen erben könne? Schwerin aber fühlte sich durch jenes Verfahren tief beleidigt, und warf auf Cocceji die heftigste Feindschaft, beschuldigte ihn der Bosheit und Tücke, nannte ihn verächtlich den weißen Michel, und verfolgte ihn mit bittern Spottreden. Die Feindschaft wurde von Cocceji mit aller Heftigkeit erwiedert, und er fand bald andere Waffen, als Spottreden, um die des Gegners zu vergelten.

Die Vorfahren Schwerin's besaßen in Pommern ein bedeutendes Gut Spantikow, dessen letzter Besitzer im Jahre 1634 mit Hinterlassung einer Schwester starb, die den schwedischen Grafen Stenbock geheirathet hatte. Dieser machte Ansprüche geltend, die ihm den Pfandbesitz des Gutes verschafften, und er behauptete sich darin lange Zeit; die Familie Schwerin konnte seine unverhältnißmäßige Forderung von 150,000 Thalern, gegen die er das Gut ausliefern wollte,

weder zugestehen, noch aufbringen. Als der große Kurfürst im Jahre 1677 nach Pommern vordrang, belehnte er seinen General Bogislav von Schwerin mit Spantikow, allein als Schweden durch den Frieden zu Saint-Germain wieder in den Besitz von Pommern gelangte, kehrte auch die Familie Stenbock in den Pfandbesitz jenes Gutes zurück. Im Jahre 1720 wurde durch den Stockholmer Frieden das Land völlig an Preußen abgetreten, doch mit Gewährleistung des vorgefundenen Besitzstandes, und die Familie Stenbock sah sich hiedurch in ihrem angeblichen Rechte bestätigt, dem sie indeß doch einigermaßen mißtraute, denn sie trat ihre Ansprüche nunmehr dem Könige für die mäßige Summe von 50,000 Thaler ab, und Spantikow blieb seitdem eine Königliche Domaine. Doch Kurd Christoph von Schwerin, nun selbst ein preußischer Unterthan, erneuerte den Anspruch der Familie, und konnte von Friedrich Wilhelm dem Ersten alle Gerechtigkeit hoffen. Der König übergab die Sache herkömmlich dem Präsidenten von Cocceji, dessen Kenntniß und Eifer im besten Ansehen standen. Dieser machte gegen alles Erwarten eine Ausführung, in Folge deren die Familie Schwerin abgewiesen und ihr der fernere Rechtsweg verschlossen wurde. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß Cocceji hiebei seinem Hasse gegen Schwerin mehr gefolgt sei, als seiner Rechtsüberzeugung. Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten wurde der Familie Rechtsweg im Jahre 1820 neu eröffnet, und im Jahre 1832 die Sache durch ein schließliches Urtheil zu Gunsten der Schwerin'schen Nachkommen erledigt.

Aber auch ohne dieses Gut war der Grundbesitz, dessen Schwerin sich erfreute, schon sehr bedeutend, und er versäumte keine Gelegenheit, denselben zu erweitern und im Werthe zu erhöhen. Auf seinem Hauptgute Kummerow, in der Mitte seiner Besitzungen, hatte er den Bau eines prächtigen Schlosses begonnen, der viele Jahre hinter einander mit Eifer fortgesetzt und im Jahre 1738 bis auf die innere Ausschmückung vollendet wurde. Der König besuchte ihn daselbst mhermals; bei seiner Anwesenheit im August 1733 gab er dem Orte den Namen Schwerinsburg, nebst der Gerechtigkeit allerlei städtische Handwerker dort anzusetzen. Schöne Gärten und

Baumgänge umgaben das Schloß, und gute Wege erleichterten den Zugang. Die übrigen von Schwerin theils ererbten, theils durch Kauf oder Einlösung erworbenen Güter hießen: Wusseken, Stretense, Drevelow, Pauschow, Löwitz, Wietstock, Ducherow, Neuendorf, Kurdshagen, Muggenburg, Thurow und Teterin, wozu in der Folge noch das von ihm errichtete Vorwerk Molwitz kam. Alle diese Güter lagen im Anklamschen Kreise.

Der König liebte in Schwerin den wackern Kriegsmann, aber auch den trefflichen Landwirth hielt er in Ehren. Das zentnerschwere Kalb, welches regelmäßig jedes Jahr aus Schwerinsburg in der Hofküche zu Berlin eintraf, wurde mit Dank aufgenommen, und veranlaßte Gegengeschenke des Königs; so empfing Schwerin z. B. einmal schwarzen Marmor, den er für die Bekleidung zweier Kamine in Schwerinsburg gewünscht hatte. — Auf den Reisen, welche der König zur Musterung der Truppen machte, mußte Schwerin ihn öfters begleiten, insbesondere nahm er ihn im Juli 1737 mit nach Stettin, wo er das Urtheil desselben über den Zustand der Festungswerke hören wollte. Eine merkwürdige, durch gesunden klugen Sinn und treuherzige Gradheit ausgezeichnete Kabinetsordre erließ der König an ihn, wie an alle Regimentsinhaber, aus Potsdam vom 10. Februar 1738, worin über den Aufwand der Offiziere gute Lehren ertheilt werden; nachdem einige Vorschriften über die Livreen der Offizierbedienten gegeben worden, welche nicht zu prächtig und im ganzen Regimente gleich sein sollen, heißt es ferner: „Ich will daß hinfüro, wenn die Offiziers beisammen kommen, sie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch ist, viele Gerichte und Wein prätendiren, sondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen sollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet, noch übel genommen werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorsetzet, sondern dies eben so gut angenommen werden soll, als wann Wein vorgesetzt würde. Ihr habt also nebst dem Kommandeur des Regiments darauf Acht zu geben, daß diesem meinem Willen nachgelebt, und eine gute Oeconomie unter denen Offiziers geführt werde.“ Die Offiziere des Schwerin'schen Regiments durften dies vor anderen

beherzigen; sie waren zum Theil sehr wohlhabend, und galten für starke Trinker, mit denen sich hierin nicht messen zu können auch für den jungen Zieten ein Uebelstand gewesen war. Der König war aber im Uebrigen mit dem Regimente zufrieden, und fand dessen Haltung und Fertigkeit bei der Musterung am 24. Mai desselben Jahres bei Tempelhof so ausgezeichnet, daß er dasselbe anderen zum Vorbild aufstellen konnte.

In seinen letzen Lebensjahren sah der König gern, wenn in Berlin die Lustbarkeiten des Winters recht belebt und vergnügt waren, und der Hof erschien aus diesem Grunde besonders zahlreich und glänzend. Die Gesellschaft hatte sich seit einigen Jahren sehr verändert; Grumbkow war todt, Seckendorf entfernt, der Fürst von Anhalt-Dessau weniger oft beim Könige; dagegen wurde der Einfluß des Kronprinzen sichtbar, der Umgang überhaupt milder und geistiger. Auch Schwerin kam die beiden letzten Winter wie gewöhnlich zum Besuche des Königs, blieb aber nun länger als sonst. Die Königin Sophia Dorothea zeichnete ihn besonders aus. Der Kronprinz hatte ihm seine Zuneigung geschenkt, und bei den übrigen Prinzen stand er in größter Achtung. Er nahm nun auch lebhafter Theil an den Vergnügungen, besonders an den glänzenden Schlittenfahrten, welche sich mehrmals wiederholten, und bei denen er in geschmackvoller Pracht erschien.

Der König verlieh ihm aus besonderer Gnade am 22. Mai 1739 das Amt eines Drosten über die in Mecklenburg preußischerseits noch besetzten Pfandämter, und am 23. ernannte er ihn zum General der Infanterie. Das Jahr endete aber mit einem großen Verdruß, der in den damaligen Verhältnissen einem wirklichen Unglücksfalle gleich kam. In dem Regimente Schwerin's, dem Muster von Ordnung und Sorgfalt, dem der Inhaber wie ein Vater vorstand, hatten neun Engländer, von denen einige eben erst angeworben waren, ein Komplott gemacht, das nicht ohne blutigen Kampf konnte vereitelt werden, und dem die Anwendung der schrecklichsten Strafen folgen mußte. Der König selbst, in seiner am 10. Dezember 1739 auf den Bericht Schwerin's erlassenen

Antwort, spricht seine Bestürzung über den Vorfall aus, und bedauert von Herzen den Kummer, welchen der General deßhalb empfinden müsse; er bestimmt, welche Leute erschossen, welche durch die Spießruthen — drei Tage nach einander auf Leben und Tod — geführt und dann für immer nach Küstrin gebracht werden sollen. Doch hat sich seine Strenge schon so gemildert, daß er hinzufügt, das letztere solle nur so gesagt sein, denn, wenn die Zeit der Musterung herankomme, werde er auf Schwerin's Erinnern doch schon Gnade für Recht ergehen lassen, und diese Leute wieder zum Regiment geben. So erregt ist der König durch den Vorfall, und so betrübt erscheint ihm Schwerin, daß er noch durch besondere Zeilen ihn trösten zu müssen glaubt, und eigenhändig hinzufügt: „Je suis faché de tout ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir!"

Im Anfange des Jahres 1740 war Schwerin wiederum in der Hauptstadt, und trotz der sichtbaren Abnahme der Kräfte des Königs mußten die üblichen Lustbarkeiten Statt finden. Am 8. Februar wurde eine prächtige Schlittenfahrt gehalten, aus vier Quadrillen bestehend, deren zweite Schwerin anführte. Der König hatte großes Vergnügen von dem Anblick, und ließ dieselbe Schlittenfahrt wiederholen. Unmittelbar darauf begab er sich nach Potsdam, wo sein Zustand bald hoffnungslos wurde, und sein starker Muth dem Tode unerschrocken entgegensah.

Friedrich Wilhelm der Erste starb am 31. Mai 1740. Schwerin folgte der Leiche bei deren vorläufiger Beisetzung am 4. Juni, so wie später bei der feierlichen Bestattung, die am 22. Juni gehalten wurde, und bei welcher letztern er das Reichspanier hielt. Der junge König Friedrich der Zweite zeichnete ihn alsbald durch besondere Gnaden aus. Einen Monat nach seinem Antritt der Regierung, am 30. Juni, ernannte der König ihn zum General-Feldmarschall. Der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau betrachtete diese Gunst als eine Kränkung für ihn selbst, besonders war ihm unleidlich, daß Schwerin als Feldmarschall ihm nun gleichstand, und er und seine Söhne verhehlten nicht den Haß, den sie fernerhin unversöhnlich gegen den Nebenbuhler ihres Ansehens

und Einflusses trugen. Wieder einen Monat später, am 31. Juli, erhob der König den neuen Feldmarschall nebst seinem Bruder Hans Bogislav in den Grafenstand; die Urkunde hierüber empfing Schwerin zu Frankfurt an der Oder aus des Königs eigner Hand, als dieser zur Huldigung in Königsberg dort durchreiste und das Schwerin'sche Regiment musterte. Zur Errichtung neuer Regimenter, mit denen der König sogleich das Heer vermehrte, mußte auch Schwerin's Regiment einige Offiziere und Mannschaft abgeben, die letztere wurde jedoch durch Werbung ersetzt. Zum Herbst wurde Schwerin selbst nach Berlin eingeladen, allein vor seinem Eintreffen daselbst dringend nach Rheinsberg beschieden, wo der König von dem am 20. Oktober erfolgten Ableben Kaisers Karls des Sechsten Nachricht erhalten hatte, und durch dieses Ereigniß zu den wichtigsten Unternehmungen erweckt war. Ein viertägiges Fieber, an dem er litt, konnte ihn nicht abhalten, alle Gedanken dem großen Vorhaben zu widmen, das er zu fassen gewagt. Preußen hatte Ansprüche auf Schlesien, und diese mit den Waffen geltend zu machen, hatte er bei sich beschlossen. Er berieth indeß die Sache reiflich, und wollte besonders die Meinung Schwerin's wissen. Dieser sowohl als der Minister von Podewils, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete und mit zu den Erörterungen berufen war, hatte große Bedenken gegen ein Wagniß, das die Kräfte Preußens weit zu übersteigen schien. Der König selbst hat in der Geschichte seiner Zeit die Gründe für und wider in scharfen Zügen dargelegt, ohne Zweifel giebt er darin den Kern der damals in Rheinsberg gepflogenen Berathungen. Auch der Fürst von Anhalt-Dessau wurde in das Geheimniß gezogen, der sich aber dem Vorhaben mit heftiger Leidenschaft widersetzte, und einen Krieg wider Oesterreich mit seinem Sinn unvereinbar fand; ihn konnte der König nicht dahin bringen, sein Recht anzuerkennen, und eben so wenig die Gunst des Augenblicks einzusehen, unwillig und grollend ob des heillosen Anschlags, wie er ihm dünkte, zog er sich nach Dessau zurück. Bei Podewils und Schwerin hingegen, so wie bei anderen Vertrauten, fanden die Gründe des Königs Eingang, und ohne Verzug schritt dieser zur Ausführung.

Schwerin wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen bestimmt, welche mittlerweile schon im Stillen gegen die Gränze vorgerückt waren. Der König selbst, um die schlimmen Eindrücke, welche der Fürst von Anhalt-Dessau gegen das Vorhaben verbreitet hatte, wieder auszulöschen, versammelte vor dem Ausmarsche der Besatzung von Berlin die Offiziere derselben, und hielt ihnen eine Anrede, worin er sie an den alten Ruhm der preußischen Waffen mahnte, und ihnen im voraus sagte, sie würden einen tapfern Feind zu schlagen haben. Von einem Maskenball wegfahrend stieg er in den Reisewagen, ereilte bald seine Truppen, und begann seinen ersten Kriegszug an der Spitze eines Heeres, mit dem er eine große Reihe nachfolgender Schlachten durchkämpfen sollte!

War jemals ein König selbstständig, im Unternehmen wie im Ausführen, so war es gewiß Friedrich, der mit entschiedenem Wollen auch hohe Umsicht und vielseitige Kenntniß verband. Doch zeigte er sich hier noch in einiger Abhängigkeit von fremdem Uebergewicht. Kannte er auch das Kriegswesen in allen seinen Zweigen, hatte er auch den Krieg gesehen, und konnte er aus eigner Einsicht befehlen und anordnen, so entbehrte er als Feldherr doch der so nöthigen Erfahrung, lehnte daher Rath und Leitung, wo sie ihm richtig dünkten, keineswegs ab, und ließ sich demnach für diesen ersten Feldzug Schwerin gleichsam als Lehrmeister gefallen, der ihn begleitete, dem er vertraute.

Am 16. Dezember 1740 rückten die unter Schwerin's Oberbefehl bei Krossen versammelten Truppen in Schlesien ein. Der Marsch war höchst beschwerlich, doch die Truppen trotzten allen Mühsalen, und beobachteten zugleich die strengste Mannszucht. Eine gedruckte Kundmachung, von Schwerin unterzeichnet, wurde überall angeschlagen; sie gab die Ursachen des Einrückens an, und versprach den Einwohnern Schutz und Ordnung. Das Land, von Truppen entblößt, stand fast unvertheidigt offen; der österreichische General Graf von Browne hatte für Schlesien kaum 3000 Mann zur Verfügung. Die Preußen rückten rasch vor Groß-Glogau, und umstellten die schwach besetzte, ganz unvorbereitete Festung. Ueber die Anordnung des Weitermarsches waren die Ansichten

verschieden; Schwerin wollte die Truppen mehr ausdehnen, der König aber sie möglichst enge beisammen haben; ersterer schrieb hierüber an einen Freund sehr unzufrieden; „Si l'on voulait m'écouter patiemment, et examiner un plan d'opération que je viens d'arranger sur la situation du pays. je crois que le dessin du roi réussirait sans obstacle, mais comme sa Majesté persiste à ne vouloir jamais séparer son armée, je prévois bien des dangers qu'on ne pourra plus réparer dans la suite, non du côté de l'ennemi, mais par le peu de terrain, que nous embrassons, sans aucune nécessité. Et tandis que le Roi persévérera dans l'idée de vouloir toujours marcher serré avec toute l'armée, je n'oserai lui proposer mes idées, qui y sont tout opposées, ou que nous n'avons aucun ennemi à craindre." Der König gab in so fern nach, daß er selber mit 6 Bataillons und 10 Schwadronen auf dem nächsten Wege auf Breslau marschirte, Schwerin aber mit den übrigen Truppen über Bunzlau, Liegnitz und Schweidnitz vorrückte, und sich dann persönlich ebenfalls vor Breslau einfand. Die Stadt, welche in Gemäßheit ihres alten Vorrechts eben erst abgelehnt hatte österreichische Truppen aufzunehmen, schloß auch den preußischen die Thore; nach getroffener Uebereinkunft ritt nur der König mit Schwerin und wenigem Gefolge hinein. Der Besuch war bald abgethan, und die Besetzung der Stadt wurde auf künftige Gelegenheit verspart. Der König zog nun mit dem linken Flügel seines Heeres die Oder aufwärts vor Ohlau, während Schwerin mit dem rechten über Frankenstein gegen Neiße anrückte. Hatte Schwerin den König früher getadelt, so schrieb er ihm jetzt lobend: „Les mesures que Votre Majesté prend sont justes et le plus expérimenté capitaine ne saurait mieux faire." Die wenigen Oesterreicher hielten nirgends das Feld, nur bei Frankenstein kam es zu einem Scharmützel, Schwerin ließ durch seine Reiterei 400 österreichische Dragoner verjagen und bis Ottmachau verfolgen. Hier hatte Browne 3 Grenadierkompanieen unter dem Major von Müffling in das Schloß geworfen, und Schwerin verlangte zu dessen Beschießung von dem Könige schweres Geschütz. Der König schrieb ihm zur

Antwort eigenhändig aus Grottkau vom 10. Januar 1741. „Mon cher et brave ami. Je suis pénétré de joie de vos heureux succès, je vous envoie mon canon et mes mortiers. Il ne faut point donner de capitulation aux grenadiers, mais les faire prisonniers de guerre. Je vous joindrai demain vers le soir. Ménagez votre personne, si vous m'aimez, elle m'est plus précieuse que 10,000 hommes; je sais que vous vous exposez trop. Je partagerai aves vous tant que je vivrai ma fortune et tout ce qui dépend de moi. Je vous joindrai demain; je plains les mort; ayez soin des blessés, ce sont mes enfants. Adieu, cher et digne ami. Tout mon cœur est à vous, Frédéric. J'attends avec impatience le moment de rejoindre mes chers soldats. (Tournez!) Comme mon canon est obligé de passer à une mille de Neisse, je ne peux l'amener que demain au soir moi-même. Il faut bombarder le château et le prendre avec des Brandkugeln et des carcasses. Pour l'amour de Dieu, ménagez mes soldats et votre personne! F." Als aber der König mit dem Geschütz eintraf und das Schloß beschießen wollte, fand der österreichische Befehlführer sich bewogen, dasselbe ohne Bedingung zu übergeben.

Der nächste Angriff war gegen Neiße gerichtet, doch der Kommandant, General von Roth, hielt tapfer Stand, und die Preußen bombardirten die Stadt ohne Erfolg. Ein Versuch gegen Glatz mißglückte ebenfalls. Schwerin drang indessen mit 7 Bataillons und 10 Schwadronen nach Oberschlesien vor, ein kurzes Gefecht am 24. Januar bei Grätz war durch das preußische Gewehrfeuer schnell entschieden, und die Ueberreste der Oesterreicher zogen über Jägerndorf und Troppau nach Mähren, wo sie Winterquartiere nahmen; die Preußen aber breiteten sich über Oderberg und Teschen bis nach Jablunka aus, und sahen sich im Besitz von beinahe ganz Schlesien. Die strenge Witterung machte alle weitere Feindseligkeiten aufhören. Der König kehrte am 24. Januar „gewisser Angelegenheiten wegen" nach Berlin zurück, und übertrug Schwerin den Oberbefehl über alle Truppen, den dieser jedoch nur nach einer ausführlichen in sechsundzwanzig

Punkten entworfenen Anweisung führen sollte. Schwerin fand seine hauptsächliche Beschäftigung mit den Verpflegungsanstalten für die Truppen, denen er stets allen Lebensbedarf reichlich geben ließ, aber auch um so strenger jede Gewaltsamkeit untersagte; in Benutzung der Hülfsquellen des Landes, das im Bereiche seines Kriegsbefehles war, bewies er die größte Klugheit, die Einwohner empfanden seine Schonung, und leisteten nun um so williger das Nothwendige. Auch in das benachbarte Mähren erstreckte er diesen Einfluß, und beschied am 29. Januar 1741 den Grafen von Salm und den Freiherrn von Schubitz dorther zu sich nach Troppau, um mit ihnen die Kriegszahlungen einzurichten, welche das Land aufbringen mußte, um dafür gegen willkürliche Streifereien und Schatzungen gesichert zu sein. Am 30. Januar erließ er eine Bekanntmachung, welche die Einwohner ermahnte, sich ruhig und gehorsam zu verhalten, in welchem Falle sie alles Schutzes versichert, im entgegengesetzten Falle aber mit harter Strafe bedroht wurden. Am 7. Februar begab sich Schwerin nach Breslau, um daselbst die Errichtung von Magazinen anzuordnen; auch begehrte er daselbst, in Gemäßheit von Berlin gekommener Befehle, die Verhaftung eines Herrn von Grossa, welche der Magistrat dem preußischen Ansinnen nicht zu weigern wagte. Nach viertägigem Aufenthalt, während dessen er durch ärztliche Hülfe auch von einiger Brustbeklemmung, die ihn befallen hatte, wieder genas, kehrte er am 11. Februar zu den Truppen in Oberschlesien zurück, wo jedoch in der nächsten Zeit, außer Neckereien der leichten Truppen, nichts Kriegerisches vorfiel.

Die Verhandlungen, durch welche der König die Abtretung eines Theils von Schlesien, wenn auch nur das Herzogthum Glogau, zu erlangen hoffte, blieben fruchtlos, und er mißkannte nicht, daß er seine vorläufige Eroberung durch neue Waffenerfolge würde behaupten müssen. Er sandte daher frühzeitig eine Verstärkung von 10 Bataillons und 25 Schwadronen ab, die im Februar 1741 zu Schweidnitz eintraf, so wie gegen Ende des Monats er selbst. Er hatte beunruhigende Nachrichten über die Rüstungen der Oesterreicher, wollte deß-

halb den Feldzug früh eröffnen, und ließ zuvörderst am 9. März Groß-Glogau durch stürmenden Ueberfall nehmen.

Schwerin unterlegte gegen Ende des März dem Könige einen ausführlichen Plan für die nächsten Bewegungen, er hatte früher viel über die Unerfahrenheit der Offiziere geklagt, und rieth auch jetzt zur Vorsicht, besonders wenn man weiter in Feindesland eindränge. „Um Gotteswillen aber, sagte er, keine gar zu große Armee, noch weniger zu viel Kavallerie, denn diese kostet zu viel zu unterhalten", auch seien, merkte er an, in der Gegend keine Ebenen, wo man sie mit Vortheil gebrauchen könnte. Ueberhaupt war bei den Preußen damals das Fußvolk alles, die Reiterei kam wenig in Betracht, und nur der König fühlte den Mangel, und wünschte die Reiterei zu haben, worin ihm Schwerin wie die meisten Generale wenig zustimmten.

Die Oesterreicher waren indeß auch schon rege. Unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen von Neipperg, der zu diesem Behuf der Festungshaft entlassen war, die seinen übereilten Abschluß des Friedens von Belgrad bestrafen sollte, hatten sich ansehnliche Kriegsvölker bei Olmütz zusammengezogen, denen die Wiedereroberung Schlesiens gelingen konnte. Neipperg rückte mit diesen im Anfange des April vor, und richtete seinen Marsch zwischen die preußischen getrennten Truppentheile hinein gradezu nach Neiße, um diese Festung zu entsetzen. Schwerin, der, nach damaliger Sitte, wenig Sorge trug, zuverlässige und stets frische Nachrichten vom Feinde zu haben, glaubte sich in Oberschlesien vollkommen sicher, und dem Könige, der ihn aufforderte, auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen, und sich mit ihm und den Truppen von Niederschlesien zu vereinigen, erwiederte er zuversichtlich, es sei keine Gefahr, und mit Hülfe einiger Verstärkung werde er Oberschlesien bis zum Frühjahr recht gut behaupten. Der König glaubte dem erfahrenen Feldherrn, und zog nun selbst an der Spitze von 9 Bataillons und 8 Schwadronen nach Jägerndorf; auch sollte die Belagerung von Neiße nun ernstlich unternommen werden. In Neustadt trafen der König und Schwerin zusammen, und letzterer wußte nicht anders, als daß die österreichischen Truppen noch in ihren mährischen

Quartieren zerstreut lägen, übrigens erwartete er stündlich die Rückkunft eines ausgesandten Kundschafters. Der König und Schwerin ritten nun selber nach Jägerndorf. Hier aber brachten Ueberläufer am 2. April unerwartet die schlimme Nachricht, daß Neipperg mit gesammelter Streitmacht im Anmarsche und schon auf anderthalb Meilen nahe sei; im nächsten Augenblick erschien sogar eine Schaar seiner leichten Truppen und hatte vor den Thoren ein lebhaftes Scharmützel. Der König erkannte nun klar den Stand der Sache, zog eiligst alle Truppen zusammen, und rückte am 4. April nach Neustadt, am 5. nach Steinau, dem über Zuckmantel und Ziegenhals vordringenden Feinde zur Seite folgend. Er hatte nur erst 13 Bataillons und 15 Schwadronen beisammen, hielt sich aber gefaßt, den Feind, im Fall er angriffe, auch mit dieser geringen Macht festen Fußes zu bestehen. Der General von Kleist empfing den Befehl, die Berennung von Brieg aufzuheben, und sich mit den Truppen heran zu ziehen, gleiche Weisung wurde wiederholt dem Herzoge von Holstein-Beck zugefertigt, den aber die an ihn gesandten Offiziere wegen der österreichischen leichten Truppen nicht erreichten, und der unfähig eignen Entschlusses nun in Frankenstein nutzlos stehen blieb. In Steinau ging die Nachricht ein, daß Neipperg schon mit ganzer Macht bei Neiße stehe, der König mit seinen wenigen Truppen war nun fast abgeschnitten, sein Geschütz und seine Vorräthe in Ohlau standen in größter Gefahr, zwischen ihm und diesem Orte war die Neiße und der Feind. Der Uebergang der Preußen über die Neiße wurde bei Lassor durch 6 österreichische Reiterregimenter unter dem General von Römer verhindert, dann aber am 8. April bei Michelau und Löwen, wo der General von der Marwitz mit den von Brieg und Schweidnitz herbeigeführten Truppen angelangt war, noch glücklich bewerkstelligt. Aber die Stadt Grottkau, wohin der Marsch nun gerichtet war, fand sich auch schon vom Feinde besetzt, nachdem sie der Lieutenant von Mitzschefal mit nur 48 Mann heldenmüthig drei Stunden lang vertheidigt hatte. Nun war für den König kein anderer Ausweg als eine Schlacht, er mußte den Feind, der sich zwischen ihn und seinen Rückhalt gesetzt hatte, aus dem Felde schlagen, und

dies ohne Verzug, weil Ohlau, wohin der Feind schon vorrückte, sonst verloren war. Der König traf sogleich alle Vorbereitungen. Seine Truppen hielt er in vier Dörfern eng beisammen, die Hauptstärke stand in Pogarell und Alzenau, von wo er Offiziere nach Ohlau abfertigte, daselbst seine Annäherung kund zu geben, und zwei Kürassierregimenter, die dort herum eingetroffen sein mußten, zu ihm heranzuziehen. Doch die herumschwärmenden österreichischen Partheien ließen keinen dieser Offiziere sein Ziel erreichen. Während der letzten Tage war unaufhörlich Schnee gefallen, und dieses Schneegestöber machte am 9. April jedes Vorrücken unmöglich. Die Lage der Preußen wurde um so schlimmer, als schon die Lebensmittel zu mangeln anfingen; eine rasche Entscheidung durch die Waffen durfte nicht zögern. In Voraussicht einer solchen wurde vom Könige noch am 9. eine Disposition unterzeichnet, für sämmtliche Generalität, Offiziere und Truppen strenge Verhaltungsregeln ertheilend, deren Abfassung von Schwerin herrühren soll.

Am 10. April wurde das Wetter hell, und die Truppen konnten ausrücken. Der König wußte den Feind in der Nähe, doch nichts von dessen eigentlicher Stellung und Stärke. Gleich am frühen Morgen wurde daher der General von Rothenburg an der Spitze eines Vortrabs von 8 Schwadronen, worunter 3 Schwadronen Husaren, zur Erkundigung des Feindes ausgesandt. Hierauf ordnete der König sein kleines Heer bei der Mühle von Pogarell in vier Truppenzüge, die beiden äußeren aus Reiterei bestehend, die beiden inneren aus Fußvolk, und zwischen diesen in der Mitte zog das Geschütz. Die ganze Stärke betrug etwa 24,000 Mann, nämlich 31 Bataillons und 40 Schwadronen, worunter 10 Schwadronen Husaren, die des Vortrabs mitgerechnet. Nach damaliger Ordnung hatte jedes Bataillon seine zwei Feldstücke, außerdem aber führte der König 28 schwere Kanonen bei sich. Die Truppen hatten ihre Tornister und Brotsäcke auf die Kompaniewagen ablegen müssen, und marschirten leicht und schweigend, wie auf dem Exerzirplatz, in der Richtung der Ohlauer Straße vor; bei dem Dorfe Pampitz wurde Halt gemacht, und anderthalb Stunden unter dem Gewehr auf Nachricht gewartet. Die größte Stille herrschte, jedes

Sprechen sogar war bei Lebensstrafe untersagt. Endlich nach 10 Uhr kam die Meldung Rothenburg's, er sei jenseits auf österreichische Husaren gestoßen, habe sie geworfen und verfolgt, einige Gefangene gemacht, und von diesen erfahren, daß das feindliche Heer in Mollwitz, Gröningen und Hünern stehe. Auf diese Nachricht setzten sich die Preußen wieder in Marsch, der geraden Richtung auf Mollwitz folgend. Etwas über zweitausend Schritt vor dem Dorfe begannen sie sich in Schlachtlinien zu entfalten. Das erste Treffen bestand aus 20 Bataillons, und eben so vielen Schwadronen, auf jedem Flügel 10. Das zweite Treffen hatte 11 Bataillone, und auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen, auf dem linken 6. Die Husaren wurden nicht als zur Linie gehörig angesehen. Dem Gepäck zur Bedeckung blieben 2 Bataillone bei Pampitz zurück. Der Aufmarsch geschah langsam und regelmäßig, mit aller strengen Ordnung, zu welcher die Truppen gewöhnt waren. Der Feind ließ sich noch nicht blicken, und die preußische Entwickelung in zwei Treffen geschah ohne Hinderniß. Nur war das Erdreich überall mit Schnee bedeckt und daher wenig unterscheidbar, wohl aber in Betreff der Beschaffenheit und Raumweite täuschend, so daß die Anlehnungspunkte der Flügel nicht genau zu bestimmen waren. Der rechte Flügel sollte sich an Hermsdorf anlehnen, der linke an den Laugwitzer Bach, in dessen Nähe der Boden morastig wurde, wodurch der Raum für die Truppen sich beengte. Der General von der Schulenberg, die Reiterei des rechten Flügels anführend, verfehlte seine Aufstellung, blieb von Hermsdorf weit ab und gegen die Mitte hingedrängt, wodurch der Raum für das Fußvolk nun so enge wurde, so daß der König 3 Bataillons aus dem ersten Treffen zurückzog und zwei davon in einen Haken stellte, das dritte aber dem zweiten Treffen anreihte. Während der König den rechten Flügel ordnete, war Schwerin auf dem linken in gleicher Art beschäftigt. Auch hier war der Raum viel zu eng, das Grenadierbataillon von Puttkammer hatte diesseits des Laugwitzer Baches nicht mehr aufmarschiren können und hielt in Zügen hinter der Linie des ersten Treffens. Schwerin ließ dieses Bataillon eine Flankenstellung gegen den Bach nehmen, und die Reiterei dieses

Flügels, welche noch weiter zurück hinter dem zweiten Treffen hielt, über den Bach vorgehen, um jenseits die Linie fortzusetzen, doch nur die des zweiten Treffens, damit die feindliche Reiterei, im Fall sie anrückte unter das Feuer jener Flankenstellung geriethe, so wie unter die schrägen Schüsse der nächsten Bataillone und Kanonen. Der König hatte überdies, weil er den Feind an Reiterei sehr überlegen wußte, die seinige, nach dem Beispiele Gustav Adolphs in der Schlacht von Lützen, mit Fußvolk untermischt, so daß auf dem rechten Flügel zu äußerst 4 Schwadronen, dann das Grenadierbataillon von Bolstern, hierauf wieder 3 Schwadronen, nächst diesen das Grenadierbataillon von Winterfeldt und dann schließlich wieder 3 Schwadronen angereiht standen. Aehnlich auf dem linken Flügel. Von den schweren Kanonen standen 18 vor der Mitte des ersten Treffens, die 10 anderen vor dem rechten Flügel, welcher der nächste am Feinde war. Denn der ganze Aufmarsch hatte sich durch die erwähnten Umstände links hin geschoben und der linke Flügel war hierbei gegen den rechten bedeutend zurückgeblieben.

Rothenburg war inzwischen mit seinem Vortrabe bis nahe an Mollwitz herangekommen, und sah die Oesterreicher in ganzen Schaaren aus diesem Dorfe hervorbrechen; da er Befehl hatte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, so versäumte er die gute Gelegenheit sie anzugreifen, und zog sich auf den rechten Flügel zurück. Er hätte vielleicht im ersten Anrennen den vollständigsten Sieg errungen, denn der Feind war noch ganz unvorbereitet. Neipperg hatte keine Ahndung gehabt, daß der König ihm so dicht im Rücken heranziehe, und nicht seine leichten Truppen, sondern die aufsteigenden Raketen und Meldungen des Kommandanten von Brieg hatten ihn zuerst aufmerksam gemacht. Als er die Preußen in voller Stärke vor sich sah, faßte er sich gleich und traf seine Anordnungen schnell und zweckmäßig. Seine bisher nach Ohlau gerichtete Front mußte sich nun umkehren, sein rechter Flügel wurde zum linken, der linke zum rechten, eine Veränderung, wodurch sich in den Berichten manches verwirrt hat. Er befahl keinen Schuß zu thun, bevor nicht die Schlachtordnung vollständig entwickelt sei, dann aber mit ganzer Stärke, mit

allen Waffen zugleich, das Fußvolk mit geschultertem Gewehre, die Reiterei mit erhobenem Pallasch, zum Angriff vorzurücken. Seine Reiterei, in Mollwitz angehäuft, war alsbald ausgerückt, langsamer kam aus Laugwitz das Fußvolk heran; das preußische Geschützfeuer schlug in beide gleich von Anfang sehr verderblich. Der König hatte nämlich dem Zeughauptmann von Dieskau befohlen mit 18 schweren Stücken fünfhundert Schritt vor die Mitte des ersten Treffens hinauszurücken, doch weil grade hier der Boden sich allmählig erhob, und Aussicht und Wirkung unmöglich machte, so fuhr Dieskau noch fünfhundert Schritt weiter, wo er denn auf dem Rande der Erhöhung unerwartet Mollwitz nur etwa tausend Schritt entfernt vor sich liegen und die Oesterreicher aus dem Dorfe herausrücken sah. Schwerin soll dieses weite Vorgehen sogleich gemißbilligt, der König aber es gut geheißen haben. Dieskau seinerseits nahm des Vortheils wahr, und beschoß die Schaaren des Feindes, Fußvolk und Reiter, noch ehe sie sich ordnen konnten; das österreichische Geschütz war weder zahlreich noch rasch, und leistete während der ganzen Schlacht wenig, das preußische hingegen wurde so gut bedient, daß die Schüsse aus dem Kleingewehr nicht geschwinder sein konnten; die Oesterreicher erlitten dadurch ansehnlichen Verlust, und ihre Aufstellung wurde sehr verzögert.

Sie war noch nicht vollendet, als der General von Römer, der mit 6 Reiterregimentern links vor Mollwitz im preußischen Geschützfeuer hielt, schon den rechten Flügel der Preußen drohend in der Nähe sah, dessen Angriff alles entscheiden konnte, bevor Neipperg nur in Schlachtordnung stände. Diese Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und da ohnehin die österreichischen Reiter durch das wirksame Kanonenfeuer, das sie erlitten, höchst ungeduldig wurden, und fast nicht mehr zurückzuhalten waren, so führte Römer sie noch weiter links, und erschien unvermuthet auf dem preußischen rechten Flügel, den er schon überragte. Jetzt wollte der General von der Schulenburg eiligst seine fehlerhafte Aufstellung verbessern, und die Anlehnung an Hermsdorf gewinnen, erbat sich vom Könige die Erlaubniß, eine Viertelsschwenkung rechts zu machen, und begann sie auszu-

führen, allein sie geschah so langsam und schwerfällig, daß Römer seinen Vortheil ersah, und mit seinen 30 Schwadronen, denen er keine Zeit ließ sich zu entwickeln, so wild und heftig heranstürmte, daß die 4 äußersten preußischen Schwadronen, welche in ihrer unglücklichen Bewegung grade die linke Flanke entblößt boten, sogleich geworfen und auch die 3 nächststehenden mit fortgerissen wurden. Der König hielt bei dem Bataillon von Winterfeldt, und sah die Flucht jener Reiterei; sogleich setzte er sich entschlossen, doch wenig kriegserfahren, an die Spitze der noch stehenden 3 Schwadronen Karabiniers, und wollte die Fliehenden aufhalten, mußte aber lernen, daß die Hinzukommenden in solchen Fällen nur die Flucht vermehren; seine 3 Schwadronen und er selbst wurden unwiderstehlich in den Strom gezogen, der längs des ersten Treffens hinabstürzte; erst durch den Zwischenraum der beiden letzten Bataillone konnte der König mit einem Theile der fliehenden Reiter wieder in die Linie zurückkehren, und die mit ihm Versprengten einigermaßen sammeln.

Die österreichischen Reiter griffen nun die beiden preußischen Grenadierbataillone an, welche, von ihrer Reiterei verlassen, ganz vereinzelt im Felde standen; sie schienen verloren, allein die treffliche Haltung der Truppen, und die Entschlossenheit der Anführer zeigte sich hier im höchsten Glanze. Das Bataillon Bolstern bog sein erstes Peloton zur Deckung der rechten Flanke in einen Haken zurück, machte mit dem dritten Gliede Kehrt, und nahm seine 2 Kanonen auf die Flanken. Winterfeldt aber ließ alle graden Pelotons seines Bataillons die Fronte rückwärts nehmen, und so, nach vorn und hinten geschützt, hielt er sich den Feind vom Leibe. Unter beständigem wohlgenährten Feuern, geordnet und langsam, zogen beide Bataillons sich nun links, und gewannen ihren Anschluß an das Fußvolk des ersten Treffens.

In die rechte Flanke dieses Fußvolks einzubrechen, versuchte die österreichische Reiterei zu wiederholten malen, stieß aber auf jene Flankenstellung von 2 Bataillonen, welche der Zufall früher veranlaßt hatte. An diesen Bataillonen scheiterte der Ungestüm und die Uebermacht des feindlichen Angriffs; ihr rasches und wirksames Feuer wies ihn standhaft

zurück. Dasselbe geschah von den nächsten Bataillons des ersten wie des zweiten Treffens; der Feind konnte nirgend eindringen, dreimal erneuerte er den Versuch, doch stets vergebens, und Römer selbst verlor dabei das Leben. Aber auch Schulenburg, dem der König einige gesammelte Reiter wieder zugeführt, konnte gegen die feindliche Reiterei nichts ausrichten, und fand in einem fruchtlos versuchten Angriffe den Tod.

Die geworfene preußische Reiterei floh in verschiedenen Richtungen; ein Theil, in den der König verwickelt gewesen, eilte längs des ersten Treffens hinab, setzte über den Laugwitzer Bach, und suchte hinter der Reiterei des linken Flügels sich wieder zu ordnen. Ein anderer Theil warf sich auf die nächsten 4 Schwadronen des zweiten Treffens, und riß diese mit in die Flucht fort, im Rücken der Schlachtordnung ebenfalls gegen den linken Flügel hin. Die nachjagende österreichische Reiterei theilte sich gleicherweise. Ein Theil folgte den Flüchtigen längs des ersten Treffens, und warf zwar die preußischen Reiter, die wieder vorzugehen wagten, schnell zurück, empfing aber die wirksamen Schüsse des preußischen Fußvolks, und setzte nun um so eiliger seinen Weg fort bis zum Laugwitzer Bach, ritt längs desselben hin, bis sich eine Stelle zum Uebersetzen fand, und gelangte so gleichfalls zu ihrem jenseitigen Flügel. Ein anderer Theil, sich im Rücken des preußischen Geschützes findend, bemächtigte sich desselben; dies waren die vor der Mitte weit hinausgefahrnen Kanonen, denn die vor dem rechten Flügel aufgestellten hatten noch Zeit gehabt, sich in die Linie zurückzuretten; jedoch war auch jener Gewinn kein dauernder und voller, weil die preußischen Kanoniere, als sie die Reiterei kommen sahen, schleunigst die Stränge abgeschnitten, und sich mit den Pferden verhängten Zügels in das erste Treffen geflüchtet hatten. Die schweren Stücke waren nun ohne Bespannung, und nur 4 Kanonen wurden von den Dragonern des Regiments Althann, die sie genommen, auch wirklich fortgebracht. Ein kleiner Theil der österreichischen Reiterei drängte sich anderen Flüchtigen zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen nach, gerieth aber hier in das Gewehrfeuer des letzteren, und nur wenige

Reiter konnten sich durch die Zwischenräume der Bataillone retten, die meisten wurden getödtet oder gefangen. Freieren Raum hatte derjenige Theil der Verfolger, welcher sich völlig in den Rücken der preußischen Schlachtordnung warf; allein das Fußvolk zu erschüttern gelang auch hier nicht. Das dritte Glied aller Bataillone machte Kehrt, pflanzte die Bajonette auf, und schlug alle Versuche des Feindes mit Gewehrfeuer und blanker Waffe glücklich ab. Auch eine Schaar, welche noch weiter rückwärts das bei Pampitz aufgefahrne preußische Gepäck angriff, wurde mit Verlust zurückgewiesen.

Fast alle österreichische Reiterei des linken Flügels war in diesem Drange sonderbar auf den rechten hinübergekommen, nur wenige hundert hatten sich wieder auf den linken zurückziehen können.

Auf dem linken Flügel der Preußen, jenseit des Langwitzer Baches, hatte der Kampf ebenfalls mit einem Angriff der österreichischen Reiterei begonnen; sie rückte, trotz des Kanonenfeuers der preußischen Bataillone, muthig vor, allein wich sogleich zurück, als sie in das Pelotonfeuer der im voraus für solchen Fall angeordneten Flankenstellung gerieth; hierauf rückte der Oberst von Posadowski mit der preußischen Reiterei hervor, allein diese mußte sogleich wieder der österreichischen weichen, und zog sich wieder in den Schutz des Gewehrfeuers zurück.

Das preußische Fußvolk stand überall undurchbrochen, allein dieses durchziehende Getümmel Verfolgter und Verfolgender, vor, hinter und zwischen seinen Linien, hatte doch diese einigermaßen erschüttern und verwirren müssen. Das Gewehrfeuer im ersten Treffen hatte sogar ohne Befehl begonnen, und von dem ersten Bataillon Garde, weil dieses bei den Friedensübungen hierin den folgenden Bataillonen zum Vorbilde zu dienen pflegte, sich längs der ganzen Linie verbreitet. Als aber auch das zweite Treffen zu schießen begann, und Freund und Feind kaum noch unterschieden wurde, nahm die Sache ein gefahrvolles Ansehen, die Befehlshaber selber wurden unschlüssig, und der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, der das zweite Treffen befehligte, that nichts, um das Feuer aufhören zu machen.

Schwerin war vom linken Flügel, wo er bisher verweilte, als er das Kleingewehrfeuer auf dem rechten anheben hörte, sogleich im Galopp herbeigesprengt, um zu sehen, was es hier gebe, und welcherlei Anordnung nöthig sei. Der König, welcher bei dem Fußvolke des linken Flügels kaum aufgeathmet, und gleich nach Schwerin gefragt hatte, folgte ihm eiligst nach. Er traf den schon durch einen Streifschuß leicht verwundeten Feldmarschall in großer Entrüstung, denn dieses ohne Befehl angehobene Feuer beider Treffen, wobei das zweite durch seine Kugeln das erste gefährdete, galt ihm als ein Zeichen völliger Auflösung und größter Gefahr. Er hat nachher oft erwähnt, daß er bei seiner Entschlossenheit und kaltem Blute, welches ihm die Vorsehung verliehen, und bei dem großen Vertrauen, das er auf das preußische Fußvolk gesetzt, durch diese Unordnung fast erschüttert worden. Da er nun zu gleicher Zeit den Feind, dessen Fußvölker jetzt völlig entwickelt und noch ganz frisch waren, zu einem allgemeinen Angriff heranrücken sah, so erschien ihm der Stand der Dinge so schlimm, daß er die Entfernung des Königs für dringend nöthig hielt, sowohl um dessen Person in Sicherheit zu wissen, als auch um selber freie Hand zu bekommen, und, im Falle die Sachen noch zum guten Ausgange zu bringen wären, das hiezu Erforderliche ungestört anordnen zu können. Er gab dem Könige daher den dringenden Rath, das Schlachtfeld augenblicklich zu verlassen; die Schlacht, meinte er, sei zwar noch unentschieden, ihr Gewinn noch möglich, aber auch ihr Verlust; im letzteren Fall würde der König in Gefahr sein gefangen zu werden, und dann sei alles verloren; dagegen, wenn er jetzt, da es noch Zeit, für seine Person so geschwind als möglich über die Oder und jenseits nach Ohlau zu gelangen suchte, so würde er bald die Truppen des Herzogs von Holstein treffen, und diesen aus seinem Schlaf erwecken, die geschlagenen Truppen aufnehmen, und auch Ohlau vielleicht noch retten. Schwerin hoffte, wenn ihm freie Hand bliebe, desto sicherer alle Kräfte aufzubieten, um den Sieg noch zu erringen, und stellte daher dem Könige vor, daß er die Sachen in guter Hand ließe, und alles, was Muth und Hingebung vermöchten, erwarten

dürfe. Dieser Rath aber mißfiel dem Könige sehr, und nachdem er unmuthig widersprochen, ritt er eine Strecke weiter, kehrte jedoch bald zurück, und da die Oesterreicher stärker anzudringen schienen, auch Schwerin mittlerweile den Generaladjutanten des Königs, Grafen von Wartensleben, für seine Ansicht gewonnen hatte, und Beide nun wiederholt in ihn drangen, so gab er nach langem Zögern, und als schon der Tag zu sinken anfing, endlich nach, beschloß sich zu entfernen und nach Oppeln zu reiten, um über die dortige Brücke auf das jenseitige Oderufer zu gelangen. Mit aller Besonnenheit sandte er zum Gepäck den Befehl, seine Kabinetsräthe sollten mit Papieren und Geldern ihm nach Oppeln folgen, und sprengte dann mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen fort. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau sandte ihm eine Schwadron Gendarmen unter dem Major von der Asseburg zur Bedeckung nach.

Der König hatte kaum das Schlachtfeld verlassen, so drängten sich mehrere Generale und Oberoffiziere um Schwerin, und fragten bestürzt, wohin der Rückzug zu nehmen sei? „Auf den Leib des Feindes!“ erwiederte Schwerin mit feuriger Entschlossenheit. Er sandte sofort seinen Adjutanten, Major von Lepel, zum Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau und ließ ihn wissen: „Der König habe sich entfernt und ihm dem Feldmarschall die Führung der Sachen übertragen; so mißlich nun bis jetzt alles aussehe, so hoffe er doch zuversichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu siegen; dieses würde aber unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie es eben geschehen sei; er müßte also Seine Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten, und dabei nicht vergessen, daß Sie über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben schuldig sein würden.“ Der Erbprinz gab hierauf zur Antwort: „Daß wegen desjenigen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, er niemanden als den König für seinen Richter anzusehen hätte; bitte aber den Feldmarschall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm auf-

erlegte, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; von dem Muth des Feldmarschalls sei er versichert, und wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück — er würde ihm nach Möglichkeit beistehen." Schwerin ließ sich diese halb trotzige, halb gehorsame Antwort genügen, und schritt zu weiteren Anordnungen.

Nachdem er die beiden Grenadierbataillone Bolstern und Winterfeldt in die rechte Flanke gestellt, und ihnen den gemessenen Befehl ertheilt, im Fall die feindliche Fronte sich links hin ausdehnte, auch ihrerseits wieder in die erste Linie zu rücken und diese zu verlängern, ritt er selbst vor den rechten Flügel, hielt neben dem General von der Marwitz, und redete die Truppen an. Die Soldaten hatten den König im Getümmel der Reiterei gesehen und wohl erkannt, und waren seinethalben in sichtbarer Unruhe. Daher beruhigte Schwerin die Leute zuvörderst durch die Versicherung, daß dem Könige nichts geschehen sei und er sich wohlbefinde; darauf sagte er ihnen: „Die Reiterei sei zwar geworfen, aber durch sie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren, die Entscheidung stehe vielmehr bei dem Fußvolke, und von dessen Muth erwarte er alles; er hoffe seine Kriegsgefährten würden ihn nicht verlassen; ihn selbst aber würden sie immer voran sehen, und sollten sie wahrnehmen, daß er davon liefe, so gebe er ihnen hiermit öffentlich die Freiheit ein Gleiches zu thun." Nach dieser Anrede ritt er vor die Fahnen des ersten Bataillons Garde neben den Major Schulz, und ließ die Trommel rühren zum Vorrücken. In schönster Haltung und Ordnung, wie auf dem Paradeplatz, setzten sich die Truppen in Marsch.

Neipperg seinerseits hatte sein Fußvolk endlich in Linie aufgestellt, und rückte den Preußen mit ganzer Front entgegen. Da jedoch auf dem preußischen rechten Flügel sich wieder ein Reitergeschwader zeigte, das sich auf's neue gesammelt hatte, so wollte der österreichische Feldherr vor allem noch einen Versuch gegen dieses machen, welches, wie der ganze Anmarsch der Preußen, seine linke Flanke unmittelbar bedrohte. Mit größter Anstrengung raffte er einige Schaaren zusammen, und hieß den Obersten Grafen von Bentheim-

Steinfurt an ihrer Spitze gegen die preußische Reiterei losbrechen; diese war auch sogleich geworfen, und nun sollte der Angriff mit Nachdruck in die Flanke des preußischen Fußvolks fortgesetzt werden, doch das Feuer desselben war so rasch und wirksam, daß weder die Reiterei noch das Fußvolk der Oesterreicher sich heranwagten, und dem wiederholten Befehle vorzugehen nicht gehorchten. Neipperg, schon von einer Kugel an der Hand verwundet, achtete weder Schmerz noch Blutverlust, den er nur eiligst durch ein umgebundenes Schnupftuch zu stillen suchte, und bemühte sich den Kampf anzufrischen. Er ließ auch seinerseits 2 Bataillons zur Deckung seiner linken Flanke einen Haken bilden, und in größter Eile Reiterregimenter herbeiholen, 2 vom rechten Flügel, und 1 von hinter Mollwitz her, wo Römer dasselbe als Rückhalt aufgestellt hatte. Der General von Berlichingen, welcher diese Regimenter heranführte, machte mit ihnen verschiedene Angriffe, die aber von dem Fußvolke nicht unterstützt wurden. Dieses versagte ganz; anstatt vorzugehen, drängten sich die Leute rückwärts um sich einer hinter dem anderen zu sichern, und so geschah es, daß manche Bataillone 30 bis 40 Mann Tiefe bekamen, die Fronten aber ganz schmal wurden, und weite Oeffnungen den Zusammenhang der Linie unterbrachen. Indeß nahmen frische Bataillone, welche Neipperg mausgesetzt aus seinem rechten Flügel herbeizog, den Kampf muthig auf, und nährten ihn lange Zeit. Das Gewehrfeuer dauerte mehrere Stunden in voller Heftigkeit, unter beiderseitigem großen Verlust, mit hartnäckigster Erbitterung. Da die Patronen, deren jeder Soldat damals nur 30 bei sich führte, zu mangeln anfingen, so wurden vom Boden die der Gefallenen aufgerafft und verbraucht.

Schwerin, als er wahrnahm, daß der Feind seine weichenden Bataillons immer gleich ersetzte, konnte nicht zweifeln, daß diese Unterstützung aus dessen rechtem Flügel käme, der noch unangegriffen stand, und daher beträchtliche Mannschaft abgeben konnte. Auch die Preußen hätten aus ihrem linken Flügel Verstärkung heranziehen und dadurch ihrem rechten neues Uebergewicht geben können. Er wählte aber ein kürzeres Mittel. Er sandte dem Markgrafen Karl von

Brandenburg den dringenden Befehl, mit allem Fußvolk des linken Flügels im Geschwindschritt vorzugehen und den Feind in seiner rechten Flanke rasch und nachdrücklich anzugreifen. Dies geschah, und gleichzeitig schritt nun die ganze Linie der Preußen vor. „Ich kann wohl sagen", schrieb hierüber ein österreichischer Offizier, „mein Lebtage nichts Prächtigeres gesehen zu haben; sie marschirten mit der größten Haltung, und so nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein stetiges Donnerwetter." Der Angriff des Markgrafen entschied die Schlacht, die Oesterreicher wichen auf allen Punkten, ein Theil der Truppen floh in wilder Auflösung, den noch stehenden befahl Neipperg selbst den Rückzug, den er mit Reiterei so gut als möglich deckte. Es war Abends nach 7 Uhr, nach fünfstündigem heißen Kampfe, daß das Schlachtfeld den Preußen gehörte. Schwerin sah den Rückzug des Feindes, und hätte ihm gern noch stärker zugesetzt; allein das Geschütz erreichte ihn nicht mehr, und eine Schwadron Gendarmen, die einzige Reiterei, die auf dem rechten Flügel noch beisammen war, konnte nichts ausrichten. Er sandte jedoch durch einen seiner Adjutanten den Befehl nach dem linken Flügel, alles, was von Reiterei dort vorhanden, zur Verfolgung aufzubieten.

Schwerin hatte einen zweiten Schuß bekommen, der ihm die rechte Hand und das Gefäß des Degens, das er festhielt, quetschte, während die Klinge abschnellte. Er ließ sich eben verbinden, als der Erbprinz von Anhalt-Dessau und andere Generale heransprengten, um ihn wegen der gewonnenen Schlacht zu beglückwünschen. In demselben Augenblicke wurde gemeldet, daß die von Ohlau her längst erwarteten 12 Schwadronen eben auf dem Wahlplatze anlangten; ihr Marsch war durch österreichische Husaren aufgehalten worden, sonst würden sie zur Schlacht eingetroffen sein, und diese wahrscheinlich gleich entschieden haben. Schwerin wollte sie ohne Verzug dem Feinde nachsenden, allein der Erbprinz von Anhalt-Dessau widerrieth es, als der Absicht des Königs entgegen, welches dessen Generaladjutant Graf von Hacke

bestätigte. Schwerin gab noch nicht nach, fühlte aber seine Kräfte schwinden und konnte sich nicht mehr zu Pferde halten, übergab daher die Befehlführung dem Erbprinzen, und als dieser ihn noch über einiges befragen wollte, antwortete er kurz, derselbe möchte nun alles nach eigenem Gutbefinden anordnen, nur erbat er sich von ihm den Adjutanten Johann Albrecht von Bülow, — da seine eignen alle verschickt waren, — um dem Könige den Sieg zu melden. Er selbst begab sich nach Mollwitz in das Haus des dortigen evangelischen Predigers, wo in der vorigen Nacht Neipperg geschlafen hatte, und sein Frühstück zum Theil noch unversehrt stand.

Die Oesterreicher zogen sich im Schutze der Nacht unverfolgt gegen Neiße zurück. Ihr Verlust betrug über 5000 Mann, worunter 1200 Gefangene, 6 Kanonen, und außerdem verloren sie von den 4 eroberten preußischen Geschützen 3 wieder, ferner 3 Standarten, und eine Anzahl Pulverwagen. Die Preußen verloren fast ebenso viel an Todten und Verwundeten, und 1 Kanone, welche der Feind mit nach Neiße führte. Von beiden Seiten waren die Oberbefehlshaber verwundet, mehrere Generale geblieben. Die österreichische Reiterei hatte sich anfangs tapfer, dann muthlos, das österreichische Fußvolk, besonders wo die Mehrzahl Rekruten waren, unkundig und verzagt, die preußische Reiterei unbeholfen und leicht erschreckbar, doch eben so leicht wieder sich fassend, erwiesen; nur das preußische Fußvolk blieb in unwandelbar tapferer Stimmung. Ihm hauptsächlich, seiner trefflichen Einrichtung, strengen Ordnung, raschen Bewegung und wundervollen Fertigkeit im Gewehrfeuer, wobei die eisernen Ladstöcke im Vergleich der hölzernen des Feindes, auch die Stellung in drei Gliedern anstatt in vier, wie noch bei dem Feinde der Fall war, ihren Vorzug bewährten, gebührt nach allseitigen Zeugnissen die Ehre des Tages, demnächst der Einsicht und Tapferkeit Schwerin's, der den Werth dieser Truppe erkannte, ihr vertraute und sie persönlich anführte.

Wir müssen aber hier vor allem nun dem Könige nachfolgen, der, wie erwähnt, bei noch sehr zweifelhaftem Stande der Dinge das Schlachtfeld verließ. Der König ritt so schnell, daß sein Gefolge Mühe hatte, bei ihm zu bleiben,

die nachgesandten Gendarmen ihn bald aus dem Gesicht verloren, und in Löwen an der Neiße, wohin sie in der Nacht kamen, ihn nicht mehr fanden. Er hatte daselbst nur kurze Zeit verweilt, und da sich mehrere Versprengte ihm angeschlossen hatten, von denen er nicht begleitet sein wollte, so ließ er beim Weiterreiten das Thor hinter sich sperren, mit dem Befehl, niemand ihm folgen zu lassen, als wer zu ihm gehöre. Doch unterwegs gesellten sich auf's neue manche Reiter zu ihm, und so kam er mit seiner kleinen Schaar vor dem Thor von Oppeln an. Dasselbe war verschlossen; die Preußen riefen: „Macht auf!" Als man von innen fragte: „Werda?" riefen sie: „Preußen, auch preußische Kouriere." Hierauf erfolgte kein weiteres Wort, aber das Thor blieb verschlossen. Nun kam der König auf den Gedanken, die Stadt, wo er noch seine Truppen zu finden geglaubt, könne vom Feinde besetzt sein, und als auf weiteres Rufen einige Schüsse durch das Gitter heraus gefeuert wurden, konnte er nicht mehr zweifeln. Er kehrte daher mit den Seinigen um, und kam mit Tages Anbruch wieder nach Löwen, fand hier die Schwadron Gendarmen, aber auch schon den ihm nachgeschickten Adjutanten des Erbprinzen von Anhalt-Dessau mit der Siegesnachricht Schwerin's. Nach einer kurzen Erholung ritt er spornstreichs wieder in die Gegend von Mollwitz, wo er die weiteren Bewegungen der Truppen anordnete, und sich hierauf nach Ohlau begab.

Für den König wurde es bei dem siegreichen Ausgang der Schlacht nun doppelt kränkend, daß er vor demselben weggeritten war, und er fühlte, daß der üble Schein, in der ersten Schlacht seine Truppen verlassen und die höchste Gefahr und den größten Ruhm nicht mit ihnen getheilt zu haben, sich über sein ganzes Leben als Vorwurf erstrecken würde. In seinem Unmuthe hierüber grollte er zumeist seinem Rathgeber, der ihn dazu beredet. Schwerin's Verdienst erkannte er ehrend an, und dankte ihm für den wichtigen Sieg, ohne welchen Schlesien wahrscheinlich verloren gewesen wäre, allein er verwünschte zugleich das übergroße, in dessen Erfahrung und Einsicht gesetzte, aber ihm zu persönlichem Mißgeschick ausgeschlagene Vertrauen, und konnte ihm nie

verzeihen, durch ihn um den Erstlingslorbeer seiner Feldherrnbahn so schmählich gebracht worden zu sein. Schwerin war allerdings schon gewohnt, sich dem Könige gegenüber in Kriegssachen als Lehrmeister zu benehmen, was denn in der persönlichen Gegenwart meist so hinging; aber nun verlautete, Schwerin habe im ersten Augenblicke, nachdem auf seinen Rath der König davon geritten, sich über den Abwesenden in schnöder Weise ausgelassen, und das war nicht ebenso zu verzeihen. Es hieß auch, um recht zu zeigen, daß der König beim Ausgange der Schlacht nicht zugegen gewesen, habe Schwerin absichtlich am Abend vor des Königs Rückkehr die Parole „Jesus Christus" und ein eben so andächtig lautendes Feldgeschrei gegeben, woraus jedermann schließen konnte, da dies gar nicht in des Königs Art war, derselbe müsse dem Schlachtfelde fern gewesen sein. Wiefern bei diesen und anderen Angaben die Feinde Schwerin's dem Könige Falsches, oder doch Uebertriebenes hinterbracht, ist nicht auszumitteln. Aber des Königs Unwille war nie völlig zu beschwichtigen, Schwerin gelangte nie wieder zu der frühern Stellung in des Königs Gnade und Vertraulichkeit, und hatte bei manchem Anlasse die bittern Nachwirkungen schwer zu empfinden. Auch der Generaladjutant Graf von Wartensleben, bisher ein Liebling des Königs, wurde ihm wegen seines Antheils an jener Sache von nun an zuwider, erhielt bald eine andere Dienstanstellung, und kam nie wieder in des Königs Nähe.

Ueber dieses ohne sein Verschulden entstandene Mißverhältniß war Schwerin tief betrübt, und empfand die Folgen sehr schmerzlich, so daß er von der ganzen Begebenheit nicht ohne ein bitteres Gefühl, ja kaum ohne Thränen sprechen konnte, und in dem größten Bedauern, daß die Sache so gekommen, doch standhaft dabei blieb, er würde in gleichem Falle noch immer denselben Rath ertheilen müssen. Wie er sich über den Vorgang mit offener Herzlichkeit vernehmen ließ, erkennen wir aus folgender Aufzeichnung, die uns von seinen Reden überliefert worden: „Als ich die preußische Kavallerie — sagte er — verfolgen sah, welches in dem Augenblick geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte, und im Galopp nach dem rechten ritt, so

hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie noch alles redressiren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Kavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung setzte, und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte, denn ich hatte schon dazumal den Entschluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verlust nicht zu überleben. Meine Bestürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die so wie die preußische in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geschehen mußte, sehr befremdete, und dann weil auch durch dieses Feuer das erste Treffen sehr muthlos gemacht werden mußte, — und von diesem Augenblick an überzeugte mich mein Verstand und mein Herz von der Nothwendigkeit: meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte, und um desto weniger scheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorschlags: das Schlachtfeld zu verlassen. Wäre dieser Bewegungsgrund nicht bloß und allein die persönliche Erhaltung des Königs gewesen, so war es sehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, so konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo denn eine obgleich geschlagene Armee noch immer Ressourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieses Vorschlags tadeln, fordere ich auf, einen besseren zu sagen. Ich habe dieses dem Könige geschrieben, und mündlich vorgestellt, er hat mir sein Königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede sein sollte. Wie der König aber dieses befolgt, das weiß die ganze Armee; und wie dieser Vorschlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht

allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich diesen Groll nicht empfand, sondern daß der König selbst Gelegenheit suchte, mich öffentlich in Tort zu setzen."

Die Gereiztheit des Königs zeigte sich gleich am Tage nach der Schlacht, indem er den Vorschlag Schwerin's, eine starke Truppenschaar über Pampitz nach Grottkau zu schicken, um dem Feinde noch auf dem Rückzuge möglichst Abbruch zu thun, sogleich mißfällig verwarf, ohne Gründe seines Verwerfens anzugeben. Dies geschah in der Folge noch oft, und Schwerin hatte von dem abweisenden, mißtrauischen Wesen des Königs, der ihn mit offenbarer Unguade behandelte, viel zu leiden.

Die Wunden Schwerin's waren bald geheilt, und er konnte nach kurzer Ruhe wieder an den Kriegsereignissen Theil nehmen. Neipperg hatte sich unter die Kanonen von Neiße zurückgezogen, und der König, wiewohl durch die eingetroffene Reiterei und die vom Herzog von Holstein befehligte Truppenschaar ansehnlich verstärkt, wagte ihn in jener Stellung nicht anzugreifen. Er bezog ein Lager bei Mollwitz, und ließ durch den Feldmarschall von Kalckstein die Belagerung von Brieg unternehmen, welche Festung am 4. Mai sich auf Bedingung ergab. Drei Wochen noch blieben die Preußen bei Mollwitz im Lager, während welcher Zeit der König die Festungswerke von Brieg herstellen und die Stadt mit Lebensmitteln versehen ließ, die Truppen aber unausgesetzt übte, und besonders die Reiterei zu größerer Schnelligkeit und Sicherheit anleitete. Gegen die leichten Truppen der Oesterreicher fielen mancherlei Gefechte vor, nicht selten zum glänzenden Vortheile der Preußen. Später bezog der König ein Lager bei Strehlen, woselbst wichtige diplomatische Unterhandlungen Statt fanden, deren Verlauf in Friedrichs Geschichte seiner Zeit vortrefflich dargelegt ist. Für beiderlei Geschäfte, die kriegerischen wie politischen, war Schwerin's Anwesenheit nicht gleichgültig, und der Groll des Königs gegen den ihm mißfällig gewordenen Rathgeber hinderte ihn nicht, doch ferner demselben zu vertrauen und sich seiner zu bedienen.

Es fand sich hiezu bald eine auserlesene Gelegenheit.

Der König erkannte, daß Neipperg in seinen noch nicht aufgegebenen Planen zur Wiedereroberung Schlesiens nicht nur auf seine stets verstärkten Waffen, sondern auch auf geheime Einverständnisse rechnete, deren Sitz vorzüglich Breslau war. Eine Anzahl vornehmer Damen, die im Alter, zum Ersatz anderer Neigungen, leidenschaftlich religiöse und politische Partheiung ergriffen hatten, hegte fanatischen Haß gegen die Preußen, und leitete Umtriebe ein, welche den Zweck hatten, die Stadt Breslau den Oesterreichern in die Hände zu spielen. Der Plan war schon weit gediehen, Neipperg genau unterrichtet; Mönche machten die Zwischenträger; einige erste Beamte der Stadt waren gewonnen, und auf den katholischen Theil der Bevölkerung glaubte man rechnen zu können. Allein Friedrich erfuhr von diesen Anschlägen, und es gelang ihm, unter die wüthigen Glaubensschwestern eine falsche, ihm ergebene einzuschieben, die ihn von jeder neuen Abrede sogleich benachrichtigte. Er sah ein, daß die festgesetzte Partheilosigkeit Breslau's nur noch eine Täuschung sei, und daß er den Oesterreichern in Besetzung der Stadt zuvorkommen müsse. Dies als einen Handstreich auszuführen, unerwartet und schnell, wo möglich ohne Blutvergießen, war von größter Wichtigkeit. Schwerin erhielt den Auftrag, den er willig übernahm, und mit geschickter List glücklich vollbrachte. Die dem österreichischen Hause am eifrigsten ergebenen Syndiken und Schöffen wurden auf den 10. August zu einem großen Fest in das Lager des Königs berufen, wohin auch die in Breslau anwesenden fremden Gesandten eingeladen waren; mittlerweile zogen einige preußische Bataillone auf verschiedenen Wegen in die Vorstädte, und Schwerin begehrte für ein preußisches Regiment den Durchzug durch die Stadt, wie dies für kleinere Truppenschaaren und Zufuhren schon öfters geschehen und bewilligt worden war. Der Magistrat, seiner bedeutendsten Mitglieder beraubt, wagt nicht das Begehren abzuschlagen, trifft aber sorgfältige Maßregeln. Die sämmtlichen Stadtsoldaten müssen ausrücken und ein Theil der bewaffneten Bürgerschaft, um für die durchziehenden Preußen Spalier zu machen, der Stadtmajor von Wutgenau soll diese morgens früh am Nikolaithore einlassen und ohne Aufent-

halt zum Sandthore wieder hinausführen; der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau, welcher die preußischen Truppen befehligt, tauscht mit dem Stadtmajor die üblichen Begrüßungen aus, und der Durchzug beginnt, der Stadtmajor mit gezogenem Degen als Führer voran. Unterdessen bricht ein Wagen im Sandthore, das nun nicht verschlossen werden kann, preußische Grenadiere nähern sich aus der Vorstadt, dringen durch das Thor ein, und erscheinen plötzlich in den Straßen; bevor man sich von der Ueberraschung erholen kann, erschallt das Geschrei: die Preußen hätten auch schon das Oderthor besetzt und sich des Zeughauses bemächtigt. Wutgenau fragt den Erbprinzen, was das heißen solle? Dieser antwortet kurz: Breslau sei nun preußisch, sein Amt habe aufgehört, er solle den Degen einstecken und heimreiten. Es war nichts anderes zu thun, keine Hand regte sich zur Gegenwehr, kein Tropfen Blutes floß. Aufgestellte Signalkanonen gaben augenblicklich dem Könige die Nachricht, daß der Streich gelungen.

Schwerin aber, der das Ganze geleitet, eilte auf das Rathhaus, wo schon um 9 Uhr vormittags der auf sein Geheiß versammelte Rath nebst dem Ausschusse der Bürgerschaft von ihm die Eröffnung empfingen: „Wie der König nicht länger habe dulden können, daß hier so viele Ränke und Meutereien gegen ihn betrieben, mit dem Feinde Einverständnisse gepflogen, die Sicherheit des preußischen Heeres gefährdet und dessen Unternehmungen gehindert würden; aus diesen und anderen wichtigen Ursachen habe der König nöthig erachtet, die Stadt mit seinen Truppen besetzen zu lassen; hierbei versichere er die Einwohner der ferneren Gnade und des kräftigsten Schutzes Seiner Majestät, einer vollkommenen Amnestie für alles Vergangene, dagegen ermahne er sie zur strengen Beobachtung aller dem Könige schuldigen Pflichten, und fordere diesemnach die Anwesenden auf, demselben sogleich die Huldigung und den Eid der Treue zu leisten.“ Dieses geschah auf der Stelle ohne den geringsten Widerspruch, von den Meisten mit größter Bereitwilligkeit, worauf Schwerin ein dreimaliges Lebehoch für Friedrich König in Preußen und Herzog in Schlesien ausrief. Sodann begab er sich auf

den Salzring, und verpflichtete die dort hinbeorderten Stadtsoldaten und ihre Offiziere. Am folgenden Tage wurden die Gelehrten und Kaufleute, die sämmtlichen Zünfte und Gewerke zur Huldigung berufen; von der evangelischen Geistlichkeit forderte Schwerin nur einen Handschlag, indem er zu erkennen gab, es bedürfe von so würdigen Dienern Gottes keines förmlichen Eides, worauf er jeden derselben küßte; sodann trat er auf die Rathhaustreppe, und rief wiederum für den König dreimal ein gesteigertes Lebehoch unter das Volk, welches mit freudevollem Zuruf antwortete, worauf Schwerin im Namen des Königs nach üblicher Weise Geld auswerfen ließ. Die katholische Geistlichkeit hatte sich Bedenkzeit erbeten, und Schwerin ihr diese bis zum folgenden Tage gewährt, sie machte auch dann noch Schwierigkeiten und mußte Strafe zahlen, allein Schwerin wartete diese Sachen nicht ab, sondern übertrug sie dem Generallieutenant von der Marwitz, der zum Gouverneur der Stadt ernannt war; ihn selbst rief ein Befehl des Königs noch am 11. abends ungesäumt in's Lager, wohin er sich sogleich begab.

Seine Wunde am Fuß war jedoch schlecht geheilt und wieder aufgebrochen, so daß er große Schmerzen litt, und eine Zeitlang das Ruhebett nicht verlassen konnte. Während dieser unfreiwilligen Muße beschäftigte er sich mit einem Entwurf, den Feind entweder gänzlich nach Mähren zu drängen, oder ihn zu nöthigen, über Glatz nach Böhmen zurückzugehen. Den ausführlichen Plan hiezu sandte er aus Neudorf am 14. September an den König, und sagte demselben am Schlusse des Begleitschreibens: „Je m'estimerais heureux, si mon peu de génie pouvait encore procurer quelques avantages aux armes glorieuses de Votre Majesté."

Die thätigen Unterhandlungen des Königs hatten unterdessen zu einem Vertrage geführt, dessen Abschluß durch den König selbst in einer geheimen Zusammenkunft mit Neipperg am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf bei Oppeln zu Stande kam. Die Feindseligkeiten sollten nur zum Scheine noch fortdauern, insbesondere die Beschießung von Neiße bis zur vorausbestimmten Uebergabe, in der That aber ein Waffenstillstand eintreten und nichts Feindliches mehr unternommen

werden. Bis zum wirklichen Friedensschlusse bedurfte der König des Anscheins fortdauernder Feindseligkeiten, um Frankreich zu täuschen, dessen Gesandter Marquis von Valory sich im Lager befand. Schon vor jener Zusammenkunft hatten beide Theile zu diesem Zwecke einverstanden gehandelt, und als am 25. September zwei preußische Bataillons über die Neiße gingen, zogen sich die österreichischen Posten sogleich zurück, der König aber ließ aus allem Geschütz ein schreckliches Feuer anheben, wiewohl kein Feind zu sehen war, und Schwerin half dieses Kriegsschauspiel mit aufführen, indem er bei Heuersdorf gleicherweise heftig in's Blaue kanonirte. Der französische Gesandte war begierig zu erfahren, was vorginge, und empfing von den Offizieren des Königs übereinstimmend eingelernte Angaben über die Zahl der Todten und Verwundeten, so daß er an dem Ernste der Sache nicht zweifelte. Neiße wurde in gleicher Art, unter dem Scheine der Eroberung, doch der anfänglichen Abrede zuwider erst am 31. Oktober den Preußen überlassen, und ganz Schlesien von den Oesterreichern geräumt.

Friedrich hatte die Erblandshuldigung von Schlesien schon auf den 2. Oktober angesetzt, doch sie konnte, weil er die von den Oesterreichern verzögerte Uebergabe von Neiße abwarten wollte, erst am 7. November Statt finden. Bei dieser feierlichen Handlung sollte Schwerin das Reichsschwert halten, allein dasselbe war zufällig vergessen und für den Augenblick nicht herbeizuschaffen; der König half der Verlegenheit lächelnd ab, indem er seinen Degen zog, und ihn dem Feldmarschall einhändigte, der ihn nun anstatt des Reichsschwertes hielt, und den Knopf üblicherweise zum Küssen hinreichte.

Oesterreichischerseits war das Abkommen von Klein-Schnellendorf weder pünktlich erfüllt, noch streng geheim gehalten worden. Schon dieser letzte Umstand mußte die Fortsetzung des Krieges zur Folge haben. Noch mehr aber die Unternehmungen der Oesterreicher gegen den Kurfürsten von Baiern. Es galt nun, die Unterhandlungen mit Umsicht fortzuführen, und zugleich mit den Waffen bereit zu sein. Der König begab sich indeß fürerst nach Dresden, um die neuen mit Sachsen angeknüpften Verhältnisse wahrzunehmen, und sodann nach

Berlin; während das Heer in Schlesien unter die Befehlführung Schwerin's und des Erbprinzen von Anhalt-Dessau gestellt blieb. Der letztere rückte mit seinen Truppen nach Böhmen vor, einige Regimenter umstellten Glatz; Schwerin aber, der inzwischen auch zum Gouverneur von Brieg und Neiße ernannt worden, zog nach Oberschlesien und nahm daselbst am 20. November Winterquartiere. Er besichtigte mit dem General von Wallrawe diese Festungen auf's genauste, verstärkte deren schwache Seiten zweckmäßig, und ordnete auch auf anderen Punkten der Gegenden, die er besetzt hielt, angemessene Vertheidigungsmittel an. Die Winterquartiere waren aber von keiner Dauer. Schwerin erhielt vom Könige aus Berlin vom 9. Dezember den Befehl, mit seinen Truppen sogleich das mährische Gebirge zu besetzen, und auch in Mähren selbst einzudringen und so weit als es ohne Gefährde möglich vorzugehen, wenigstens bis Hof und Sternberg, wenn es nicht etwa gar gelingen sollte, Olmütz durch Ueberraschung einzunehmen. Schwerin rückte mit den schnell gesammelten Truppen eilig vor, bemächtigte sich Troppau's und Freudenthal's, und stand unerwartet vor Olmütz, welche Festung nach schwachem Widerstande sich am 27. Dezember ihm durch Kapitulation ergab. Hier sollte nun Schwerin sogleich beträchtliche Vorräthe anhäufen, weil der König hier den bevorstehenden Feldzug mit großer Macht eröffnen wollte.

Wie hart und gewaltsam in jener Zeit die Kriegsnoth auf Land und Volk drückte, stellt uns ein Schreiben des Obersten Georg Konrad Freiherr von Goltz vor Augen, dem der König den größten Theil der Geschäfte eines Intendanten des Heeres anvertraut hatte. Die französischen Truppen hatten den größten Theil von Böhmen besetzt, und schatzten und plagten das Land auf das äußerste; ihr Intendant Sechelles, den man wegen seiner durchgreifenden Macht den König von Böhmen nannte, wollte auch noch die von den preußischen Truppen besetzten drittehalb Kreise mit seinen Ausschreibungen belasten; dies nun wies der Oberst von Goltz rund ab; in welchem Grade jedoch die armen Einwohner schon preußischerseits gedrückt waren, ergiebt sich aus dem Schreiben, das in seiner Aufrichtigkeit merkwürdig ist, und seinen Urheber höch-

lich ehrt, der seine Obliegenheit als ein Mann der That und Kraft zwar erfüllt, aber dabei die Aufwallungen edlen Unwillens empfindet. Das Schreiben ist aus Jung-Bunzlau vom 27. Dezember 1741 höchstwahrscheinlich an den Staatsminister Kaspar Wilhelm von Borcke gerichtet, welcher die sämmtlichen Kriegsgelder verwaltete, und lautet wie folgt: „Monsieur! Je ne fais que recevoir la lettre que Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'écrire le 24 de ce moi. Je ne manquerai pas d'examiner par la faute de qui elle est restée si longtemps en chemin. Madame la duchesse de Bavière et tous les autres habitants de nos cercles ont raison de nous donner à tous les diables. Il n'y a pas un mot de menti à tout ce qu'on vous a dit de nôtre conduite, peut-être même qui ne savent pas tout encore. Votre Excellence a pris le meilleur parti de se retrancher sur le nego, mais, comme elle dit, cet échappatoir ne peut guères durer, et par conséquent il n'y a rien de tel que de faire banqueroute aux plaintes. Mr. de Klinggräff n'a qu'à voir comment il s'en tirera. Il est vrai que tous les paysans et bourgeois, jusqu'aux gens de 50 à 60 ans, se sont retirés dans les bois, bien armés s'il vous plait, et prêts à montrer les dents. Le fourrage ne se fournit point, et l'argent Dieu sait comment. Les exécutions que j'envoie reviennent les mains vides, puisqu'elles ne trouvent que des femmes dans les villages. Ce n'est pas tout; nous voyons que nous avons manqué le coup, toutes nos violences n'ayant produit que 300 hommes tout au plus, dont les trois quarts s'enfuiront avant que nous quittions la Bohême; par conséquent, pour arriver à notre compte, nous demandons à chaque village un homme capable de servir, si tant y a que le pays ne veuille plus être inquiété. Il vous laisse à juger, si c'est le moyen d'appaiser les habitants. Personne n'en souffre plus que moi, j'ai charge de fournir les régiments de fourrage et d'argent, tout le monde refuse l'un et l'autre, je menace, on s'en moque. Cependant le roi tire sur moi des 40, 60 mille écus comme si c'était des Kreuzer. Aussi Sa Majesté me per-

mettra-t-elle de renvoyer ses assignations avec proteste, comme un banqueroutier. — C'est une nouvelle pour moi que Votre Excellence me dit, que le Roi de Bohême ou bien Mr. de Séchelles, comme il lui plaira, prétend de faire contribuer nos cercles à la somme des 6 millions à fournir avant la fin de l'hiver. Je lui jure sur mon âme qu'ils n'en auront pas le sou. Que Votre Excellence fasse le compte, si elle veut. Le roi prétend tirer de nos quartiers 480,000 écus pour son profit, outre ce que je dois payer aux régiments et aux généraux marqués sur mon état, ce qui fait la somme de 1,001,304 écus pour les six mois et par conséquent 166,884 écus par mois, sur les deux cercles et demi que nous occupons, sans compter les fourrages, les frais des marches, des logements, des corvées etc. Jugez après cela, je vous supplie, si l'armée de France et le roi de Bohême peuvent espérer quelque chose de ce côté-ci, d'autant plus que le comté de Glatz doit être eximé, ou tant vaut. Mes derniers ordre disent: „Ich will und muß vorhero das Meinige haben, und so lange dieses nicht eingekommen ist, statuire ich keine andere Ausschreibungen, hernach mag nehmen wer da will, das kann mir gleich viel gelten." Sans prejudicier à cela, nous voulons faire des magasins sans argent quand les quartiers seront finis, ce qui tend à un pillage général de ces provinces. Il y a encore deux ou trois bagatelles pareilles qui vont au même but. Je n'entre point dans les raisons politiques, qui devraient nous empêcher d'en agir sur ce pied-là, je m'en tiens à la possibilité que je n'y trouve point, surtout depuis le tintamar que nous venons de faire et qui continue toujours. Je voudrais que Votre Excellence fut déjà à Berlin, pour pouvoir rectifier un peu nos idées. Si elle passe par ici, j'aurai l'honneur de lui en parler plus à long. — — Je suis de la dernière impatience d'apprendre l'événement des opérations entre M. de Broglie et M. de Neipperg, lesquelles tireront à grande conséquence pour nous autres. Je ne crois pas que nos troupes, qui sont dans le cercle de Chrudim puissent être de la fête, nos dragons ayant dû

repasser l'Elbe hier, pour rentrer dans leurs anciens quartiers, comme monseigneur le prince Léopold n'aura pas manqué de vous en informer; mais je ne doute pas que ces mêmes troupes ne levent le piquet bien vite si contre toute attente Neipperg a le dessus. M. le maréchal Schwerin doit être actuellement en Moravie, le coup de Troppau ayant réussi à souhait. Il s'agit de savoir comment il s'y maintiendra. Je supplie Votre Excellence de m'informer bien vite des événements, pour que je puisse un peu arranger les choses ici dans l'absence du prince. Sans doute que la révolution arrivée à la cour de Russie doit couper toute espérance à la pauvre reine. Mais basta! ne parlons point!" — —

Wir haben nunmehr eines Mannes zu gedenken, der in Schwerin's Leben, wie überhaupt in dem preußischen Kriegsdienste, wirksam und bedeutend wurde. Der Freiherr von Schmettau, in Berlin geboren, aber durch Umstände früh in auswärtige Kriegsdienste gezogen, hatte den österreichischen schon vor dem Kriege mißvergnügt als Oberstlieutenant verlassen, und war darauf in den preußischen als Oberst eingetreten. Der König berief ihn nach Schlesien, wo er im Lager von Mollwitz anlangte, durch seine Fähigkeiten das Vertrauen des Königs gewann, und von ihm zum Generaladjutanten und Generalquartiermeister ernannt wurde. Er leistete hier vielfache Dienste, half manchen Mängeln in dem Heerwesen ab, und trug besonders dazu bei, die Reiterei geschickter zu machen, und die Husaren im kleinen Krieg zu unterrichten. Als der König abreiste, ließ er ihn bei Schwerin zurück, zur Aushülfe sowohl als zur Aufsicht, denn solche Aufstellungen hatten immer etwas Zweifelhaftes. Schmettau jedoch, offen und klug zugleich, gewann bald auch Schwerin's Vertrauen und Achtung, und blieb mit ihm stets in gutem Einverständniß. Der Feldmarschall sandte ihn im Januar 1742 nach Berlin, um den König von allem Vorgefallenen zu unterrichten und ihm für die nächsten Bewegungen die Entwürfe Schwerin's darzulegen. Der König war gegen Schmettau sehr gnädig, schien auch mit allem wohlzufrieden, sandte ihn aber unerwartet schnell an Schwerin zurück, dem er wichtige Befehle

überbringen sollte, unter welchen besonders der mit Nachdruck hervorgehoben wurde, in Olmütz große Magazine anzulegen. Dies Letztere hatte Schwerin schon begonnen, wie er denn dafür galt, in der Sorge für den Lebensunterhalt seiner Truppen besonders geschickt und eifrig zu sein. Schmettau fand bei seinem Eintreffen in Olmütz schon alles angeordnet, und der besondere Eifer, mit welchem der König grade dies eingeschärft hatte, mußte wenigstens überflüssig dünken. Aber es scheint, der König hatte die Schwierigkeiten vorgefühlt, und die Stärke seines Befehls sollte sie überwinden helfen. Schwerin hatte nur 10,000 Mann nach Mähren geführt, und mit diesen, da er nicht weiter, als Wischau vorrücken durfte, nur etwa ein Drittheil des Landes wirklich besetzt, die Landleute flüchteten ihre Vorräthe oder vergruben sie, ohne Gewalt war nichts herbeizuschaffen, und meistentheils fehlten sogar die nöthigen Fuhrmittel. Roggen, Gerste, Hafer und Heu fand man noch allenfalls, aber alles Mehl war fortgeschafft, und wegen der zugefrornen Gewässer gingen keine Mühlen. Dazu kam, daß Schwerin von dem Feldkommissariat in Schlesien nur 4 Verpflegungsbeamte hatte erlangen können, daß die zugesagten mehreren nie kamen, und er Offiziere aus den Regimentern zu diesem ungewohnten Dienste nehmen mußte. Er selbst war dazwischen auf einige Tage nach Neiße zurückgekehrt, und bei seinem Wiedereintreffen in Olmütz erkrankte er. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, so würde er dennoch den Auftrag des Königs mit größter Anstrengung vielleicht erfüllt haben, allein er hatte die Befehlführung in Mähren nur vier Wochen, alsdann kam der König, und übernahm die Leitung der Dinge selbst.

Ein neuer sonderbarer Umstand trug dazu bei, den König gegen Schwerin zu verstimmen. Der König hatte unterwegs seinen Gesandten bei dem Kurfürsten von Baiern, den Feldmarschall von Schmettau, einen Bruder des Obersten, zu sich beschieden, und mit ihm mancherlei Vertrauliches gesprochen. Schwerin aber, mit dem Obersten von Schmettau in Landskron den König erwartend, vertraute seinerseits dem jüngern Bruder einen Plan, die bei Iglau unter dem Fürsten von Lobkowitz stehenden Oesterreicher nicht nur aus Mähren,

sondern auch über die Donau zu vertreiben; die Landkarten wurden aufgelegt, die Märsche berechnet, die Quartiere bezeichnet und alles genau bis in's Einzelne aufgeschrieben. Als nun der König am 26. Januar in Landskron angekommen war, benutzte Schwerin die erste geheime Unterredung, und trug seinen mit Schmettau's Hülfe entworfenen Plan dem Könige vor. Dieser stutzte, und wies den Vorschlag mit Kälte zurück. Der Plan war nämlich genau derselbe, den der König unterwegs dem Feldmarschall von Schmettau vertraut hatte. Der Gedanke lag nah, dieser müsse ihn seinem Bruder mitgetheilt haben, und es reizte den König nicht wenig auf, daß man ihm das, was er selbst ausgedacht, nun als fremden Fund zur Genehmigung vorzulegen wage. Auch Schmettau fühlte, daß er nicht wie sonst in Gnaden war, und da er sonst keinen Grund finden konnte, so glaubte er, der König sei ungehalten über die Grafenwürde, welche so eben der am 24. Januar 1742 erwählte römische Kaiser Karl der Siebente beiden Schmettau's verliehen hatte. Erst nach einigen Tagen klärte sich der Irrthum auf, indem der König offen seinen Argwohn mittheilte, und dagegen Schmettau betheuern konnte, daß Schwerin und er selbst keine Ahndung von dem Plane des Königs gehabt und den ihrigen selbstständig erdacht hätten. Hiemit bezeigte sich der König wohlzufrieden, und es schien alles ausgeglichen.

Aber gleich fand sich neuer Anlaß zum Mißvergnügen. Der König war durch Böhmen gereist, wohin ein verbündetes französisches Heer vorgedrungen war, und hatte dort für die schwierige Verpflegung der neuverbündeten sächsischen Truppen, die ihm folgten und auf welche nirgend gerechnet sein konnte, den französischen Intendanten Sechelles angesprochen. Dieser gewandte, in seinen Ausführungen erfolgreiche, dabei freilich äußerst harte und schonungslose Mann hatte geantwortet: „Ich werde das Unmögliche möglich machen.“ Er machte sein Wort auch wirklich wahr; die Truppen bekamen alles was nöthig war. Noch ganz erfüllt von diesem glänzenden Beispiel französischer Anstelligkeit und Beeiferung kam der König am 26. Januar nach Olmütz, und fragte nach den Magazinen, die er anbefohlen hatte, und deren Zweck sich nun

offenbarte. Schwerin mußte bekennen, daß die Absichten des Königs nur erst in geringem Maße erfüllt seien. Dieser war äußerst unwillig, und bediente sich gegen Schwerin sehr harter Ausdrücke. Er schrieb ihm aus Selowitz am 18. März folgenden vorwurfsvollen Brief: „Ich habe Euer Schreiben vom 16. hujus erhalten und kann nicht umhin Euch darauf zu antworten, daß die wenige Präkaution, welche Ihr im vorigen Winter in Oberschlesien gebrauchet, die üble Haushaltung, welche mit dem Natzmer'schen Regiment vorgenommen und wodurch dasselbe ganz inutil und ruiniret worden, sammt die unterlassene Exekution Meiner Ordres wegen Zusammenbringung eines Magazins in Mähren, und endlich die wenige Vorsorge, welche man vor meine Bagage zu Olmütz gehabt, daß man solche ganz ohne Konsideration in der Vorstadt liegen und vom Feinde zu unserm großen Affront nehmen lassen, die Ursachen sind, warum ich den Prinzen Leopold beordern müssen, die Regimente von Bevern und Hautcharnoy zu nehmen, mit solchen nach Oberschlesien zu marschiren und mit Ansichziehung anderer Regimenter daselbst wider die Irruption der Ungarn dienliche mesures zu nehmen. Von dem Baireuth'schen wie auch Bredow'schen Regiment sollet Ihr Euch nicht meliren, sondern es bei der von mir gemachten Position lassen, wie dann auch das Kleist'sche Bataillon wieder nach Leipnik, wo es gewesen, hin muß. Ihr werdet Euch selbst justice thun und erachten, ob ich von Eurer Konduite zufrieden sein kann, da ich gleich von dem Anfang an, als die Regimenter in Mähren eingerücket sind, befohlen auch beständig erinnert habe, daß man vor allem andern Magazine anschaffen und das Benöthigte dazu auf alle Weise nehmen solle, um einen Vorrath auf drei bis vier Monate vor die Armee zusammen zu bringen, damit ich demnächst die Kampagne mit Zusammenziehung der Armee bei Olmütz und Hradisch eröffnen könnte. Gleichwohl ist nichts geschehen, da man alles haben können, und ich bin gewiß, daß die Armee kaum auf einen Monat jetzo subsistance hat, da wir jetzo alles zusammen haben könnten und sollten. Inzwischen sind nun die Ungarn dazu gekommen, welche das Land zum Theil konsumiren, zum Theil die Lieferungen zu-

denen Magazinen auf verschiedene Art hindern, so daß ich frappiret bin, wann daran gedenke, woher die Armee ihre subsistance und Magazine nehmen soll in einem Lande, so von vorne vom Feinde konsumirt ist, von der Vorderseite von den feindlichen Truppen abgeschnitten, und von der andern Seite und hinterwärts wegen der diffizilen Transports über die Gebirge keine Zufuhre haben kann. Von welchen Inkonvenienzen allen man jetzo nichts fühlete noch wüßte, wenn meine Ordres die schuldige Folge geleistet und das Land gleich anfänglich zu Zusammenschaffung des Magazins angehalten worden wäre. Was dieses nun vor Verantwortung, mir aber vor chagrin nach sich ziehen kann, lasse ich Euch selbst urtheilen, und ob ich solchergestalt zufrieden sein könne, da ich sonsten sehr gerne bin und bleiben werde Euer wohlaffektionirter König. Eigenhändig setzte er hinzu: „Vous n'avez pas exécuté le moindre de mes ordres en Moravie, vous avez voulu ménager la chèvre et le chon et aprésent vous le gatez avec tous les deux. Federic."

Schwerin antwortete hierauf aus Olmütz am 22. März umständlich, und vertheidigte sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe mit Gründen von Gewicht. Zuletzt sagt er doch: „Si après tout j'ai manqué dans quelque chose depuis que je suis ici malade, on n'en doit pas être surpris, parceque j'ai des accès de faiblesse qui me font plus penser à la mort qu'à la vie, et souvent ne sai-je à quoi je pense, tant mes maux me travaillent. Cependant autant qu'il me reste de raison, il ne me souvient pas d'avoir jamais ménagé personne au préjudice des intérêts de Votre Majesté. L'expérience de 42 ans de service m'a appris qu'il ne faut employer la sévérité que lorsque la raison ne veut être écoutée, et dans pareil cas je défie qui que ce soit de me prouver d'avoir usé d'indulgence envers qui que ce soit. Mais si je n'ai pas d'abord suivie la fougue de chaque particulier, qui n'était chargé que d'un objet, c'est étant chargé dans la haute Silésié de la machine et de toutes ses branches tandis que Votre Majesté n'y était en propre personne, j'ai été obligé de temporiser dans un article pour en avancer un

autre-plus important afin de parvenir au vrai but tout à la fois, ou du moins autant que mon génie, mon intelligence et expérience m'ont pû fournir d'idées. — Votre Majesté peut encore être persuadée de mon zèle pour sa gloire et son service en ce que je n'envie en aucune façon la gloire du commandement au prince Léopold en haute Silésie, je rends justice à son mérite, et connais le peu que je vau, et ce que je valais s'abaisse avec mon âge et infirmités; qui plus est, Sire, c'est que si Dieu me rend la santé et des forces, je serai charmé, pour le bien de votre service et la gloire de vos armes, d'apprendre quand ce serait du moindre soldat, et d'employer tout ce que j'ai d'acquit et de sang pour votre intérêt, car je ne vous ai jamais servi pour l'amour de moi, mais pour l'amour de vous. Vous voyez, Sire, que je ne cherche en aucune façon à pallier mes fautes et ce en quoi je puis avoir manqué, j'avoue mon incapacité. Si je me donnais pour plus que je ne suis, je mériterais votre indignation au lieu de votre compassion dans l'état présent de ma santé, à laquelle j'ai recours et me mets à ses pieds, étant etc."

Der König sah auch die Schwierigkeiten, mit welchen Schwerin, besonders während seines Krankenlagers zu kämpfen gehabt, sehr wohl ein, und mußte sie nachher selbst genug erfahren. Allein die Vorstellung stand in ihm fest, Schwerin habe hinsichtlich der befohlenen Anhäufung von Vorräthen den Willenseifer nicht gehabt, den doch eben erst ein Fremder, jener Franzose, so musterhaft und erfolgreich dargethan. Auch noch in der späteren Zeit, als er die Geschichte dieses Feldzuges niederschrieb, sprach der König diesen Vorwurf aus, welchen doch Schwerin und seine Anhänger nie wollten gelten lassen, sondern die Unmöglichkeit vorschützten, daß unter den gegebenen Umständen mehr hätte geleistet werden können.

Schwerin aber empfand die Vorwürfe des Königs sehr bitter; er sah die üble Stimmung fortdauern, sich selber zurückgesetzt, und bei den weiteren Kriegsunternehmungen ohne Wirksamkeit. Denn der König wollte ohnehin die Sachsen, denen er mißtraute, und deren Generale schwierig zu behandeln waren, unter seinem eignen Oberbefehl haben. Unter

diesen Umständen hielt es Schwerin für angemessen, zur Herstellung seiner Gesundheit einen Urlaub zu erbitten, der ihm auch nicht versagt wurde, jedoch sollte er fürerst nach Neiße sich begeben, wo seiner ein wichtiges Geschäft harrte, das ihm schon früher war überwiesen worden. Durch den Beitrittsvertrag vom 1. November 1741 hatte nämlich der Kurfürst von Sachsen aus dem zu hoffenden Ländergewinn ein Stück von Böhmen und den größten Theil von Oberschlesien ausgesetzt erhalten. Die künftigen Gränzen mußten demgemäß bestimmt werden, und der König hatte hiezu Schwerin und den Geheimenrath von Rüßler als Bevollmächtigte ernannt, welche mit sächsischen Abgeordneten deßhalb in Neiße zusammentreten sollten. Der Vertrag bestimmte, daß auf dem rechten Ufer der Neiße ein Strich Landes eine Meile breit noch preußisch bleiben solle. Wie genau der König die Sache nahm, ergiebt sich aus dem Schreiben, welches er als Antwort auf einige erhobene Zweifel am 10. Februar aus Groß-Bitesch an Schwerin erließ, und worin er sagte: „Ich habe Euch meine Intention deßhalb dahin bekannt machen wollen, daß zuvörderst die Größe einer jeden Meile bei dieser Gränzeinrichtung wenigstens auf 2500 rheinländische Ruthen festgesetzt werden muß, da von mir gleich vom Anfange her und beständig hin eine gute deutsche Meile konditioniret worden, welche dann so lang als es möglich ist gezogen werden muß. Was den zweiten Punkt, die Abschließung der Gränzen angehend, betrifft, da muß es wohl dabei verbleiben, daß wenn etwa eine Stadt, Dorf oder Flecken, durch die Gränzlinie durchgeschnitten wird, solcher Ort mir verbleibe, wie denn auch, wenn eine Stadt, Dorf oder Flecken, in meiner Gränze belegen, das dazugehörige über der Gränzlinie befindliche Feld, Holzung ꝛc. dabei verbleiben muß. Sollte letzteres auch sächsischerseits prätendiret werden, und die Sache nicht viel importiren, kann darin endlich gefüget werden, so viel aber immer möglich ist, muß dahin gesehen werden, daß ich nichts dadurch verliere.“ Der Auftrag war ehrenvoll genug, Schwerin's Weggehen zu beschönigen, allein es schmerzte ihn doch, das Heer zu verlassen; er machte daher vor der Abreise noch einen Versuch, sich dem Könige zu nähern Dieser be-

lagerte Brünn, doch bei dem Mangel an schwerem Geschütz und bei der Tapferkeit des österreichischen Generals von Seher waren alle Anstrengungen vergebens. Da ließ Schwerin durch Schmettau den König wissen, er habe Einverständnisse mit Offizieren und Soldaten der Festung, und wenn für einen schon entworfenen Handstreich einige Regimenter zur Verfügung gestellt würden, so müsse binnen vierundzwanzig Stunden auf den Wällen die preußische Fahne wehen. Der König antwortete nur: „Ich will es nicht." Zu anderer Zeit hätte er mit Schwerin die Gründe besprochen, die er zur Ablehnung der Sache haben mochte, und die wir in seiner Geschichtserzählung hinreichend angedeutet finden; jetzt mußte Schwerin das schroffe Nein als eine persönliche Abweisung nehmen, und da nun keine Hoffnung eines guten Verhältnisses blieb, so reiste Schwerin endlich nach Neiße ab. Das Geschäft aber stockte, denn die sächsischen Bevollmächtigten waren zwar ernannt, kamen aber nie. Schwerin fragte nun an, was geschehen solle, und wünschte seinen Urlaub anzutreten, worauf ihm der König aus Selowitz am 3. April 1742 sehr gnädig antwortete: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Bei Eurer jetzigen Anwesenheit in Neiße werde ich sehr gerne sehen, wann Ihr, so viel Euer Gesundheitszustand leiden will, mit dem Königlich polnischen und kursächsischen Minister und Envoyé dem von Bülow die Euch aufgetragene Kommission wegen Regulirung der Gränzen zwischen Nieder- und Oberschlesien sofort eröffnet, um die Sache in Gang und demnächst zu Stande zu bringen. Sollte Euer Gesundheitszustand alsdann nicht leiden, die Konferenzen weiter zu kontinuiren, Ihr auch, um Euch zu retabliren, Eure Reise nach dem Bade fortsetzen müssen, so kann der Geheimerath von Rüßler, so von allem informirt ist, die Negotiation kontinuiren, an Eurer Statt aber will ich, während Eurer Abwesenheit, den Generallieutenant von Marwitz substituiren, welchem der Etatsminister Graf von Podewils die benöthigte Autorisation zusenden wird, und welchem Ihr, so viel Euer Zustand es leiden will, die gehörige Information geben könnet, zumalen bei der Ausarbeitung und bei dem Detail der von Rüßler doch das Meiste besorgen muß. Ich wünsche bald

gute Zeitungen von Eurem Retablissement zu haben, wozu Ihr alles Mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habet. Ich bin u. s. w. Friedrich."

Ein anderer Vorgang drängte sich unangenehm und sonderbar in diese Verhältnisse. Der General von Wallrawe, welcher später so unglückliche Berühmtheit erlangt hat, war damals beauftragt, die Festungswerke von Neiße zu verstärken. Er wünschte durch Schwerin's Empfehlung auch Kommandant dieser Festung zu werden, und schmeichelte ihm auf alle Weise; doch als er wahrnahm, daß dieser ihm nicht günstig sein wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, versuchte er auf dessen Kosten sich bei dem Könige selbst beliebt zu machen. Er schrieb diesem: Seine Majestät hätten gewiß vernommen, daß die oberschlesischen Stände dem Feldmarschall für die Sorgfalt und Schonung, mit denen er die Winterquartiere eingerichtet, 30,000 Thaler verehren wollten; weil es aber Seiner Majestät nicht an Mitteln fehlen würde, dem Feldmarschall andere Vortheile zufließen zu lassen, so schlüge er vor, diese Summe ihm zur Befestigung von Neiße anzuweisen. Der wackre Eichel, des Königs Geheimer Kabinetsrath, der mit staatsmännischer Einsicht immer des Guten wahrnahm, gab Schwerin sogleich von dieser Tücke Nachricht, konnte aber nicht hindern, daß der König, in Voraussetzung der Wahrheit jener Angabe, an Schwerin in übrigens sehr gnädigen Ausdrücken schrieb, er bestimme wirklich jene Summe für den Festungsbau von Neiße. Schwerin verwies dem hämischen Anzettler dieser Sache seine schnöden Ränke in Gegenwart vieler Offiziere mit harten Vorwürfen, welche dieser jedoch ablehnte, indem er läugnete an den König geschrieben zu haben. In seiner Antwort an den König aber sagte Schwerin: Die oberschlesischen Stände hätten ihm nie ein Geschenk angeboten, und es sei dem Könige bekannt, daß er nie ohne seine Erlaubniß Geschenke dieser Art angenommen hätte; würde es ihm auch gewiß gemeldet haben, wenn es geschehen wäre; lieb würde es ihm übrigens sein, wenn die oberschlesischen Stände eine solche Summe zum Festungsbau hergäben. Worauf der König, ohne weiter das Wahre und Falsche sondern zu wollen, aus der gegebenen Anregung den

Vortheil festhielt, und den Befehl gab, die Stände sollten jene Summe zu dem erwähnten Zweck aufbringen, wie denn auch in der That geschehen mußte.

In Mähren aber fand die Verpflegung der Truppen nun allerdings immer größere Schwierigkeit. Der König selbst ging eifrig in alle Einzelheiten dieser Fürsorge ein; er schrieb am 3. Februar an Voltaire: Von einem Gehirn, worin nur Heu, Hafer und Häckfel sei, dürfe man nichts verlangen! Freilich gelang auch ihm nicht, was Schwerin versäumt haben sollte; die nöthigen Vorräthe waren nicht aufzubringen, wiewohl jetzt ganz Mähren besetzt und für die Leistungen in Anspruch genommen war. Allein es blieb immer die Frage, ob nicht grade im ersten Augenblicke hätte geschehen können, was späterhin unmöglich wurde, eben weil nun mehr Truppen im Lande und alle Theile desselben unmittelbar angestrengt waren. Die Preußen hielten anfangs Ordnung, allein die Bundesgenossen wollten sich zu solcher nicht fügen, und Friedrich sah sich bald genöthigt, jede Truppe für ihren Bedarf nach eigner Weise sorgen zu lassen. Nach Ungarn und Oesterreich wurden zwar Streifschaaren entsandt, welche neben Kriegsgeldern auch Lebensmittel einbrachten, doch die Füllung der Magazine konnte damit nicht bestritten werden, und endlich mußte man dies Bemühen ganz aufgeben.

Inzwischen wurde der König sowohl durch die Kriegsumstände, als hauptsächlich auch durch politische Rücksichten bewogen, mit seiner Hauptmacht Mähren zu verlassen, und in Böhmen einzurücken. Unter dem Fürsten Dietrich von Anhalt-Dessau sollten 19 Bataillons und 25 Schwadronen bei Olmütz in einem vortheilhaften Lager stehen bleiben, und der König meinte, sie würden sich haben behaupten können, wenn Schwerin seine Schuldigkeit in Einrichtung der Magazine gethan hätte. Daß diese Truppen weichen mußten, fiel also auf's neue Schwerin zur Last. Welche Gereiztheit der König in dieser Zeit fühlte, sehen wir aus einem vertraulichen Briefe, den er an Jordan schrieb, und worin es heißt: „Monsieur ***, mauvaise copie de quelque chétif original anglais, vient de prendre le parti décisif, de nous quitter.

Vous pouvez vous imaginer jusqu'à quel point je regrette sa perte.

Cet imitateur sans génie
De l'extérieur des Anglais,
En a copié la folie,
Mais il manqua leurs meilleurs traits.
Sans le vrai tout est ridicule;
Mars n'a jamais l'air d'Alcidon,
Sans la force on n'est point Hercule,
Ni sans la sagesse un Caton.

Pardonnez à ce trait qui m'est échappé contre un homme, que vous honorez de votre estime; mais je crois que cette estime est du nombre de celles,

Que tous les jours de nouvel an
L'on se débite en compliment,
Qu'on se jure et qu'on se proteste,
Quand sous la barbe doucement
L'on voudrait plus sérieusement
Que l'autre crevât de la peste."

Der Brief ist datirt: „A Chrudim, ce 29 d'avril 1742. Jour satirique, d'un soleil clair, et le premier du bourgeonnement de quelques arbustes." Man nimmt an, mit der Bezeichnung *** sei ganz entschieden Schwerin gemeint, als von dem schon in früher Zeit spöttisch gesagt worden, er ahme den Herzog von Marlborough nach. Wir sagen nur, daß in solchem Falle die Ausdrücke des Königs ganz erstaunlich sind, auch wenn die Verselust eines hellsonnigen Frühlingstages in Anschlag gebracht wird. Für maßgebend aber dürfen wir solche Ausdrücke nicht erkennen, sie sind der Schaum des Verhältnisses, nicht das Verhältniß selber, welches gehaltvoll und kräftig unter jener Laune sich nur verbirgt, und in ernsten Worten und Thaten des Königs längst seine wahre Würdigung offenbart hat.

Schwerin hatte unterdessen vergeblich in Neiße auf die sächsischen Bevollmächtigten gewartet. Das ganze Geschäft fiel durch die Ereignisse in Mähren ohnehin weg, und Schwerin fand sich in völliger Unthätigkeit. Er schrieb daher

an den König um neue Anstellung im Felddienste. Die Antwort war, er möchte sich noch etwas gedulden; und nach einiger Zeit, als der König mit seinen Truppen Mähren verließ, und in Böhmen einrückte, sandte er ihm den Befehl, mit den in Niederschlesien und bei Glatz befindlichen Bataillons zum Heere zu stoßen. Dieser Truppen waren zu wenige, als daß, nach Schwerin's Meinung, schicklich ein Feldmarschall sie hätte befehligen können, und er überließ daher dem General von Derschau die Befehlführung, reiste selber erst nach dem 12. Mai von Neiße ab, und folgte jenen Truppen nach, deren Marsch aber sich so sehr verzögerte, daß sie das Unglück hatten, erst am 18. Mai, grade den Tag nach der Schlacht von Chotusitz, einzutreffen! Dies Mißgeschick mußte gegenüber dem Siegesglanze des Königs den Feldmarschall vollends verdunkeln, er fühlte sich gedrungen zurückzutreten, verließ nun wirklich das Heer, und begab sich nach Karlsbad. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten dauerte doch zwischen ihm und dem König auch jetzt noch ein guter Anschein fort. Schwerin schrieb aus dem Bade dem Könige mancherlei Neuigkeiten, und hatte auch in Betreff seines Regiments Anfragen und Wünsche, worauf der König dankend und freundlich antwortete. Als im Juni die Franzosen und Sachsen in Böhmen verschiedene Rückzugsbewegungen machten, die dem Könige nicht gleichgültig sein konnten, gab Schwerin ihm sogleich umständliche Nachricht hierüber, und fügte am Schlusse hinzu: „Les eaux continuent à me faire un bien infini; j'espère que les bains de Tœplitz achèveront de me guérir, que tous les médecins unanimement m'ordonnent pour la guérison de ma tête et pour fortifier les nerfs que j'ai extrêmement relâchés. Si cependant Votre Majesté avait besoin de mon service, je terminerais ma cure à celle d'ici, et je me rendrais là où Ses ordres m'appelleront, puisque j'ai déjà repris quelque force, que j'aimerais mieux sacrifier à Son service que me trainer comme j'ai fait plusieurs mois. Et en ce cas je supplie Votre Majesté de m'honorer promptement de Ses ordres, pour que je puisse me remettre en équipages, ayant été obligé de me défaire d'une partie des miennes, après que mes

appointements et fourrages m'ont été retranchés. Je suis avec mon attachement ordinaire de zéle et de soumission, Sire, de Votre Majesté le très-humble, très-obéissant et très fidèlement dévoué serviteur Comte de Schwerin." Allein der König war nicht veranlaßt, ihn in seiner Kur zu stören, die er ruhig vollenden konnte. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, wo er sich von dem guten Zustande seines Regiments überzeugte, ging Schwerin sodann auf seine Güter, wo er mit aller Sorgsamkeit sich wieder der Landwirthschaft annahm, und nützliche Anlagen und Verbesserungen betrieb. Dies konnte er mit desto freierem Herzen, als der Krieg rasch endete und die Waffen bald nicht für ihn allein mehr, sondern für Alle ruhten.

Der Friedensvertrag von Breslau, geschlossen am 11. Juni 1742 und bestätigt in Berlin durch einen weitern Vertrag vom 28. Juli, sprach dem Könige das eroberte Schlesien als bleibende Erwerbung zu, und gewiß durfte Schwerin das stolze Bewußtsein hegen, daß er zu diesem großen und folgenreichen Gewinne bedeutend mitgewirkt. Doch dies Bewußtsein fühlte er sich gedrungen auch auszusprechen, und that dies bezeichnend genug, indem er einem neuen Vorwerke, welches er bei seinem Gute Ducherow angelegt, den Namen Mollwitz gab. Wir finden nicht, daß der König den allerdings nicht gleichgültigen Sinn, den diese Namenswahl verräth, durch irgend eine Aeußerung des Mißfallens oder Spottes gerügt habe.

Der Rest des Jahres 1742 und das folgende Jahr 1743 vergingen, ohne daß Schwerin von seinen ländlichen Beschäftigungen wäre abgerufen worden, doch machte er im Mai 1743 eine Reise in's Bad von Aachen. In Hannover sah er den König von England, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Friedrich, dem er hievon Bericht gab, antwortete ihm am 6. Juni: „J'ai bien reçu votre lettre du 31 Mai, par laquelle vous me faites part de la manière dont vous avez été traité à Hanovre. Ce récit m'a diverti et je vous en tiendrai compte. Mais n'oubliez pas de me faire un plus grand détail de l'entretien que le roi a bien voulu vous accorder." Prinz Heinrich sandte ihm nach

Aachen einen erbetenen Plan der Schlacht von Chotusitz mit den verbindlichsten Worten. Im Juli kehrte Schwerin von Aachen zurück, und begab sich nach Berlin, wo er dem Könige seine Ankunft meldete, zugleich aber seine Ungeduld ausdrückte, nach seinem Regiment in Frankfurt zu sehen. Friedrich antwortete ihm gnädig und sagte: „Je vous y verrai à la tête de votre régiment dont j'espère de pouvoir être satisfait. Cependant vous m'accompagnerez en Silésie et à mon retour." Zu besondern Aufträgen und Einwirkungen scheint jedoch kein Anlaß gewesen zu sein. Doch als die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich im Herbste 1743 sich wieder spannten, wurde auch sein Name sogleich wieder genannt, und das Gerücht gab ihm für den vermutheten Feldzug im voraus eine neue Wirksamkeit. Dies ging so weit, daß in Regensburg und Augsburg ein angebliches preußisches Kriegsmanifest feilgeboten wurde, welches Schwerin als Oberfeldherr zur Eröffnung des neuen Feldzugs gegen Oesterreich erlassen haben sollte. Der Mißbrauch seines Namens mußte ihm desto verdrießlicher sein, als die Ausdrücke keineswegs geziemend waren, und ihm gereichte deßhalb zur Genugthuung, daß von Berlin unter dem 14. Dezember 1743 ein öffentlicher Widerspruch erging, durch welchen der König jenes Manifest für eine untergeschobene, frevelhafte Lügenschrift erklären ließ.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, daß Schwerin sich dem Könige wieder nahen mußte, und dieser begegnete seinerseits dem verdienten Feldherrn mit ehrenvoller Güte. Am 17. Januar 1744 nämlich durfte Schwerin als Feldmarschall, der das Reichsschwert zu halten hatte, bei der feierlichen Handlung nicht fehlen, durch welche der König in Berlin die Herzoge von Würtemberg-Oels und Bernstadt mit ihren schlesischen Fürstenthümern belieh. Daß Schwerin aber auch in militairischen Sachen thätig und mit dem Könige stets in gutem Verkehr blieb, ersehen wir aus zwei Kabinetsordern vom Mai dieses Jahres, welche Preuß in seinem Urkundenbuche mittheilt. In der einen belobt Friedrich die ihm von Schwerin mitgetheilten taktischen Bemerkungen; er findet sie sehr solid und gut, fügt aber hinzu: „Inzwischen solltet

Ihr Euer Regiment die Mouvements nur so machen lassen, so wie ich solche denen Offiziers, so von Eurem Regiment hier gewesen, gewiesen und gelernet habe." Die Vorschläge, meint er, möchten gut sein, wenn es gelte, den Feind in Verschanzungen oder in Dörfern anzugreifen, aber im freien Felde Fußvolk gegen Fußvolk dürfte es mißlicher sein, weil die Linie zu groß werde, als daß man sie überall halten könne; zuletzt empfiehlt er noch, sehr darauf zu sehen, daß, wenn sein Regiment auf einem Platze, wo keine Linien abgezeichnet sind, aufmarschire, alsdann der linke Flügel jedesmal eher etwas zurück, als vor sei. Ist hier die auch das Kleinste berücksichtigende Sorgsamkeit des Königs merkwürdig, so zeigt sich in der zweiten Kabinetsorder die kluge Milde auffallend, mit der er über das Einzelne und Geschehene hinwegsieht, doch für das Allgemeine und Künftige warnende Mahnung giebt. Friedrich schreibt unter dem 18. Mai 1744 aus Potsdam: „Ihr ersehet aus der abschriftlichen Vorstellung vom Generallieutenant von Jeetz, so ich Euch im Vertrauen kommunizire, was derselbe für Beschwerde führet, daß Eure Offiziers die Deserteurs seines Regiments im schwedischen Territorio engagiren. Nun will ich zwar darüber gar keinen Streit haben, Ihr sollet auch die benannten fünf Kerls behalten. Aber weil es ihm doch zum Nachtheil gereichet, wenn Eure Offiziers im Schwedischen gleichsam auf dergleichen Deserteurs lauern, die froh sind, neues Handgeld neben der Impunité ihres Verbrechens zu erhalten, welches nothwendig zu mehreren Desertionen Anlaß und Gelegenheit geben muß: so glaube ich, Ihr werdet so billig sein, Halt darin zu machen und Eure Offiziers dergestalt zu instruiren, daß sie besagtem Regiment keinen so palpablen Tort thun sollen." Wir sehen hier ein freundliches Vernehmen bis zur Begünstigung ausgedrückt. Dieser gute Anschein erhielt sich auch fernerhin. So nahm auch an den Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Königs, Louise Ulrike, mit dem erwählten schwedischen Thronfolger Herzoge von Holstein, im Sommer des genannten Jahres, Schwerin seinem Range wie seiner Gesinnung gemäß eifrig Theil, und bewirthete die Prinzessin auf ihrer Durchreise nach Schweden am 29. Juli

in Schwerinsburg, von wo er sie dann bis zum letzten Gränzorte begleitete.

Die politischen Aussichten aber hatten sich längst getrübt, und Friedrich mußte, den Besitz von Schlesien zu sichern, abermals zu den Waffen greifen. Zu den früheren Berathungen und geheimen Anstalten, welche dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges vorhergingen, wurde auch wieder Schwerin von dem Könige berufen, und ihm die Befehlführung eines der drei Heerzüge bestimmt, welche von verschiedenen Seiten zugleich in Böhmen einbrechen sollten. Der Feldzug begann erst in der Mitte des August 1744, und Schwerin führte seinen Heertheil gradezu gegen Prag, wohin auch die anderen Heertheile, der von dem Könige selbst befehligte aus Sachsen, und der dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau übertragene aus der Lausitz, ihre Richtung nahmen. Sie trafen sämmtlich im Anfange des Septembers, ohne großen Kampf, vor den Thoren dieser Hauptstadt ein; der König auf dem linken Ufer der Moldau, vor der sogenannten Kleinseite, Schwerin und der Erbprinz Leopold auf dem rechten Ufer, vor der Altstadt. Die Belagerung wurde in der Nacht zum 11. September durch ein heftiges Geschützfeuer eröffnet; Schwerin aber hatte den Ziskaberg vor sich, und ein darauf gelegenes Fort deckte auf dieser Seite die Stadt. Es wird erzählt, des Königs Bruder Prinz Heinrich, damals noch sehr jung, sei während der Nacht zu Schwerin gekommen, um den Angriff mit anzusehen, und habe den Feldmarschall gefragt, ob er wisse, wie die Kapelle jenseits der Moldau heiße, wo des Königs Hauptquartier sei? Sie heiße Sankt Viktoria, habe er dann seinen Hut schwingend hinzugefügt, und Schwerin, erfreut über den frischen Jugendmuth, habe scherzend erwiedert: „Einer so schönen Heiligen müssen wir denn auch was zu Ehren thun.“ Am nächsten Morgen erstürmte er das Fort und einige dahinter liegende Verschanzungen, unter den Augen des Königs, der auf dem jenseitigen Ufer zusah, und an dessen Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Nach sechstägiger Beschießung übergab der österreichische General von Harsch, der kein Mittel

sah den schon vorbereiteten Sturm abzuwehren, die Stadt auf Bedingungen, die er mit Schwerin abschloß.

Inzwischen hatte der König Nachrichten erhalten, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheer aus dem Elsaß, wohin er vorgedrungen war, in starken Märschen durch die Oberpfalz nach Böhmen heranziehe, daß ferner der Graf von Batthyani 12,000 Oesterreicher aus Baiern schon nach Böhmen zurückgeführt habe, und längs der Beraun vordringe. Ein Anschlag, den letzteren zu überfallen, mißlang, und der Feind ging nach Pilsen zurück. Jetzt kam alles darauf an, welchen Entschluß der König fassen würde. In der Nähe von Prag die Streitkräfte zusammen zu halten und den Feind zu erwarten, erschien späterhin als der beste Rath, damals aber unthunlich. Der König selbst hätte vorgezogen, sich gegen Pilsen auf Batthyani zu werfen, und dem Prinzen von Lothringen die dortigen Eingänge von Böhmen zu sperren. Derselbe hätte sich dann freilich nach Eger wenden und sich dort mit den Sachsen vereinigen können. Eben deßhalb rieth Schwerin, sogleich selber nach Eger aufzubrechen, sich des Platzes zu bemächtigen, die feindlichen Magazine wegzunehmen, und die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen, welche letztere sich noch nicht erklärt hatten, aber schon als Feinde anzusehen waren, zu verhindern. Der König indeß folgte diesmal politischen Rücksichten, und gab den dringenden Wünschen seiner Verbündeten Gehör, den Baiern und Franzosen, welche für wichtig hielten, daß die Preußen gegen Tabor, Budweis und Neuhaus vorrückten, um den Prinzen von Lothringen nach Süden abzulenken; in jener Richtung also brach der König auf. Schwerin zog mit seinem Truppentheil auf der großen Straße gegen Tabor, der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau mit dem seinigen mehr rechts längs der Moldau hinauf, durch unwegsames Land. Zwischen Tabor und Tein wurde ein Lager bezogen. Allein das von den Einwohnern großentheils verlassene Land bot wenig Lebensmittel, die leichten Truppen des Feindes, welche den preußischen weit überlegen waren, fingen die Zufuhren auf, und zwischen Gewässer, Wälder, Felsen, Moräste und Engwege gedrängt,

konnten die Preußen nicht einmal Gelegenheit zum Kampfe finden. Nach sechszehntägiger Ausdauer mußte man sich entschließen, die Stellung zu verlassen. Schwerin meinte, der anfängliche Zweck dürfe noch nicht aufgegeben werden, und das Heer solle nach Neuhaus vorrücken, damit der Feind für das Donauthal besorgt werde; der Erbprinz Leopold aber behauptete, man müsse nach Budweis rücken, wo die preußische Vorhut unter dem General von Nassau sich schon befand. Diesen Streit beseitigte ein Kundschafter, der die Nachricht brachte, der Prinz Karl von Lothringen sei mit ganzer Macht bei Protiwin, nördlich von Budweis; Schwerin war nicht geneigt dies zu glauben, aber der König ging augenblicklich über die Moldau und marschirte nach Wodnian, zwischen Protiwin und Budweis, doch hier ergab sich, daß jene Nachricht falsch gewesen. Hierüber brach der schon immer zwischen Schwerin und dem Erbprinzen Leopold glimmende Zwist in helle Flammen aus, und der König hatte, wie schon öfters, große Mühe durch sein Ansehen den Streit zu beschwichtigen. Diese Zwietracht, deren Schädlichkeit für das Gemeinbeste der König noch abgewendet haben will, wirkte offenbar auf das nachtheiligste, indem der König beide tapfere Männer doch immer wieder zugleich anhörte, und die Selbstständigkeit im Rathe, die er von ihnen verlangte, in der Ausführung wieder zu gänzlicher Selbstverläugnung herabdrücken wollte. Der Erbprinz scheint den König mit mehr nachgiebiger Klugheit behandelt zu haben, Schwerin aber, im Gefühl seiner Einsicht, mit herrischem Trotz, wodurch er seinem meist besseren Rathe weniger Eingang bewirkte.

Der Prinz Karl von Lothringen war unterdessen wirklich in die Nähe gekommen, hatte, mit den Sachsen bereits vereinigt, sich hinter der Wotawa zwei Meilen von Pisek aufgestellt, und schien im Rücken der Preußen über die Moldau gehen, und ihnen die Verbindung mit Prag abschneiden zu wollen. Hierauf wandte sich der König am 8. Oktober über die Moldau wieder nach Tabor, rief den nach Neuhaus vorgeschobenen General von Dumoulin dahin zurück, und sandte am 11. Schwerin mit 5000 Mann nach Beneschau voraus, um sich dieses wichtigen Punktes früher als der Feind zu

versichern, wohin am 18. er selbst mit allen übrigen Truppen nachfolgte. Die österreichische Hauptmacht war nun ebenfalls herbeigerückt, und bezog am 22. Oktober ein Lager bei Marschowitz. Der König freute sich ihrer Nähe, und beschloß sie anzugreifen. Die Preußen brachen mittags am 24. Oktober auf, und nach einem mühsamen wegelosen Marsch erblickten sie abends das feindliche Lager vor sich. Schmettau fand dasselbe unangreifbar, und machte durch seinen Bericht den König unwillig, der schon eine Schlacht für den folgenden Tag verkündigt hatte. Am frühen Morgen besichtigte der König selbst die Stellung des Feindes, und Schwerin und der Erbprinz Leopold begleiteten ihn. Schwerin, befragt, ob man den Feind in dieser Stellung angreifen könne? antwortete kurz: „Wenn Ew. Majestät es befehlen, so jagen wir ihn fort.“ Der Erbprinz antwortete ungefähr dasselbe. Der König aber sah die Mißlichkeit des Wagnisses ein, und führte die Truppen wieder in das Lager von Beneschau zurück. Doch fehlte hier schon das Futter für die Pferde, und der König ging daher am 27. Oktober über die Sazawa, und bezog ein Lager bei Pischely. Die Oesterreicher rückten in die Stellung von Beneschau.

Die Hoffnung, den Feind in dieser Gegend zu einer Schlacht zu zwingen, schwand mehr und mehr, und der König mußte befürchten, daß der Prinz Karl von Lothringen ihm in der Richtung gegen die Elbe zuvoreilte. Er beschied daher am 29. Oktober mittags sowohl Schwerin als den Erbprinzen Leopold, wie auch die Generale von Dumoulin und von Schmettau zu sich, und richtete zuerst an Schwerin das Wort; derselbe kenne, sagte er, den Zustand des Heeres, die Lage der Magazine, was sei zu thun? was könne der Feind wohl unternehmen? Schwerin, alles früheren Verdrusses eingedenk und durch die gegenwärtige Verlegenheit gereizt, gab zur Antwort: „Ich habe wohl geglaubt, daß es so kommen müsse; sobald wir statt nach Eger und Pisek zu gehen, den anderen Weg nahmen, konnte es nicht anders ablaufen.“ Der König versetzte scharf: „Ich frage nicht, was Er geglaubt hat, sondern was zu thun sei?“ Jedoch Schwerin wiederholte die vorigen Worte nochmals, und nun wandte sich der

König von ihm weg zu den anderen Generalen; der Erbprinz, um seine Meinung befragt, behauptete, man müsse noch an der Sazawa stehen bleiben, der König stimmte dieser Ansicht bei, und entließ seine Rathgeber, ohne Schwerin weiter etwas zu fragen, noch sich sonst um ihn zu bekümmern; dies dauerte die folgenden Tage fort, und Schwerin sah sich völlig unbeachtet und zurückgesetzt.

Doch mußte der König gleichwohl die Sazawa bald verlassen, und sich der Elbe nähern. Er rückte am 31. Oktober nach Schwarz-Kosteletz, und darauf am 4. November nach Kaurzim, wo Schwerin mit dem rechten Flügel sich bis zum Kloster Zastmuk ausdehnte. Der König wollte Kuttenberg durch einen Gewaltmarsch erreichen, allein der Feind war ihm schon zuvorgekommen, und so blieb den Preußen nur übrig, sich nach Kollin zu wenden, um dort über die Elbe zu gehen, welches am 9. November geschah. Auf dem jenseitigen Ufer dachte der König sich zu behaupten, und seine Truppen ausruhen zu lassen. Allein am 19. November bewirkten auch die Oesterreicher bei Solonitz ihren Uebergang über die Elbe, ungeachtet des Widerstandes, den der Oberstlieutenant von Wedell ihnen leistete, der sich mit seinem Grenadierbataillon ihrer gesammten Macht entgegenwarf und sie fünf Stunden aufhielt, bis er selbst erschossen wurde. Nun mußte der König, da auch der Winter schon stark einbrach, das Feld räumen, und seine Truppen entweder nach Schlesien zurückführen, oder sich mit ihnen nach Prag werfen, welches von den Preußen noch besetzt war. Zum letzteren Entschlusse rieth der Erbprinz Leopold, doch der König wählte den ersteren. Dem General von Einsiedel, der in Prag befehligte, wurde die Weisung zugefertigt, die Festungswerke zu sprengen, und mit den Truppen abzuziehen. Er traf seine Anstalten aber so schlecht, daß sein am 25. November bewerkstelligter Abzug einer Niederlage gleichkam, und er nur mit großem Verluste durch die Lausitz nach Schlesien gelangte.

Der König wollte das Heer, während er selbst nach Berlin ginge, sichern Händen anvertrauen, doch der Erbprinz Leopold war plötzlich gefahrvoll erkrankt, und auf Schwerin konnte er jetzt nicht rechnen, da dieser bereits unter Angabe

von erlittenen Schlaganfällen im entschiedensten Mißmuthe wieder einen Urlaub genommen hatte; so berief er denn den alten Fürsten von Anhalt-Dessau zu sich, mit dem er am 4. Dezember in Tannhausen zusammentraf, und ihm den Oberbefehl übergab. Hiedurch war Schwerin's Entfernung um so stärker ausgesprochen. Der alte Widerspruch zwischen dem Fürsten von Anhalt-Dessau und Schwerin trat noch bei einem letzten Anlaß heftig auf; Schwerin nämlich suchte den General von Einsiedel wegen seines Unglücks zu entschuldigen, und trug auf eine milde Behandlung an, der Fürst hingegen erklärte, derselbe, wiewohl ehemals sein Günstling, sei des preußischen Namens unwürdig, verdiene Strafe und Verachtung, und solle ihm nicht vor Augen kommen. Einsiedel wurde vom Könige höchst ungnädig aus dem Dienst entlassen, und sogar ging später das Gerücht, er sei vor ein Kriegsgericht gestellt und insgeheim enthauptet worden. Schwerin wurde durch den Vorzug, der in allen Dingen seinem Gegner zu Theil wurde, noch tiefer gekränkt, und zog sich für lange Zeit auf seine Güter zurück. So lange der alte Fürst von Anhalt-Dessau noch lebte, kam Schwerin nicht wieder zum Heere.

Die schlagsüchtigen Zufälle, welche Schwerin als Grund seines Urlaubgesuches angeführt, sind in der Folge bisweilen wohl bezweifelt worden. In der That scheinen sie nicht von der Art gewesen zu sein, um ihn des Kriegsdienstes ganz unfähig zu machen. Dem widerspricht auch ein Vorfall, der ihn unmittelbar nach seinem Abgange vom Heere traf. Die Wege waren durch feindliche Partheien unsicher, und als Schwerin sein erstes Nachtlager genommen, erscholl plötzlich das Gerücht, der Feind sei da. Sogleich war Schwerin entschlossen und rüstig, verrammelte die Thüren des Wirthshauses und sogar die seines Zimmers, und ordnete seine Dienerschaft zur Vertheidigung. Da kein Feind erschien, so wurde über die Anstalten nur gescherzt, und man sagte, er habe dergleichen von Karl dem Zwölften in der Türkei gelernt. Doch ist der Zug hinlänglich, um darzuthun, daß nicht körperliche Hinfälligkeit allein ihn vom Heer entfernte. Ihr Zusammentreffen mit innerer Verstimmung rechtfertigt

aber auch nicht den Argwohn, daß sie nur dieser letzteren zum Vorwande gedient. Allerdings durfte Schwerin dem Könige nicht geradezu sagen, er wolle aus Unzufriedenheit weggehen, und er mußte deßhalb andere Beweggründe geltend machen, welche, wenn sie auch nicht die alleinigen waren, darum noch keine erdichteten zu sein brauchten. Die Verbindung zweier Triebfedern konnte sehr wohl bewirken, was jede derselben allein nicht vermocht hätte. Vielleicht aber würde er solche Zufälle, ohne das Hinzukommen jener Verstimmung, weniger beachtet, sondern es darauf gewagt haben, ob und wie sie ihn ferner träfen. Auf diese Weise erklärt sich sein Benehmen hinlänglich, ohne daß wir nöthig haben, eine doch immer widrige Verstellung dabei vorauszusetzen. Letztere würde auch bald ihre eigne Strafe geworden sein, denn der Kriegseifer des ruhmvollen Befehlshabers mußte bei den Thaten, die nun ohne ihn geschahen, sich in ganzer Stärke regen. Der folgende Feldzug brachte, im Laufe des Jahres 1745, am 4. Juni den Sieg von Hohenfriedberg und am 30. September den von Soor, dann am 23. November den Sieg von Katholisch-Hennersdorf und am 15. Dezember den von Kesselsdorf, durch welche der Kriegsruhm des Königs, so wie des alten Fürsten von Anhalt-Dessau, im höchsten Glanze strahlten. Am 25. Dezember wurde durch den Dresdner Frieden der zweite schlesische Krieg zu Preußens Vortheil und Ruhm beendigt.

Schwerin lebte mittlerweile auf seinen Gütern, wo sein Gemüth neue Lebensfrische fand, und seine Gesundheit sich bald wieder herstellte. Auf die Spannungen und Thätigkeiten des Krieges scheint in der That keine Abwechselung trauriger und unerträglicher, als die des städtischen Müßiggangs, keine angemessener und tröstlicher, als die der ländlichen Beschäftigung. Landwirthschaftliche Arbeit oder Verwaltung ist die natürliche Zuflucht des Kriegers. Wir haben in alter und neuer Zeit die glänzendsten Beispiele von Feldherren, deren Hand so glücklich den Pflug wie den Degen führte; harmloser und sicherer gewiß, als im Frieden die Staatsgeschäfte zu leiten, wobei mancher kriegerische Ruhm wieder eingeschwunden. Schwerin, wie später Blücher, empfand in freier

Ländlichkeit den Schmerz minder hart, seinem glänzenderen Beruf entrückt zu sein, doch ganz zu verwinden war dies Mißgeschick in keinem Fall.

Durch Zahl und Ausdehnung seiner Güter wurde Schwerin's Verwaltungsaufsicht sehr in Anspruch genommen. Wohl vier Meilen in die Runde konnte er auf eigenem Grund und Boden sich ergehen. Jeden Tag frühmorgens machte er sich auf, und besichtigte seine Besitzungen und die verschiedenen Anlagen und Bauten, welche er überall hervorrief. Gewöhnlich ritt er in solcher Art zwei Pferde täglich müde. Seine Beeiferung und Sorgfalt hatten das sichtbarste Gedeihen zur Folge, die Güter nahmen sich bedeutend auf, ihr Wirthschaftsertrag wuchs ungemein, und selbst ihr äußeres Ansehen machte sich vortheilhaft bemerkbar. In der Arbeit seiner Dienstleute und seines Gesindes herrschten Fleiß und Ordnung, und seine Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Er legte neue Vorwerke an, und strebte dahin, daß kein Stück Landes ungenutzt bliebe, sein Scharfblick entdeckte in der Art der Benutzung leicht neue Vortheile, und seine Aecker, Wiesen, Waldungen und Teiche bezeugten den kundigen Landwirth, wie seine Dörfer den wohlgesinnten Hausvater. Er befragte die Bauern nach ihren Umständen, kümmerte sich um ihre Lebensweise, und wo die Verhältnisse mangelhaft erschienen, half er aus eignen Mitteln nach. Er sorgte für den Aufbau neuer Kirchen, welche für jene Zeit und Gegend sehr ansehnlich ausfielen, baute den Predigern gute Wohnhäuser, zwar nur von Einem Stockwerk, aber von festem Gemäuer und von bequemer Einrichtung. Die Schulen suchte er gleicherweise durch äußere Nachhülfe und innere Belebung zu verbessern. Alle gemeinnützigen Anstalten unterstützte er kräftigst. Längs der Landstraßen durchweg Bäume zu pflanzen wollte nicht gelingen; dagegen ließ er die auf den Aeckern zahlreich vorfindlichen Feldsteine zusammenbringen, die größten Blöcke sprengen, und von diesen Steinen zu beiden Seiten der Wege Mauerwände aufrichten, wodurch die Felder geschützt und die Straßen gehörig abgegränzt wurden. Fremde konnten bald gewahr werden, daß sie den Boden einer sorgsamen Herrschaft betraten; die Bewohner selbst fühlten sich

gehoben, die Nachbarn mußten ein vorzügliches Gedeihen anerkennen.

Allein die umwohnenden Gutsherren wollten gleichwohl die Nachbarschaft nicht rühmen; sie meinten, auf ihre Kosten zum Theil mehre sich der Wohlstand des Schwerin'schen Besitzthums. Von alter Zeit her waren manche Gränzen nicht gehörig bestimmt, beträchtliche Grundstücke zweifelhaft, andere mehreren Besitzern gemeinsam; durch drängende Kriegsunruhen und säumige Rechtspflege waren viele Verhältnisse verwirrt und verdunkelt. Schwerin ging mit Eifer darauf aus, überall sein Recht und seinen Vortheil wahrzunehmen, seinen Besitz rein und frei zu stellen, und ihn zugleich auch möglichst auszurunden. Er forderte zurück, löste ab, tauschte, machte neue Ankäufe, und gerieth hiedurch in vielfache Streitverwickelungen, wegen deren die Gerichte angegangen wurden. Da er seine Rechtsstreite sehr eifrig betrieb, und nie geneigt war, von seinen Ansprüchen abzugehen, sondern jeden Vortheil auf's äußerste verfolgte, so wurde er auf allen Seiten von den Edelleuten als ein schlimmer Nachbar empfunden, wobei sein hoher Rang und persönliches Gewicht das Verhältniß nur drückender machen mußte. Ihn selbst aber störten diese Gerichtshändel in seiner Gemüthsruhe nicht; er besorgte sie gleich anderen Geschäften, unverdrossen und unerbittert, und größtentheils auch mit Erfolg. Nur in einem Hauptprozesse, wegen des Gutes Spantikow, vermochte er nicht durchzudringen; die nähere Bewandtniß dieser Sache haben wir schon früher angegeben.

Auf dem Schlosse Schwerinsburg herrschte anständige Pracht, vornehme und reiche, doch dabei behagliche Lebensart, und große Gastfreiheit. Besuche waren jederzeit willkommen, und fanden eine ausgewählte kostbare Tafel, wie eine freundliche, heitere Unterhaltung. Schwerin liebte bei der Mahlzeit munteres Gespräch, und nannte es die Würze des menschlichen Lebens; er selbst gab das beste Beispiel anmuthiger Mittheilung, und erzählte gern von den Merkwürdigkeiten, die ihm während seines langen und erfahrungsreichen Lebens aufgestoßen; die Eindrücke aus seiner Jugend in Holland, die Erinnerung an die Helden Engen und Marlborough, und

die Geschichte von seinem Aufenthalte in der Türkei und von Karl dem Zwölften, gaben vorzugsweise den für die Zuhörer stets erwünschten Stoff. Auch Gespräche über Religion und Erörterungen ihrer Lehren fanden häufig Statt, sowohl mit weltlichen Personen, als mit vernünftigen Geistlichen, welche Schwerin gern um sich hatte. Er hegte mancherlei Zweifel, war aber im Wesentlichen gläubig; gern schloß er mit der Mahnung: „Laßt uns, Kinder, Gott lieben, und unseren Nächsten wie uns selbst! denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Frömmelei und geistliche Hoffahrt ließ er so wenig aufkommen, als Unglauben und Spötterei; doch bewies er im Allgemeinen gegen Andersdenkende die größte Duldung. Mit seiner Gattin hatte er, wenn auch nicht ein innig liebevolles, doch ein äußerst freundliches und wohlmeinendes Vernehmen; die Ehrerbietung, welche sie ihm einflößte, wurde durch seine stets aufmerksame und schonende Behandlung nur erhöht. Was Geschäfte und Geselligkeit an Zeit noch übrig ließen, wurde zum Theil mit Lesen ausgefüllt, zum Theil mit Schachziehen, dem einzigen Spiele, dem sich in seinen späteren Jahren Schwerin noch mit einiger Leidenschaft ergab.

Im Jahre 1745 am 25. Mai verlor Schwerin seine Mutter, Anna Lukrezia, geborne von Ramin. Er hatte das seltene Glück gehabt, sie das hohe Alter von zweiundneunzig Jahren erleben zu sehen, ein Alter, welches durch vielfache Freuden gesegnet war, am schönsten durch die liebevolle Zärtlichkeit eines solchen Sohnes. Die wegen ihrer großen Tugend und Rechtschaffenheit belobte Frau hatte vierzehn Kinder geboren, und sah in ihren letzten Lebensjahren bisweilen sechsundvierzig Personen ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt. Schwerin bewies ihr die kindlichste Ehrerbietung, und feierte ihren Geburtstag jedesmal mit glänzenden Festlichkeiten. Der Hauptmann von Stamford sagt hierüber in seiner Karakterschilderung Schwerin's: „Es war ein rührendes Schauspiel, bei solchen Gelegenheiten zu sehen, wie der alte Feldmarschall, nach den ersten Glückwünschungen, mit dieser zahlreichen Familie zu den Füßen seiner theuren Mutter hinkniete, und sie um ihren Segen bat; mit welchem

Vergnügen sie sich dann sämmtlich zu Tische setzten, und wie er nach aufgehobener Tafel, mit dieser von der ganzen Versammlung innigst geliebten Frau, einen Ball eröffnete, der bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, weil sie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und herzliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte, und selber um so vergnügter war, je aufgeweckter sie die Gesellschaft um sich her erblickte."

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß Schwerin sich von seinen Gütern entfernen mochte. Er besuchte weder sein Regiment, von dessen Angelegenheiten er als Inhaber nur schriftlich Kenntniß erhielt, noch den König, zu welchem kein unmittelbarer Dienstberuf ihn forderte, und der seinerseits ihn vergessen zu haben schien. Doch war dies keineswegs der Fall; der König bemerkte mit Unzufriedenheit, wie der alte Feldmarschall sich von ihm entfernt hielt, und aus der Mißlaune eines Augenblicks unnöthig eine dauernde Entzweiung fortspann. In seinem hohen Sinne fiel es dem Könige nicht zu schwer, den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun. Er nahm dazu die erste Gelegenheit wahr, und als er zufällig den Bruder des Feldmarschalls, den Landjägermeister Grafen von Schwerin, auf der Redoute traf, richtete er die Frage an ihn: „Was macht Sein Bruder, Schwerin?" — Dieser antwortete: Er befindet sich ganz wohl auf seinen Gütern, und beschäftigt sich mit Verbesserung derselben. — „Grüße Er ihn doch, fuhr der König fort, es ist ein braver, verdienstvoller Mann, das ist wahr; allein er ist auch eigensinnig, und vergißt, daß ich König bin." Wie sehr auch Schwerin durch diese Erinnerung geschmeichelt sein mußte, so fühlte er sich durch sie doch nicht bewogen, aus seiner Abgeschiedenheit hervorzutreten, sondern blieb ferner ruhig in Schwerinsburg. Erst als im Frühjahr 1747 der König selber an ihn schrieb, und ihn freundlich fragte, ob er denn nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle, betrachtete er dies als einen Befehl, dem er gehorchen müsse. Als er in Berlin ankam, fand er daselbst in den persönlichen Verhältnissen manches verändert; der alte Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, sein Nebenbuhler und Widersacher, war am 9. April zu Dessau plötzlich gestorben, nachdem schon einige Zeit vor-

her sein Einfluß merklich abgenommen hatte, und dieses Gegners ledig, konnte Schwerin nur um so günstigere Erwartungen hegen. Doch war die erste Zusammenkunft mit dem Könige, dem nicht leicht jemand ohne ahndungsvolle Scheu nahte, für beide Theile noch als Prüfung zu bestehen. Wir wissen den eigentlichen Inhalt dieser Zusammenkunft nicht, deren innerer Verlauf keine Zeugen hatte; doch einige Umstände, welche in den Bereich äußerer Wahrnehmungen fielen, sind getreulich überliefert worden, und da selbst das Geringfügige, wenn es, wie hier, in verbürgter Aechtheit erscheint, einiges von der ursprünglichen Farbe des Augenblicks wiedergiebt, so dürfen wir dem einmal Ueberlieferten auch hier seinen Platz wohl gönnen. Die aus dem Munde des Kammerhusaren Deybert aufgefaßte Erzählung, welche auch der Ordensrath König so von ihm gehört zu haben bezeugt, lautet in der Unger'schen Anekdotensammlung wie folgt: „Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! Ist der König in seinem Zimmer und ist er schon angekleidet?" — Ja, Ew. Excellenz. — „Ist er gut disponirt? Habt Ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?" — Nein, Ew. Excellenz. Ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. — „Nun, sage Er ihm noch nicht, daß ich hier bin." — Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder in's Vorzimmer. — „Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs?" — O ja, Ew. Excellenz. — „So sag Er ihm, daß ich hier bin." Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und nieder, und phantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an, und sagte zu Deybert: „Laßt den Feldmarschall herein kommen." Deybert öffnete die Thüre und winkte Schwerin mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?" — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen

Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter, und zuletzt leise. Die Thür öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern, zufriedene Miene, und der Monarch sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir.“ Das gute Einverständniß war nunmehr völlig hergestellt.

Doch behielt Schwerin seinen gewöhnlichen Aufenthalt noch in Schwerinsburg, wo seine Gegenwart um vieler angefangenen Dinge willen höchst nöthig war, und kam nur bei besondern Anlässen nach Berlin und Frankfurt, wo sein Regiment nun wieder seiner persönlichen Obhut und Fürsorge genoß. Am 9. Januar 1748, bei der feierlichen Belehnung des Fürsten Lobkowitz mit dessen schlesischem Fürstenthum Sagan, hatte er als Feldmarschall wieder zur Rechten des Königs das Reichsschwert zu halten, und den Knopf desselben dem Lehnsträger zum Kusse darzureichen; vier Tage später fand dieselbe Feierlichkeit für den Fürstbischof von Breslau wegen des Fürstenthums Neiße und Grottkau Statt. Glänzender und erfreulicher für ihn war das Ereigniß, daß er am 26. Mai desselben Jahres wieder selbst sein Regiment zur großen Musterung in Berlin einführte, und bei den Kriegsübungen in alter Kraft und Lebhaftigkeit thätig sein konnte. Als im folgenden Jahre 1749 am 30. Januar der Fürst von Auersberg mit dem Fürstenthum Münsterberg und dem Weichbilde Frankenstein belehnt wurde, wohnte Schwerin auch dieser Feierlichkeit in herkömmlicher Weise bei.

Friedrich, wiewohl nun schon mehrjährig im Besitze von Schlesien, verhehlte sich nicht, daß er diese theuer erkämpfte Erwerbung sorgsam bewachen müsse, indem nicht nur Oesterreich, sondern auch andere Mächte, deren Eifersucht rege geworden, nur zu deutlich erkennen ließen, daß ihre Feindschaft nur auf die günstige Gelegenheit warte, um auf's neue gegen ihn auszubrechen; ihre Betreibungen und Anschläge zu diesem Zwecke ruhten keinen Augenblick. Der König verfolgte mit scharfem Auge die mannigfachen Bewegungen der europäischen Staatsverhältnisse, und je sicherer sein Blick sie durchschaute,

um so gefahrvoller mußte ihm seine Stellung erscheinen, welche auf allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht wurde. Im Jahre 1750 wurde besonders das Verhältniß mit dem russischen Hofe zweideutig, wo der österreichische Einfluß schon längere Zeit sich mit Erfolg bemühte, dem Könige unversöhnliche Feindschaft zu erregen. Friedrich fühlte wohl, daß alle Klugheit und Geschicklichkeit, mit welchen er auf die politischen Verhandlungen einwirkte und den Ränken zu begegnen strebte, zuletzt der angestrengten und unablässigen Arbeit so vieler Werkzeuge doch würde weichen müssen, und sein Heil abermals in den Waffen liegen werde. Das Kriegswesen war ihm daher unablässig ein Gegenstand erhöhter Fürsorge, und bei dieser Gedankenrichtung mußte auch der Werth eines Mannes wie Schwerin täglich heller leuchten. Der König zog seinen alten Waffengefährten und Lehrmeister wieder in sein engeres Vertrauen, und der gewohnte Umgang, in welchem Schwerin, da noch kein wirkliches Handeln zum Widerspruch reizte, sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen konnte, schloß beide nur inniger zusammen.

Eine Gelegenheit, durch gerechte Ersatzgewährung mittelbar auch die innersten Gefühle Schwerin's wohlthuend anzuregen, fand sich in der Sache der verwittweten Staatsministerin von Knyphausen, deren vor fünfzehn Jahren erlittene willkürliche Behandlung dem Könige jetzt wieder in Erinnerung kam. Er übersandte derselben im August 1750 ein Geschenk von 12,000 Thalern in Gold, „aus besonderer Gnade" wie gesagt wurde, und begleitete dasselbe mit einem sehr gnädigen Handschreiben. Den Vorgang, auf welchen diese Erstattung sich bezog, haben wir früher mitgetheilt, so wie den Zusammenhang, in welchem Schwerin zu dieser Sache stand. Die Weise jedoch, wie der König sich dabei benahm, war so zart und rücksichtsvoll, daß weder das Gefühl der Dame noch das Andenken seines Vaters dabei verletzt wurden. Ein Brief von Voltaire, aus Berlin vom 1. September 1750 an den Grafen d'Argental geschrieben, giebt hievon den anerkennendsten Bericht, und findet hier billig seine Stelle. Voltaire schreibt: „Le roi de Prusse fait de très-belles actions sans en avertir son monde. Il vient d'envoyer cinquante

mille francs, dans une petite cassette fort jolie, à une vieille dame de la cour que son père avait condamnée à l'amende autrefois d'une manière tout-à-fait turque. On reparla, il y a quelque temps, de cette ancienne injustice despotique du feu roi. Il ne voulut ni flétrir la mémoire de son père, ni laisser subsister le tort. Il choisit exprès une terre de cette dame pour y donner ce beau spectacle d'un combat de dix mille hommes, — il prétendit que, pendant la pièce, on avait coupé une haie dans la terre de la dame en question. On ne lui avait pas abattu une branche." Schwerin mußte wohl dankbar empfinden, daß auch Rücksicht für ihn bei dieser Erstattung günstig mitgewirkt habe.

Wir finden aus den nächstfolgenden Jahren in Betreff Schwerin's wenig Erhebliches angemerkt. Formey, französischer Prediger und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, machte bisweilen Besuche bei seinen Freunden in Frankfurt an der Oder, und erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen, von einem dieser Besuche: „L'époque de septembre 1751 est encore bien chère à mon souvenir. J'y trouvai l'immortel héros, maréchal de Schwerin, qui voulut me voir tous les jours pendant le tems que j'y passai. Il était alors en froideur avec le roi; c'était le règne de Voltaire et des autres savans ou beaux-esprits avec qui le monarque vivait: le maréchal était fort curieux d'être instruit de toutes les anecdotes de Sans-souci, et personne n'était plus en état que moi de le satisfaire. Je le vis encore à Berlin en 1752, lorsqu'il vint aux manœuvres, où il me dit qu'il avait été plus harassé que dans aucun jour de bataille." Zwei Kabinetsschreiben des Königs, vom 9. und 13. August 1753, zeigen nur, daß derselbe über Dienstsachen wieder mit Schwerin regelmäßig verkehrte, und dieser seinem Regimente thätig vorstand. Die Genauigkeit, mit welcher ein König und ein Feldmarschall hier die geringsten Einzelheiten ausführlich verhandeln, ist für das damalige Kriegswesen bezeichnend, und man erkennt wohl jetzt nicht genug an, welch ein wesentlicher Bestandtheil der Vortrefflichkeit desselben, ja wir dürfen wohl

sagen der Größe des Königs, in dem Grundsatze lag, auch das Kleinste, sofern es sich als Gegenstand darbot, mit eben der Achtsamkeit zu behandeln, welche dem Wichtigsten gebührte.

Schwerin wurde in seinem siebzigsten Jahre Wittwer. Seine Gattin, Ulrike Eleonore von Krassow, starb am 2. Juli 1754, nachdem sie sechsundvierzig Jahre mit ihm in vergnügter Ehe gelebt. Er war ihr herzlich zugethan, und bezeigte ihr unwandelbare Hochachtung und Zärtlichkeit, so daß die Abwege und Untreuen, zu welchen gleichwohl sein empfänglicher Sinn verlockt wurde, weder die Eifersucht seiner Gemahlin weckten, noch überhaupt ihre Zufriedenheit störten. Dem großen Hauswesen, welches fast ein Hofstaat zu nennen war, so wie der Verwaltung der weitläufigen Güter, und der eigentlichen Bewirthschaftung derselben, hatte sie mit Einsicht und Fleiß vieljährig in so guter Weise vorgestanden, daß ihr Tod auch in diesem Betreff ein unersetzlicher Verlust war. Auch ihre persönliche Fürsorge hatte Schwerin stets dankbar empfunden; und er selbst, wie alle Hausgenossen und die sämmtlichen Unterthanen klagten über den Verlust ihrer wohlthätigen Pflegerin. Schwerin meldete mit schmerzlicher Klage seinen Verlust dem Könige, und dieser schrieb ihm tröstend zurück: „Vous connaissez mes sentimens pour vous, et vous ne devez donc point douter de la part véritable que je prends à votre juste douleur. Mais avec tout cela, tous vos regrets ne pourront vous rendre ce que vous avez perdu. Je vous prie donc de modérer votre affliction, et de ne point vous laisser abattre par un coup, qu'il n'a pas été dans votre pouvoir de détourner." Zum Schlusse fügte er noch die freundlichsten Wünsche bei, ihn bald in bester Gesundheit zu Potsdam wiederzusehen.

Für den Kundigen wird es nicht als Widerspruch gegen die Aufrichtigkeit der Trauer Schwerin's erscheinen, daß wir sogleich seine Wiedervermählung zu erzählen haben, die schon am 20. Oktober desselben Jahres Statt fand. Auffallender dürfte die Wahl seiner zweiten Gattin erscheinen. Diese war Philippine Louise von Wackenitz, Aebtissin des adeligen Stifts zu Barth in Vorpommern, deren Vater schwedischer Landeshauptmann gewesen war, und deren Mutter nachher

verwittwet fünfzehn Jahre als Hofmeisterin der Markgräfin Albrecht am Hofe in Berlin gelebt hatte. Die äußeren Verhältnisse boten keinen Anlaß zum Tadel, auch die schon vorgerückten Jahre der Erwählten gaben der Heirath ein ehrbares Ansehen. Allein es war nicht unbekannt geblieben, daß das Fräulein in jüngeren Jahren durch Schönheit und Lebhaftigkeit die Neigung Schwerin's gewonnen und durch Verführungskünste zur Leidenschaft gesteigert habe. Ihr selbst fiel dabei das Loos, Mutter zu werden, und Schuld und Geheimniß knüpften das Band um so fester. Fräulein von Wackenitz verheimlichte ihre Niederkunft anfangs glücklich, indem sie eine verheirathete Freundin bewog, den Schein einer Wöchnerin anzunehmen, und das Kind für das ihrige auszugeben. Doch im Verlauf der Zeit, da Schwerin fortfuhr, das Stiftsfräulein fleißig zu besuchen, erwachte mancherlei Argwohn, und als endlich die herangewachsene Tochter an seinen Adjutanten Major von Stedingk verheirathet wurde, verrieth er so warme Theilnahme und Fürsorge, daß man sie wohl als Vaterliebe deuten mußte. Gab unter solchen Umständen die zweite Heirath Schwerin's manchen streng richtenden Personen neues Aergerniß, so waren dagegen andere mildergesinnte geneigt, darin nur eine Sühne früheren Unrechts zu sehen. Dieser letztere Antrieb war auch, mündlicher Ueberlieferung zufolge, der eigentlich bestimmende für Schwerin, der übrigens den gewagten Schritt mit rascher Entschlossenheit vollführte; eines Sonntags nach der Predigt nahm er die Aebtissin bei der Hand, führte sie als seine Braut zum Altar, und sprach den Prediger, der allein unter allen Anwesenden vorbereitet war, um die kirchliche Trauung an.

Inzwischen hatten sich die politischen Aussichten Preußens immer mehr verdunkelt, und Friedrich mußte alle Hülfsmittel seines regen Geistes aufbieten, um in den vielfachen Verwickelungen unumstrickt zu bleiben. Sehr wichtig war es, sich mit Rußland klar zu stellen, dessen Verbindung mit Oesterreich und Großbritannien nur um so stärker geknüpft schien, als die Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich von persönlichem Haß erfüllt war. Zu dieser Spannung ereignete sich, daß im Anfange des Mais 1755 der russische Großmarschall

Graf Bestuscheff, welcher in den Staatsgeschäften vorherrschendes Ansehen hatte, auf einer Rückreise aus Deutschland nach St. Petersburg durch Frankfurt an der Oder kam. Schwerin, jetzt völlig wieder im Vertrauen des Königs und eingeweiht in die politischen Geheimnisse, benutzte die höflichen Besuche, welche zwischen ihm und dem russischen Staatsmann gewechselt wurden, um dessen Gesinnung in Betreff Preußens zu erforschen. Bestuscheff lehnte die Eröffnungen keineswegs ab, sondern machte deren auch seinerseits, auf welche er die Antwort des Königs noch vor seinem Eintritt in Rußland zu erfahren wünschte, und daher seine Weiterreise so einrichtete, daß Schwerin's Auskunft hierüber ihn noch diesseits der Gränze erreichen konnte. Der Bericht Schwerin's an den König fehlt uns, aber wir haben Friedrich's Antwort, welche den Inhalt und die Wichtigkeit der ganzen Verhandlung genügend erkennen läßt. Sie ist ein sprechendes Zeugniß der auch politischen Bedeutung Schwerin's, und wir schalten sie deßhalb hier ein. Der König schrieb auf das am 5. Mai aus Frankfurt an ihn ergangene Schreiben schon am 8. aus Potsdam zurück: „J'ai bien reçu la lettre que vous m'avez faite du 5 de ce mois, et je suis très sensible à la communication confidante que vous m'avez faite, de quoi il s'est agi dans l'entretien que vous avez eu avec le grandmaréchal comte de Bestuschef à son passage à Francfort. Comme il a pris des mesures avec vous pour avoir encore votre réponse avant que d'atteindre les frontières de Russie ou de Courlande, afin de savoir ma véritable façon de penser sur une réconciliation entre moi et l'impératrice sa souveraine, vous lui marquerez en prenant cependant toutes vos précautions, afin que votre lettre lui arrive sûrement: que je ne demandais pas mieux, qu'une réconciliation sincère entre moi et l'impératrice, et que je lui saurais infiniment gré, s'il voulait bien y travailler, ce qui lui serait d'autant plus aisé à parfaire, vû que la Russie et moi n'avions proprement rien à démêler entre nous, pas même jusqu'à des chicanes; mais que tout ce qui avait causé du refroidissement entre sa souveraine et moi n'était fondé au-

trement que sur des mensonges; des soupçons et des calomnies les plus grossières et les plus ridicules, qu'on avait malicieusement inspiré à l'impératrice contre moi, qui s'évanouiraient au moindre éclaircissement, et dont j'espérais que lui comte de Bestuschef voudrait bien désabuser cette princesse, pour laquelle j'avais gardé non obstant de cela toute l'estime possible. Enfin, qu'il serait bien désirable, même pour les vrais intérêts de la Russie, si ce comte saurait contribuer à ce que cette trop grande prédilection des Autrichiens et des Anglais se refroidisse tant soit peu et fut mise dans des bornes plus justes, que jusqu'ici. — Au reste mes vœux sont pour le parfait rétablissement de votre santé et de vos forces, dont je serais bien aise d'avoir de bonnes nouvelles. Et sur ce etc." — Doch hatte diese Anknüpfung keine weitere Folge, denn Bestuscheff selbst war gegen den König eingenommen, und der durch Schwerin etwa bewirkte günstige Eindruck mußte in St. Petersburg ganz erlöschen.

Ein bald nach diesem Vorgange an Schwerin aus Potsdam unter dem 20. Mai erlassenes Schreiben des Königs beschäftigt sich wieder lediglich mit der nahen Truppenmusterung und mit den hiefür bestimmten Vorschriften, welche wir zum merkwürdigen Gegensatze jener politischen Erörterung hier mittheilen. Der König schreibt: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Da Ihr mit Eurem unterhabenden Regimente nächstkommenden Donnerstag, als den 22. dieses, in Berlin zur Revue einmarschiren werdet; so ist mein Wille, daß die sämmtlichen dahin kommenden Regimenter des Morgens präzise um 8 Uhr einmarschiren sollen. Ich verbiete aber hierdurch expresse, daß kein Regiment etwa kurz vor dem Einmarsch sich die Haare pudere, oder sonsten propre machen und gleichsam Toilette halten soll, sondern jedes dieser Regimenter soll zwar reinlich, jedennoch dergestalt, wie es vorher aus seinem letztern Nachtquartier zum Einmarsch in Berlin aufbrechen wird, auch dergestalt zu Berlin in die Stadt marschiren. Im Uebrigen ersuche und bitte ich Euch hierdurch, daß Ihr beim Einmarsch derer Regimenter zu Pferde bleibet und nicht zu Fuße marschiret, als wodurch Ihr

mir eine Gefälligkeit erweisen werdet. Ich bin ꝛc. P. S. Da das Wetter so schlecht ist und die Wege so übel sind, so soll das Regiment nur die schwarzen Stiefeletten anhaben, wenn es zu Berlin einmarschiret.

Die mit rastlosem Scharfsinne fortgesetzten politischen Erwägungen des Königs reiften noch vor Ablauf dieses Jahres zu dem Entschlusse, für seine bedrohten Angelegenheiten eine ganz neue Wendung zu versuchen. Friedrich wußte längst, daß die Feindschaft, welche die Höfe von Wien, St. Petersburg und Dresden gegen ihn hegten, auch am französischen Hofe manche Verknüpfungen habe, und daß das Bündniß, in welches er mit diesem getreten war, keine Zuverlässigkeit gewähre. Er hatte deßhalb, da der Vertrag, auf welchem dies Bündniß beruhte, nächstens ablief und ihm völlig freie Hand ließ, sich dem großbritannischen Hofe genähert, der seinen Eröffnungen gern Gehör gab. Nun wünschte zwar Frankreich das Bündniß zu erneuern, und sandte zu diesem Behuf im Dezember 1755 den Herzog von Nivernois nach Berlin, aber mit so unangemessenen Vorschlägen, daß Friedrich sie nur als Scherz behandelte. Doch ging er mit seinen Vertrauten ernstlich zu Rathe, und berief auch Schwerin nach Potsdam, um dessen Meinung zu hören. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Podewils, behauptete standhaft, der König müsse mit Frankreich verbündet bleiben, denn alsdann würden die anderen Mächte nicht wagen ihn anzugreifen. Der Feldmarschall von Keith war derselben Ansicht, und auch Schwerin stimmte ihr bei. Die beiden letzteren und Schmettau kamen eines Tages von der Tafel des Königs, und setzten in Schmettau's Wohnung ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages lebhaft fort. Keith und Schmettau machten es Schwerin zur Pflicht, den König, dem er doch näher stünde, als jeder Andere, vor der großen Gefahr zu warnen, in welche Preußen gerathen müßte, wenn der befürchtete Angriff der feindlichgesinnten Höfe erfolgte, und der König dann ganz vereinzelt stünde. „Was ist zu thun? antwortete Schwerin. Ich habe das alles dem Könige noch heute früh gesagt, und hinzugesetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige

Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der König versicherte mich, er sei meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sei es müde, diese Rolle zu spielen, und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unseres Welttheils erheben. Was ist nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oesterreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht." Diese Rede hat der jüngere Schmettau mit angehört, und durch seine Aufzeichnung erhalten. In Folge der von dem Könige so fest behaupteten Entschließung mußte der französische Gesandte unverrichteter Sache wieder abreisen.

Friedrich hatte jedoch im Stillen schon anderen Rückhalt gewonnen, und am 16. Januar 1756 wurde zu London ein Bündnißvertrag mit Großbritannien unterzeichnet. Nur Winterfeldt scheint den Werth dieses neuen Verbündeten nach Gebühr gewürdigt, und den König allmählig zu wahrem Vertrauen auf England gestimmt zu haben. Nachdem aber diese Wendung einmal geschehen war, mußten die politischen Verhältnisse zur höchsten Spannung steigen, und ein Krieg nun unvermeidlich dünken. Jedoch nur wenigen Personen war diese Lage der Sachen bekannt. Namentlich Schwerin glaubte nicht an Krieg. Der Feldmarschall Keith schrieb ihm am 10. April, er möchte diesen Sommer mit ihm nach Karlsbad reisen, worauf Schwerin aus Frankfurt an der Oder am 17. April antwortete: „Er habe beschlossen, dieses Jahr keine Kur in Karlsbad zu gebrauchen, da bei seinem Alter es kaum noch der Mühe oder Kosten werth sei, diese Reise zu machen, obschon ihm das dortige Wasser stets gut gethan, und die Rheumatismen vom letzten harten Winter her wohl eine solche Hülfe wünschen ließen; aber der Krieg scheine ihm nicht mehr so nahe bevorstehend, und so werde er wohl keine Gelegenheit haben, noch einen Feldzug zu machen, wie sehr es auch sein Wunsch sei; im Alter von zweiundsiebzig Jahren,

und nach sechsundfünfzigjährigen Diensten, könne niemand vernünftigerweise auf sich selber rechnen; und die Feldzüge, die für sie beide in ihrem Dienste zu erwarten stünden, besonders wenn man seine Pflicht seiner Annehmlichkeit vorzöge, erforderten einen kraftvollen Gesundheitszustand." Die Entwickelung der politischen Angelegenheiten erfolgte jedoch raschen Ganges. Am 9. Mai wurde zu Versailles ein Bündniß Frankreichs mit Oesterreich abgeschlossen, dessen feindliche Absicht gegen Preußen nicht verborgen war. Die Nachrichten, welche Winterfeldt aus geheimen, aber zuverlässigen Quellen schöpfte, und andere, welche dem Könige selber aus der sichersten Hand zugingen, ließen über die Anschläge seiner Feinde keinen Zweifel mehr, und nichts Geringeres als sein völliger Untergang wurde bezweckt. Auf's neue berief der König seine Vertrauten, und einem Schreiben vom 19. Juni 1756 an Schwerin, worin er diesem zugestand, den Lieutenant von Platen aus seinem Regimente als Adjutanten zu sich zu nehmen, folgte schon am 21. Juni ein anderes, worin er ihn für die nächste Zeit nach Potsdam beschied, und darauf am 23. ein drittes, welches den Tag seines Eintreffens noch beschleunigte. Als Schwerin angelangt war, beschied der König ihn nebst Winterfeldt und Retzow in sein Kabinet, eröffnete den Stand der Dinge, und erklärte, daß er fest entschlossen sei, den gegen ihn verschworenen Feinden zuvorzukommen, und den Krieg, mit dem man ihn bedrohe, selber und ohne Verzug anzufangen, es komme jetzt nur darauf an, den Plan des Feldzuges auszuarbeiten. Schwerin versuchte Einwendungen gegen ein so rasches Beginnen, und stellte die Gefahren vor, die auf solche Weise gewaltsam herbeigeführt würden, durch glimpfliches Warten aber vielleicht noch abzuwenden wären. Auch Retzow theilte diese Meinung. Nur Winterfeldt, vollständiger als die Anderen von allem unterrichtet, stimmte unbedingt dem Könige bei, der nun auch die aus dem Dresdner Archiv geschöpften Beweise vorlegte, daß von den Gegnern sein Untergang beschlossen sei. Gegen diese Zeugnisse verstummten die Einwendungen, und nach kurzem Schweigen rief Schwerin wie begeistert: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz

nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern." Sonach wurde der Krieg beschlossen, und diejenigen Vorbereitungen, welche bei dem schon immer gerüsteten Zustande des Heeres noch nöthig waren, unverzüglich angeordnet.

Schwerin aber empfand als eine Kränkung, daß der König ihm nicht schon früher die geheimen Nachrichten mitgetheilt, und den Plan und Entschluß zum Kriege ohne seine Theilnahme zur Reife gebracht habe. Die Unkenntniß, in welcher man ihn gelassen, hatte ihn zu dem anfänglichen Widerspruche genöthigt, und der König hätte ihm denselben allerdings ersparen können. Doch gab sich diesmal Schwerin keiner nutzlosen Empfindlichkeit hin, sondern war sogleich voller Feuer und Thätigkeit für die Ausführung des großen Unternehmens. Der König bewies ihm auch fortan das größte Zutrauen und die freundlichste Begegnung, und von den beiden Heeren, welche in's Feld rücken sollten, wurde dasjenige, welches sich in Schlesien gegen Böhmen zusammen zog, dem Oberbefehle Schwerin's überwiesen; das andere, gegen Sachsen bestimmte, wollte der König selbst anführen. Beim Ueberschlage der für Schlesien aufgezeichneten Truppen fand Schwerin, daß ihre wirkliche Zahl um 10,000 Mann geringer ausfalle, als der König sie ihm angegeben, und machte den Irrthum bemerklich; doch der König sagte: „Für diese 10,000 Mann will ich Ihn rechnen!" Eine Schätzung, die schon früher in einem Briefe ausgedrückt, späterhin in dem Geschichtswerke des Königs von ihm wiederholt worden.

Der König schrieb eigenhändig, am 2. August in Potsdam die näheren Verhaltungsbefehle für Schwerin, und wir theilen dieses in wenig korrekter Fassung doch für die Sache lichtvolle Stück hier um so lieber mit, als darin die genaue Sorgfalt des Königs, alles selbst zu bestimmen, gleichwohl zuletzt dem bewährten Feldherrn freie Hand läßt, alles nach eignem Ermessen und Urtheil anzuordnen: „Monsieur le maréchal. Je vous confie le commandement de mon armée de Silésie; les ordres en conséquence viennent d'être expédiés aux régiments qui seront sous vos ordres. Vous vous rendrez d'ici à Neisse sous prétexte de visiter votre

gouvernement, et en cas de guerre d'être à portée de prendre les premiers arrangements pour l'assemblée des troupes en attendant mon arrivée. — Le sieur de Klinkgräff, mon ministre à Vienne, a ordre de vous communiquer par son courrier qui passera par Neisse la réponse de la cour de Vienne. Vous serez en état de juger par cette réponse du parti que je prendrai. Pour que rien ne soit négligé pour le bien du service vous saurez que tous les régiments qui ont leurs cantons en haute Silésie ont reçu les ordres de retirer de leurs cantons non seulement les doubles-Beurlaubten, mais encore tous ceux qu'ils auraient mis le printems qui vient dans leurs régiments. Ces recrues nouvelles seront toutes livrées à Breslau, où je les ferai coudoyer à mes frais et dépens jusqu'au printems qui vient où les régiments les reprendrons pour s'en completer. Voici la distribution des garnisons: Glogau, le 1er bataillon de Lange; Breslau le 2e de Lange et le 4e de Lattorff; Brieg le 3e de Lattorff; Cosel, le 1e et le 2^{d} de Lattorff; Neisse, 4 de Blankensee; Glatz, 4 de Nettelhorst; Schweidnitz, 4 de Mütshefal. Comme les commencements de la guerre seront très-difficiles pour le maréchal, qu'il a vis-à-vis de lui le corps de la Moravie, et à côté de lui l'armée de Bohême, le maréchal ne pouvant être partout sera obligé de garnir encore de troupes les forteresses qu'il laisse exposées par l'absence de son armée; comme par exemple s'il se porte vers Schweidnitz il faut qu'il mette le bataillon de grénadiers de Kreytzen à Kosel et deux bataillons à Neisse où il laissera en ce cas le général Kleist. Si au contraire il se met sur la Hotzeplotz, au lieu de laisser deux bataillons à Neisse, il faut qu'il les jette dans Schweidnitz. Ses troupes ne peuvent être prêtes à marcher qu'en 6 jours; comme je ne peut commencer mes opérations que sur la fin de ce mois, à savoir le 25, le maréchal n'assemblera pas ses troupes plus tôt, il parlera avec Schlabrendorff de l'endroit où il croira devoir assembler l'armée, pour moi je suis d'opinion que le camp de Frankenstein sera le plus convenable, parce qu'en le prenant il peut d'abord

marcher à Schweidnitz et camper l'armée entre les ouvrages, en cas que l'armée autrichienne de Bohême fasse mine de pénétrer en Silésie. Comme la basse Silésie est la partie essentielle de ce duché qu'il faut conserver, il faut, préalablement à tout, la couvrir; il peut en ce cas envoyer ses dragons et partie de ses hussards à Glatz pour incommoder les derrières des Autrichiens; mais comme cette situation ne peut être que passagère, et que je compte bien d'attirer autre part les Autrichiens par ma diversion, en cas que l'armée de la reine entre par la Bohême en Silésie, le maréchal s'en verra débarrassé bien vite; peut-être que dans leur retraite le maréchal trouvera occasion de tomber sur leur arrière-garde et de les punir de leurs fautes. Comme selon toutes les apparences cette armée autrichienne se tournera vers Prague, le maréchal pourra alors en rassemblant ses hussards et ses dragons s'avancer sur la haute Silésie et pousser jusqu'à Jägerndorff et Troppau. Pendant que la guerre réside du côté de Schweidnitz, le maréchal pourra se servir du major Einbert, officier capable qui a levé la carte des montagnes, qui en connaît tous les camps et toutes les avenues, et qui peut lui fournir toutes les notions dont il a besoin pour ses entreprises. Si la guerre se transporte en haute Silésie, le maréchal peut se servir du capitaine Giese de Breslau, il connaît la haute Silésie, les deux rives de l'Oder, la Hotzeplotz et toute la Pologne jusqu'à Cracovie; c'est d'ailleurs un habile garçon et capable de choisir des camps tels que le maréchal les voudra. — Le corps reglé de troupes qui s'assemble en Moravie consiste en 20,000 hommes; on parle de 12,000 Hongrois qui doivent s'assembler auprès de la Jablunka pour pénétrer par là en Silésie, tout ceci empêche le maréchal de pénétrer en Moravie. Son attention principale se borne à couvrir les forteresses et le plat pays contre les incursions ennemies. Si la grande armée autrichienne envoit des secours à Piccolomini, je vous enverrai à proportion des détachements de mon armée. Si le maréchal se trouve obligé

de faire quelque gros détachement vers Glatz il le confiera au général Fouqué; si c'est vers Kosel il en donnera le commandement au général de Hautcharmoy; s'il n'a que des commandements de généraux-majors à donner, il ne se servira dans l'infanterie que de Treskow et de Brandis, les autres sont d'honnêtes gens mais ils manquent d'expérience; si ce sont des détachements de cavalerie, le prince Schönaich est bon pour de gros corps, Wartenberg pour des moindres. Les généraux-majors de la cavalerie ne sont pas faits pour conduire les détachements, ainsi, s'il en envoit, il faut les choisir de façon qu'ils se trouvent sous les ordres de Wartenberg. — Comme un de vos objets principaux est de couvrir le pays, vous aurez l'œil que les Hongrois qui viendront par la Jablunka ne pénètrent pas au-delà de Rosenberg, il faut couvrir Namslau, on risquerait trop si on les laissait pénétrer plus en avant. — Cette année-ci on se croit en sûreté contre les entreprises des Russes; il est à croire qu'ils se mettront en marche le printems qui vient. Dès que j'en aurai la nouvelle, je renforcerai l'armée du maréchal de 15 à 20 bataillons. Si alors la Silésie se trouvait menacée de ces troupes, je crois que leur intention sera de se joindre au corps de Piccolomini; pour les empêcher d'éxécuter ce projet, le maréchal pourvoira bien d'infanterie toutes les places fortes et y laissera des commandants, et alors il peut avec son armée aller une ou deux marches en Pologne à la rencontre des Russes pour les battre avant leur jonction, et revenir ensuite sur ses pas en Silésie, dont il rechassera promptement Piccolomini au cas qu'il y soit entré. — Je vous rends compte en gros de mes idées, il est impossible de prévoir tous les cas qui pourront arriver; l'avenir est incertain et les projets de la cour de Vienne sujets à bien des changements; mais comme je vous ai confié mes troupes et la défense d'une province que vous m'avez aidé à conquérir, je m'en repose sur votre fidèlité, sur votre habileté et sur votre expérience. Dans tous les cas inopiné vous prendrez votre partie selon que vous

le trouverez convenable au bien du service. Je vous donne pleinpouvoir d'agir comme vous le trouverez à propos et convenable dans les conjonctures actuelles. Je vous recommande comme une des principales attentions de ne point éparpiller vos troupes pendant les quartiers d'hiver, mais de les mettre de façon que vous puissiez les rassembler avant l'ennemi. — Tout ce qui regarde le commissariat, le soin des vivres, l'entretien de l'armée etc., on en a instruit le sieur Schlabrendorff; vous pourrez tirer de lui tous les éclaircissements nécessaires. Je dois vous avertir en gros, que je ferai une gratification aux officiers pour leurs quartiers d'hiver, et s'il manquait la moindre chose pour les troupes vous n'avez qu'à me dire un mot, et on y obvira. Je vous donne ci-joint l'état de votre armée, les chiffres pour les commandants des places et le chiffre dont vous vous servirez dans notre correspondance, et comme nous conserveront une communication ouverte et assez à portée, nous pourrons souvent nous donner réciproquement de nos nouvelles. — Sur quoi je prie Dieu, mon chér maréchal, qu'il vous ait dans sa sainte garde. Federic."

Schwerin machte schriftlich sogleich am 3. August einige Bemerkungen und weitere Fragen über diese Vorschriften, worauf der König unverweilt antwortete und die ausgesprochenen Wünsche befriedigte, auch 10,000 Thaler für geheime Ausgaben sofort anwies.

Schwerin's Regiment erhielt am 16. August den Befehl sich zum Ausmarsch zu bereiten, und rückte am 25. wirklich von Frankfurt nach Müllrose. Niemand wußte die weitere Bestimmung, das tiefste Geheimniß waltete über dem Zusammenhang der Truppenmärsche wie über dem eigentlichen Zweck derselben. Das Regiment schloß sich den Truppen an, welche in Sachsen eindrangen: Schwerin selbst aber war am 15. August in Neiße eingetroffen, um in Schlesien den Oberbefehl zu führen. Die bei Frankenstein aus Ober- und Mittelschlesien zum Anfange des Septembers zusammengezogenen Truppen betrugen ungefähr 27,000 Mann, nämlich 26 Bataillone und 50 Schwadronen nebst etwa 50 leichten und

20 schweren Stücken Geschütz. Schwerin behielt sein Hauptquartier bis zum 26. August in Neiße, und ließ die Truppen, die eine Hälfte unter dem General von Fouqué in der Gegend von Frankenstein, die andere Hälfte unter dem General von Hautcharinoy in der Gegend von Neustadt, Quartiere beziehen. Inzwischen hatte der König die sächsische Heeresmacht in ihrem Lager bei Pirna eingeschlossen, und der Ausgang dieses Unternehmens sollte abgewartet werden. Da sich aber die Oesterreicher in Böhmen stärker zu regen anfingen, so durfte der Einbruch der Preußen in dieses Land nicht länger verschoben bleiben.

Der König schrieb aus dem Lager bei Dresden am 4. September eigenhändig an Schwerin: „J'ai reçu vos lettres, mon cher maréchal, et je crois que dès le 12 vous pourrez entreprendre ce que vous jugerez à propos, je m'en rapporte entièrement sur vous et sur votre prudence. Je compte de tenir les Saxons dans le filet, leur agonie ne durera tout au plus que huit jours; ils sont retranchés jusqu'au dents, et manquent de pain et de fourrage. Le roi et Brühl sont au camp. Je compte de les avoir sans tirer un coup de pistolet. J'envoie ni plus ni moins mon avantgarde le 13 auprès de Peterswalde, ce qui bloquera mes gens de tous les côtés, et cette armée prise, je marche en Bohême et poursuis mon dessein. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Il n'y a point de gloire sans péril, ce qui fait que je n'en aurai guères cette année-ci, mais celle qui vient, les bons coup se donneront. Adieu. Federic. Je vous envoie les points principaux de la dépêche de Klinkgräff."

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig rückte mit einer starken Vorhut von dem Heere des Königs am 13. September aus Sachsen gegen Aussig vor, und gleich darauf drang auch Schwerin mit seinen unterdeß bei Glatz rasch vereinigten Truppen am 17. über Nachod in Böhmen ein. Der König schrieb ihm hierüber: „J'ai trouvé admirable la résolution que vous avez prise de commencer vos opérations dans la Bohême et d'y diriger votre route par le

pays de Glatz, de sorte que je ne puis qu'y applaudir parfaitement, et si vous pouvez les entamer cela ne saura que faire un très-bon effet dès le commencement de la guerre et leur inspirer du respect pour nous." Der österreichische Feldzeugmeister Fürst Piccolomini hatte am 16. bei Königingrätz hinter dem Adlerfluß mit etwa 24,000 Mann ein vortheilhaftes Lager genommen; und etwa 4000 Mann unter dem General von Buckow, welche der Feldmarschall Graf von Browne aus dem Lager zu Kollin entsandt hatte, standen bei Nachod. Diese wurden zurückgedrängt, und ein Theil ihrer Reiterei, welche den Kampf annahm, am 22. bei Jassena von Schwerin's Vortrab, aus den Husarenregimentern von Wartenberg und von Wechmar bestehend, lebhaft angegriffen, und mit ansehnlichem Verlust in die Flucht geschlagen. Schwerin nahm hierauf ein Lager bei Anjest, um den Feind in seinem Lager bei Königingrätz, wo er sich täglich verstärkte, zu beobachten; ihn anzugreifen schien unthunlich, da seine Stellung durch die Beschaffenheit der Gegend und durch starke Verschanzungen ungemein fest war; allein der Zweck Schwerin's wurde schon erreicht, wenn nur der Feind selber in Unthätigkeit erhalten blieb, und dies gelang vollkommen. Für seine Vorposten traf Schwerin mit Erfolg die den österreichischen leichten Truppen abgesehene Anordnung, seinen Husaren stets einen Rückhalt von Fußvolk beizugeben, so daß dieses den eigentlichen Posten sicherte, jene dagegen ihre Aufmerksamkeit und Kräfte nun ungetheilt dem Streifen zuwenden konnten.

Der König lieferte am 1. Oktober die Schlacht von Lowositz, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gleich am Tage darauf war er beeifert, Schwerin hievon und von dem ganzen Hergang durch ein ausführliches Schreiben zu benachrichtigen. Der König schrieb: „Mon cher maréchal. Pour que vous ne m'accusiez pas de craindre les 300 canons autrichiens, j'ai cru ma réputation engagée à faire un tour de force contre ces gens. Je suis parti le 28 de mon camp de Sedlitz tout seul. J'ai joint mon armée de Bohême, consistant en 60 escadrons et 28 bataillons, campés auprès d'Aussig dans un camp que j'ai jugé mau-

vais et peu avantageux aux troupes. J'ai pris sur la connaissance de toutes ces choses mon parti: Nach genauer Angabe der nächsten Bewegungen, kommt er zu dem Augenblicke, wo die feindliche Stellung ihm sichtbar wird; er sagt: „Le brouillard était épaix et tout ce que l'on pouvait distinguer était une espèce d'arrière-garde de l'ennemi qui ne demandait qu'à être attaquée pour se replier sur ses derrières. Comme j'ai la vue mauvaise, j'ai consulté de meilleurs yeux que les miens, pour me rendre compte de ce qui se passait; qui ont vû tout comme moi. J'ai envoyé pour les reconnâître, et tous les rapports que j'ai reçu ont été conformes à ce que j'en avais jugé." Nun folgt die Erzählung des eigentlichen Gefechts, und zum Schlusse sagt er: „Le prince de Bevern s'est si fort distingué, que je ne saurais assez chanter ses louanges. Avec 24 bataillons nous en avons chassé 72, et, si vous voulez, 300 canons. Je ne vous dirai rien des troupes: vous les connaissez. Mais depuis qne j'ai l'honneur de les commander, je n'ai j'amais vu de pareils prodiges de valeur, tant cavalerie qu'infanterie. L'infanterie a forcé des enclos de vignes, des maisons maçonnées; elle a soutenu, depuis 7 heures jusqu'à 3 heures de l'après-midi, uu feu du canon et d'infanterie, et surtout l'attaque de Lowositz, ce qui a duré, sans discontinuer, jusqu'à ce que l'ennemi s'est trouvé chassé. J'ai surtout eu l'œil à soutenir la hauteur de ma droite; ce que je crois a décidé de toute l'action. Montrez, je vous en prie, le croquis ci-joint a Fouqué; s'il ne le voyait pas, il ne me le pardonnerait jamais. J'ai vu par ceci, que ces geus ne veulent se hasarder qu'à des affaires de poste, et qu'il faut bien se garder de les attaqner à la housarde. Ils sont plus pêtris de ruses que par le passé, et croyez m'en sur ma parole que sans beaucoup de canon, pour le leur opposer, il en couterait un monde infini pour les battre. Moller, de l'artillerie, a fait des merveilles, et m'a prodigieusement secondé. Je ne vous parle de mes pertes que les larmes aux yeux. Les généraux Lüderitz et Oertzen sont tués, et Holtzendorff

des gendarmes. Je ne veux pas m'affliger en vous rappelant mes pertes: mais ce tour de force est supérieur a Sorr, et à tout ce que j'ai vu de mes troupes. Ceci fera rendre les Saxons, et finira ma besogne cette année. Je vous embrasse, mon cher maréchal, et vous conseille d'aller bride en main. Adieu." Die Mahnung zur Vorsicht ist für den einundsiebzigjährigen Greis gewiß ein großer Lobspruch, sie bezeugt, daß der feurige Muth und die tapfere Verwegenheit des erprobten Kriegsmannes durch sein Alter nicht geschwächt waren, wie denn überhaupt die wahren Eigenschaften der Menschen gleichmäßig über Jugend und Alter sich erstrecken. Auf ein besonderes Blatt schrieb der König eigenhändig noch folgende Weisung in Betreff jenes Schreibens: „Dieser Brief ist vor den Feldmarschall Schwerin. Man muß noch zusetzen, daß wir 24,000 Mann gewesen, und der Feind 60,000 Mann, das ist die pure Wahrheit. Hiervon einen vernünftigen Extrakt, die Wahrheit vor meine Armee von Sachsen, aber vor der Welt etwas deguisirt, ohne die Umstände unserer Stärke und des Feindes seine zu berühren. Nach England u. s. w. zu schicken. Mein Brief ist an Schwerin, und muß ihm zugeschickt werden, und die Kopie vor Prinz Moritz, Winterfeldt, Leschwitz, meine Brüder, aber nicht weiter. Fch."

Schwerin antwortete dem König, daß er ihm von Herzen Glück wünsche zu dem erfochtenen Siege, den er mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken rühmte und ganz dem Könige zur Ehre rechnete, auch durch ein Tedeum und dreimalige Geschütz- und Gewehrsalven feierte. Allein er äußerte nebenher, er sehe aus allen Angaben, daß die Schlacht eine wahrhaft Königliche zu nennen sei, denn ein General, der sie unter solchen Umständen geliefert hätte, würde auch seinen Kopf dabei eingesetzt haben. Schwerin mochte mißmüthig sein, bei solchen Kriegsthaten nur ein entfernter Zuschauer zu bleiben und in gezwungener Unthätigkeit zu harren; der Ton des Tadels und der Belehrung klang wieder hervor, und war diesmal besonders unzeitig, da der König alle Ursache hatte, sich eines Erfolgs zu freuen, den er überdies mehr seinen Truppen, als sich selber zur Ehre rechnete. So begannen

die alten Keime der Mißhelligkeit alsbald wieder sich zu regen.

Die Folgen des Sieges bei Lowositz waren auch nicht so groß, um sogleich auf die Hauptsachen entscheidend einzuwirken, und Friedrich empfand manche Verlegenheit, die er durch wachsame Sorgfalt zu mindern strebte. Er schrieb am 9. Oktober über seine Lage an Schwerin eigenhändig: „Vous jugerez facilement, que ce sont les Saxons qui dérangent principalement nos affaires. Pour moi qui n'ai que 24 bataillons, dont 14 ont souffert, je n'ose quitter les montagnes dont on me couperait, et comme l'Elbe n'est pas libre il me serait impossible d'avancer davantage sans déranger mes subsistances. Browne est fort de 44 à 45,000 hommes, ainsi j'ai fait l'impossible pour mettre les affaires dans l'état présent où elles se trouvent. Je crois que leur projet de campagne ne roule que sur l'idée de nous ôter les subsistances, pour nous obliger de quitter la Bohême, et qu'alors ils ont tous deux le dessein de nous harceler avec leurs troupes légères, et d'engager une affaire d'arrière-garde. Pour moi j'ai pris toutes mes mesures, au cas que l'affaire des Saxons me traine encore, pour tenir bon ici jusqu'à ce qu'elle sera terminée, et s'il faut que je rentre en Saxe j'ai aussi pris mes arrangements pour que ces gens ne puissent pas m'entamer; en même tems, si cela arrive, je tiendrais un corps prêts dans la Lusace pour marcher en Silésie dans le besoin. Vous verrez que si l'ennemi fait une tentative sur cette province, que ce ne sera qu'à la mi-décembre. Je serai attentif à tout, et pour que je sois averti plus vite de ce qui se passe de votre côté, il serait bon que quelque officier m'écrivit de Schweidnitz tout ce qui se passe sur les frontières de Bohême. Je crois que vous conviendrez aprésent que si vous aviez marché vers Hohenmauth que vous auricz causé un tout autre embarras à Piccolomini. Je vous recommande surtout, si vous êtes obligé de vous retirer devant l'ennemi, de faire votre marche avec bien de la circonspec-

tion. La démarche est délicate, et c'est le seul moment où Piccolomini osera vous entamer."

Die Thätigkeit Schwerin's mußte während dieses Feldzuges sich begnügen, durch seine Truppen die ganze Gegend, welche sie abreichen konnten, auszubeuten und zu brandschatzen. Schwerin bewies auch diesmal wieder, daß er ein Meister in der Kunst sei, seine Truppen reichlich zu verpflegen und gleichwohl das Land zu schonen. Er hielt auf strenge Ordnung und Mannszucht; Plünderung und willkürliche Erpressung wurde hart bestraft, sogar mit dem Tode. Nur von höherem Befehl ausgehende Forderungen durften gelten, und bei solchen Anordnungen leisteten die Einwohner viel und willig, ohne doch ganz erschöpft zu werden; sie mußten unter diesen Umständen sogar wünschen und begünstigen, daß sich der Kreis der preußischen Ausschreibungen erweiterte, weil dadurch die Last sich mehr vertheilte und sonach für jeden erleichtert wurde. Futter und Lebensmittel holten die preußischen Partheien sogar aus den Dörfern dicht vor dem österreichischen Lager. Den Streifereien auf dem rechten Elbufer wurde zwar dadurch Einhalt gethan, daß Piccolomini 2000 Mann in Sadowa aufstellte, doch in anderen Richtungen geschahen sie ungestört. Kleinere Gefechte waren meist zum Vortheil der Preußen; der Oberstlieutenant von Werner schlug am 10. Oktober eine größere feindliche Reiterschaar bei Reichenau. Schwerin schrieb hierüber an Keith, den er schon wegen des Sieges von Lowositz beglückwünscht hatte, aus Aujest am 18. Oktober: „Da mein Nachbar Piccolomini sich streng in sein Lager eingeschlossen hält, wo er sich bis an die Zähne verschanzt hat, so giebt er meinen Husaren nur selten eine kleine Beschäftigung. Oberstlieutenant Werner, Wechmar'schen Regiments, den ich am 10. gegen den feindlichen Nachtrab ausfandte, warf mit seinen 250 Husaren eine Schaar von 400 Dragonern und 50 Husaren. Er verfolgte sie bis über Reichenau hinaus, und als sie über die Brücke der Festung mußten, sprengte er eine gute Anzahl in den Graben, tödtete ihrer noch viele dazu, und machte einige Gefangene. Andrerseits hat Major Bajar, von den Wechmar'schen Husaren, den ich ausgeschickt hatte in der

Nachbarschaft von Frankenstein die Gränzen von den dort streifenden Panduren und Husaren zu säubern, einen Lieutenant mit 50 Reitern in der Gegend streifen lassen. Diese stießen in der Nacht vom 14. auf den 15 mit 60 österreichischen Husaren zusammen, griffen sie trotz dreifacher Abfeurung ihrer Karabiner und Pistolen mit dem Säbel in der Faust an, tödteten einige, und brachten zehn Mann und elf Pferde gefangen. Wir verloren 12 Pferde in diesen Scharmützeln, und hatten etwa eben so viele Mann verwundet, aber keinen getödtet; ausgenommen etwa den Lieutenant Koschenbar, von dem wir noch nicht wissen, ob er getödtet oder gefangen sei."

Schwerin erhielt bald nachher vom Könige unter dem 16. Oktober aus Struppen die Nachricht, daß die zum Entsatz der Sachsen heraugerückten Oesterreicher geschlagen und die Sachsen zur Uebergabe gezwungen worden; eigenhändig hatte der König hinzugefügt: „Nous avons les Saxons. Browne a marché à leur secours avec 8000 hommes, je me suis mis en marche avec 15 escadrons pour joindre l'armée de la blocade; les Saxons, fiers du secours que Browne leur amenait, ont passé l'Elbe pour se retirer vers Schandau, mes troupes sont aussitôt entré dans leur retranchement, et se sont mis entre Königstein et Struppen, de l'autre côté ils ont 12 bataillons sur leur nez postés derrière des abatis. Le 14 Browne s'est retiré, et Warnery a défait totalement son arrière-garde composée de 200 grenadiers et 300 hussards. Les Saxons ont demandé à capituler, et ils sont tous à moi. Voilà la fin de cette campagne. Par les mêmes raisons qui vous obligent de sortir de Bohême je me vois obligé de faire la même chose; ce sera le 20 de ce mois que Keith se repliera sur Peterswalde, vous ferez bien de repasser en Silésie le même jour, mais de bien masquer ce mouvement pour que l'ennemi ne pénètre pas votre dessein. Je prendrai ici ma position de manière à avoir un gros corps dans la Lusace sur les frontières de la Bohême prêt à vous joindre ce qui se peut faire dans 5 jours vers Schweidnitz. Il me faut

souvent des avis de ce qui se passe là-bas, pour que mes mouvements viennent au secours des vôtres. Je n'ai rien su de vous depuis le 6 d'Octobre, il faut qu'un ou deux chasseurs soient perdus.. Je vous envoie cette dépêche double parceque je la juge de conséquence. Adieu. Federic."

Als der König nun mit seinem Heer aus Böhmen zurückging, um in Sachsen Winterquartier zu nehmen, brach dem Befehl gemäß auch Schwerin mit seinen Truppen nach Schlesien auf. Doch verließ er erst am 22. Oktober sein bisheriges Lager bei Anjest, und marschirte nach Jaromir, wo er zwei Tage stehen blieb; der König schrieb ihm sogleich in Ziffern: „Le camp de Jaromir ne vaut rien, il est dangereux. Pour moi je quitte le 27 la Bohême, et je ferai mes détachements pour les quartiers d'hiver vers le 15 de Novembre, en attendant je tiens un corps prêt en Lusace qui au premier ordre pourra vous joindre." Aber Schwerin hatte beim Empfang dieser Zeilen das Lager, welches auch ihm nicht gar gut dünkte, schon verlassen, setzte seinen Marsch fort, und rückte darauf über Skalitz in die Grafschaft Glatz ein. Der Feind wollte den Marsch nicht ungehindert geschehen lassen, und rückte am 26. mit 6000 Mann unter dem General Spada gegen Skalitz an, um die preußische Nachhut anzugreifen, allein Schwerin selbst befand sich bei dieser, wollte an seinem Geburtstage sich nichts bieten lassen, hieß drei Reiterregimenter vorrücken und vier Bataillons Grenadiere nachfolgen, und flößte seiner an Zahl schwächeren Mannschaft solchen Muth ein, daß die Oesterreicher nach einigen empfangenen Kanonenschüssen und als sie des Fußvolks ansichtig geworden, alsbald ihren Rückzug nahmen, worauf Schwerin seine Husaren hervorbrechen ließ, und jene völlig in die Flucht gejagt wurden, wobei den Preußen noch manche Beute zufiel. Der König antwortete auf den Bericht hievon mit größter Zufriedenheit, und hatte die Aufmerksamkeit, Schwerin zu seinem Geburtstage zu beglückwünschen: „Je vous fais d'ailleurs — schrieb er — mon compliment sincère sur l'entrée dans votre 73me année, faisant des vœux pour votre prospérité et que le

ciel vous continue encore une longue suite d'années heureures jusqu'à l'âge le plus reculé des humains." Am 2. November nahm Schwerin sein Hauptquartier wieder in Frankenstein. Der Feind blieb aber in beunruhigender Bewegung, und schien auch von anderer Seite in Schlesien eindringen zu wollen. Schwerin wollte rasch nach Troppau und Jägerndorf vorrücken, und die Oesterreicher dort vertreiben, jedoch der König stimmte dem Entwurfe nicht bei, sondern schrieb am 10. November eigenhändig zurück: „L'expédition que vous méditez serait bonne si vous aviez 50,000 hommes en Silésie, mais si vous l'entrepreniez aprésent je vous prophétise d'avance ce qui vous arrivera. Vous chasserez les Autrichiens de Troppau et Jägerndorf, mais un gros corps pénètrera par Landeck, marchera sur Patschkau, Ottmachau et Neustadt, ce qui vous obligera d'abandonner Troppau et Jägerndorf, de vous rassembler en hâte, et ensuite de rechasser l'ennemi de tous ces postes qui vous couperaient de la basse Silésie, vous donnerait lieu à une guerre d'hiver ruineuse pour les troupes, et dans le fond vous n'y gagnerez rien. Je crois que cela mérite que vous fassiez quelque réflection. Fr." In dem an demselben Tage von des Geheimen Kabinetsrathes Eichel Hand entworfenen Schreiben an Schwerin sagt der König unter anderen die später oft angeführten, und auch in der vom Könige verfaßten Geschichte des siebenjährigen Krieges wiederholten denkwürdigen Worte: „Je vous traite comme Turenne, vous n'avez que de petites armées, mais l'habileté du général supplie à 10,000 hommes." Worauf Schwerin am 13. November aus Frankenstein antwortete: „Sire! La lettre gracieuse de Votre Majesté du 10, dans laquelle il lui plait de me comparer en quelque façon au grand Turenne, me donnerait de la vanité si j'en était susceptible. Turenne, Sire, était un homme dans toute sa vigueur, elevé dès sa jeunesse et continué dans le commandement des armées. Il avait une routine si expérimentée, à laquelle je ne puis plus espérer de parvenir à mon âge décrépit, et avec une santé aussi faible que la mienne. Si Dieu a

béni jusqu'ici mes travaux, c'est à la sage direction de Votre Majesté que j'en dois les succès; mais ne comptez pas à la longue, Sire, sur mes services, quelques zélés qu'ils soient; je me ressent souvent des infirmités du corps et de l'esprit, qui abaissent tellement ma vivacité naturelle, que j'ai toutes les peines du monde d'agir, et d'exécuter ce que Son service exigera pendant tout l'hiver qui est d'ordinaire la saison qui m'est la plus fatale. Je croirais manquer à ce que je dois à Votre Majesté, si je ne l'en avertissai à temps." — Gegen Ende des November trat die nöthige Ruhe ein, um die Truppen weiter im Lande vertheilen zu können, und erst im Anfange des Dezembers rückten sie wirklich in die Winterquartiere. Schwerin nahm sein Hauptquartier in Neiße.

Schlesien, wohin der Feind ein besonderes Augenmerk zu richten schien, dünkte dem Könige durch Schwerin's geringe Truppenmacht nicht genugsam geschützt, und er sandte deßfalls eine Verstärkung von 3000 Mann in das schlesische Gebirge, um die noch ganz offene Gegend von Landshut zu decken. Die Besorgnisse und Bewegungen, welche auf dieser Seite fortwährend bis zum Frühjahre Statt fanden, sind bereits im Leben Winterfeldt's erzählt, und ebendaselbst die merkwürdigen Briefe, welche der König mit diesem genialsten und tüchtigsten seiner Generale gewechselt, im Auszuge mitgetheilt worden. Daß Winterfeldt in dem Vertrauen und der Gunst des Königs höher stand, als Schwerin, war diesem nicht verborgen, und leicht auch konnte der Argwohn entstehen, daß jener ihm nicht nur zur Aushülfe untergeben, sondern auch zur Aufsicht über ihn gesetzt sei. Wenn auch letzteres dem Sinne des Königs nicht ganz fremd sein mochte, so war doch Winterfeldt viel zu klug, um dergleichen ohne die äußerste Noth merken zu lassen. Wir finden auch nirgends, daß kleinliche Eifersucht zwischen diesen beiden Feldherren in störende Mißhelligkeit ausgebrochen sei, und wiewohl gesagt wird, Schwerin habe Winterfeldt nicht leiden können, und obgleich diesen das Gefühl der eignen Selbstständigkeit allerdings in jede Unterordnung begleitete, so hat doch jeder dieser Männer das gegebene Verhältniß treu zu

wahren gewußt, und das Wohl des Dienstes könnte nicht einträchtiger gefördert werden, als durch ihr gemeinsames Bemühen geschah.

Der König war eifrig bemüht, die Absichten zu erforschen, welche seine Feinde für den nächsten Feldzug haben konnten, und besprach diesen Gegenstand in dem Briefwechsel mit Schwerin wiederholt und sorgfältig. In einem Briefe aus Dresden vom 19. Dezember sagte er hierüber mit kühnem Zutrauen: „Nous aurons, mon cher maréchal, bien des ennemis à combattre, mais je ne crains rien. J'ai d'excellents généraux, d'admirables troupes, et si le ciel ne me prive pas du bon sens, j'espère aussi de faire mon devoir de mon côté. Je crois selon toutes les apparences que leur dessein est d'envoyer en haute Silésie les Cravates avec la cavalerie saxonne, de venir avec une armée vers la basse Silésie, avec une autre vers la Lusace, un corps qui passera la Thuringe pour entrer par le Halberstadt dans le Magdebourg, et un corps volant pour m'enlever mes magazins de l'Elbe, pendant qu'ils croiront par leurs mouvements m'éloigner de cette rivière. Outre tout ceci ils auront une armée dans l'Empire pour subjuguer les princes et les cercles et leur donner la loi. Si telle est leur disposition il faudra voir de quel côté on pourra frapper le plus grand coup, tomber en force sur l'une de ces armées, l'abîmer si l'on peut, et ensuite se tourner vers les autres. Mais nous aurons le temps d'éplucher cette matière et d'en raisonner avec plus de connaissance de cause. Je ne puis jusqu'à présent vous rien dire de positif sur les Russes; cela est encore incertain, mais je ne désespère pas encore. J'ai trouvé à propos d'ordonner une augmentation dans la cavalerie et les dragons, d'un officier par escadron, de 2 bas-officiers, et de 12 hommes et chevaux. Il faut faire tous les efforts imaginables pour résister à nos ennemis, il faut les terrasser, et ne redoutant ni leur nombre, ni leur puissance, se faire un honneur d'avoir une tâche difficile à remplir. On paie un danseur de corde, mais on ne donne rien à un homme qui marche uniment par

les rues, et il n'y a de réputation dans le monde que pour ceux qui surmontent les plus grandes difficultés. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Prenez tous les soins possibles de votre santé; l'état a grand besoin de vous l'année prochaine; c'est alors qu'il faudra combattre pro aris et focis. Soyez persuadé de mon estime et de ma considération." Schwerin, welcher Oberschlesien ernstlich bedroht sah, hätte gern eine rasche Unternehmung dorthin gelenkt, aber der König wollte dies nicht billigen, worüber jener an den Geheimen Kabinetsrath Eichel am 7. Januar 1757 schrieb: „Sa Majesté ayant désapprouvé mon idée, il ne me reste plus que de savoir ses ordres pour l'exécution de ce qui pourra se faire;" indem er ihn schließlich um fortgesetzte Nachrichten und Weisungen bittet, mit dem leisen Vorwurfe, daß Eichel ihm keine Mittheilungen solcher Art zu machen pflegt, obschon derselbe mit ihnen nicht karg sei für Andere, die vielleicht weniger Eifer hätten.

Während des Winters kam auch der König selber nach Schlesien, und beschied Schwerin und Winterfeldt für den 29. Januar 1757 zu sich nach Hainau, wo eine ausführliche Berathung Statt fand, sowohl über die Erfordernisse des Augenblicks, als über die zu entwerfenden Plane für den bevorstehenden Feldzug, der jedenfalls ein sehr verhängnißvoller zu werden drohte. Hier scheint kaum ein Widerspruch gewaltet zu haben, der König hatte in seinem Kopfe die kühnsten Entwürfe schon völlig zur Reife gebracht, die mit Schwerin's Vorschlägen im Ganzen übereinstimmten, und hielt den Erfolg, wenn die Ausführung den Vorschriften entspräche, für unfehlbar. Mit den Anstalten, welche zur Sicherheit von Schlesien getroffen waren, bezeigte er sich sehr zufrieden, und von dieser Seite beruhigt, kehrte er nach Dresden zurück, wo er den übrigen Theil des Winters in gewohnter Thätigkeit zubrachte.

Schwerin erfuhr die Genugthuung, die Redlichkeit und Ordnungsliebe, welche er in Böhmen bewiesen, auch von dem feindlichen Oberfeldherrn auf eine glänzende und sehr schmeichelhafte Weise anerkannt zu sehen. Während der Winterquartiere nämlich sandte der Feldmarschall Graf von Browne

für Schwerin und Keith ein bedeutendes Geschenk vortrefflichen Weines, wobei er beiden seinen Dank ausdrückte für die Uneigennützigkeit und Schonung, die sie an der Spitze der Kriegsheere gezeigt, und welche den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich bleiben werde. Besonders war Schwerin wegen seiner einsichtsvollen Verwaltung ein Gegenstand der eifrigen Lobreden Browne's, der es öfters laut aussprach, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müsse.

Da nach der Entfernung des französischen Gesandten Graf von Broglie dessen Sekretair Henning noch in Dresden zurückgeblieben war, und es bei dem feindlichen Vorrücken französischer Truppen über den Rhein nicht rathsam schien, ihm längeren Aufenthalt zu gestatten, so wurde Schwerin vom Könige beauftragt, ihm den Befehl zur Abreise zu ertheilen. Allein wie früher der Gesandte, so weigerte sich jetzt der Sekretair, diesem Befehl zu folgen, er schützte die Vorschriften seines Hofes vor, und erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde. Schwerin war lange bemüht, ihn zum willigen Nachgeben zu bewegen, allein, da keine Vorstellungen fruchteten, so wurden zuletzt Maßregeln des Zwanges nöthig, und der Lieutenant von Wangenheim führte ihn bis zur Gränze.

Mit dem Frühjahr wurde die Kriegsthätigkeit auf allen Seiten rege. Der Briefwechsel zwischen dem Könige und Schwerin war äußerst lebhaft, und umfaßte die größten wie die kleinsten Angelegenheiten. Schwerin, öfters krank und schwach, bewies doch immer den größten Eifer, und hatte in den guten Augenblicken alle Frische heldenmüthigen Selbstvertrauens; so schrieb er am 11. Februar aus Neiße an den König: „Il faudra voir comment on se tirera d'affaire avec le prince Charles et les héros qu'il aura à sa suite, si tant y a qu'ils deviennent mes adversaires. Votre Majesté peut être persuadée que je ne me donnerai aucun relâche pour mettre tout en train, de façon que je serai pour le moins aussi tôt prêt que l'ennemi, dont les déserteurs me disent qu'il a encore bien des flûtes à arranger, avant de pouvoir se mettre en campagne; mais soit comme il voudra, avec l'armée que Votre Ma-

jesté me destine, je ne les crains pas, ni tôt ni tard." Aber nicht lange nachher wurde er auf's neue von einer heftigen Hämorrhoidalkolik ergriffen, die ihn fünf Wochen hindurch schwer leiden machte. Als er endlich dem Könige seine Besserung meldete, und seine neuen Anschläge für den Feldzug vorlegte, antwortete Friedrich am 16. März ihm aus Dresden eigenhändig: „J'ai reçu votre lettre, mon cher maréchal, avec toute la satisfaction possible y voyant des nouvelles de votre convalescence. Je vous assure que vous ne me pouvez faire un plus grand plaisir que de me dire votre sentiment naturellement et sincèrement. Mais, mon cher maréchal, ce qui m'empêche de m'y conformer ce sont les nouvelles que je reçois de tout côté et qui de jour en jour se confirment davantage. Voici donc, autant que j'en peux juger jusqu'à présent, en quoi consiste le plan de l'ennemi. Les Français doivent faire passer le Rhin à 80,000 hommes auxquels doivent se joindre quelques Autrichiens encore de Flandre et des troupes de l'Empire; 50,000 hommes doivent assiéger Wesel, et 30,000 hommes marcher dans le Magdebourg. Browne veut rester tranquille jusqu'au moment où il prévoit que je serai obligé de détacher pour m'opposer aux Français, et alors il veut agir ici avec toute sa force, espérant de me vaincre par sa supériorité. Or, il est sûr que, quoique la manœuvre des Français est très-difficile, qu'ils peuvent l'entreprendre; si donc cela se fesait je ne puis me tirer de cet embarras qu'en prenant les mesures suivantes: 1°. en formant un corps de 30,000 hommes qu'il faut envoyer contre les Français; 2°. il me faut ici une armée de 60,000 hommes opposée à Browne, un corps de 35,000 hommes en Lusace, et 15,000 hommes enployés à camper auprès de Schweidnitz et distribués dans les forteresses de la Silésie. Vous verrez ainsi que dès que l'on aura chassé les Français ou battu les Autrichiens, on dégagera aussitôt la Silésie, et alors nous pourrons agir offensivement. Voilà ce que j'ai imaginé de mieux dans ce moment; je vous prie de me dire si vous pensez quelque chose de mieux, et c'est

précisément ce qui me tient encore en suspens pour la distribution des troupes; aussi ne suis-je résolu de me former mes corps d'armée qu'à mesure que je verrai clair dans les démarches de mes ennemis. Je vous envoie ci-joint un extrait des nouvelles que j'ai reçues, par lesquelles vous jugerez facilement de l'importance du secret. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic." Schwerin antwortete hierauf am 19. voll guten Muthes, er glaube zwar noch nicht recht an den Ernst der Franzosen, aber auch im Falle der König 30,000 Mann gegen sie entsenden müsse, sei die Sache noch nicht verzweifelt; ihm sei vor allem wichtig zu wissen, wo der König in Person sein wolle, da müßte auch die Hauptstärke sein, denn wenn einer seiner Generale durch die Uebermacht des Feindes auch einen Schlag erleide, so habe das nicht so viel zu sagen, als wenn den König selbst ein Unglück träfe; übrigens glaube er, daß Schlesien stark besetzt sein müsse, denn von hier aus werde die Lausitz mit beschützt, wohin der Feind nicht wagen dürfe vorzudringen.

Die preußischen Vertheidigungsanstalten in Sachsen täuschten den Feind über die Absichten des Königs, die versuchten Einbrüche einzelner Schaaren nach Böhmen ließen keinen allgemeinen Angriff erwarten. Jedoch reiften die Anstalten des Königs in sichrem Geheimnisse dem Zeitpunkte ihres Vollzugs entgegen. Schwerin war im vollen Vertrauen der Plane, schrieb darüber offen seine Meinung, und wurde dafür von dem Könige belobt. Derselbe schrieb ihm aus Lockwitz am 26. März: „Mon cher maréchal, comte de Schwerin. Je ne fais qu'accuser ici la bonne réception de la lettre que vous m'avez écrite du 23 de ce mois, en me réservant de vous répondre encore de ma main propre sur plusieurs points que vous ne lirez que seul, et dont vous me garderez le plus grand secret, sans en laisser transpirer quelque chose. Je vous remercie des nouvelles que vous m'avez communiquées; autant que j'en comprends, je me persuade que l'ennemi n'a pas encore aucun autre dessein que défensif, quoique toujours je n'oserais pas m'y fier tout-à-fait." Und eigenhändig fügte

er hinzu: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrais mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté. Le tout dépend du plus grand secret qu'il faut observer, car la moindre chose qui viendrait à transpirer perdrait tout. Comme Platen vous informera de quoi il est question, je crains de confier la chose à la plume; mais vous me comprendrez sans doute, et vous jugerez facilement quelles doivent être les manœuvres auxquelles je me prépare. Quand vous m'écrivez sur cette matière, je vous conjure que ce soit en chiffres pour plus de sûreté. Je me réjouis beaucoup de ce que votre santé va en s'affermissant; vous pouvez être persuadé que j'y prends une part véritable. Mes nouvelles de France sont que la Pompadour branle au manche, que l'on désire la paix, et que l'envie de la rétablir est si grande que l'on pourrait peut-être faire des propositions aux Anglais, cela est toujours très-bon. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic." Und gleich am 27. ließ der König folgendes eigenhändige Schreiben nachfolgen: „Vous avez très-bien envisagé les choses, mon cher maréchal, on voit que vous êtes un vieux routier qui connaissez le métier à fond et qui pouvez donner des bons avis aux jeunes gens. — J'ai lu et relu votre projet, il est admirable, je suis bien aise de m'être tant soit peu rencontré dans votre façon de penser, mais voici à peu près ce que je crois qu'il faudra régler nécessairement. 1°. Quinze jours de pain pour votre armée, 2°. dix jours de fourrages. Ensuite, comme vous le dites très-bien, il faut observer pour le tout un secret impénétrable. Quand à l'exécution, voici je crois ce qui se peut faire de notre côté. Le prince de Bevern a sûrement 30,000 hommes vis-à-vis de lui, il ne saurait agir offensivement avant que l'ennemi, sachant que vous lui venez à dos, ne lui donne le moyen d'avancer, car

le chemin de Gabel et de Reichenstein, garni de 30 à 40,000 hommes, ne se laisse pas forcer avec 25,000 hommes; mais pour faciliter l'opération du prince de Bevern je peux envoyer un gros détachement vers la Seigneurie de Hanspach pour inquiéter ceux qui sont du côté de Rumbourg et Schluckenau, et me porter ensuite sur la hauteur de Nollendorf; je ferai faire en même temps des mouvements sur ma droite au corps du prince Maurice, et si faire se peut il tombera sur quelque quartier des ennemis de son voisinage; vous commencerez alors vos opérations, Browne qui doit supposer que le grand coup se frappera de mon côté, attirera toutes ses forces sur moi, en même temps quand les Autrichiens de Reichenau vous sauront à leur dos, ils s'enfuiront, alors le prince de Bevern pourra les pousser aussi loin que possible; s'ils tournent vers Aussig, il les suivra l'épée aux reins; vous avancerez en attendant, Browne ne saura de quel côté tourner, si alors le prince de Bevern prend Tetschen je pourrais avancer vers Aussig, où les Autrichiens n'ont qu'un magazin pour les troupes legères et qui ne me servira pas de grand'chose. Je ne peut point prendre de camp auprès d'Aussig, à cause des difficultés, où l'on manque d'eau, où le terrain est désavantageux et mauvais, il faut se mettre à Karwitz qui est dans la plaine et où l'on peut bien s'accomoder, mais d'où prendrons nous de la paille? Il me faut 8000 chariots du pays pour me voiturer les vivres et fourrages; toute la partie de la Bohême où j'entre est radicalement mangée. Les magazins de l'ennemi sont à Budyn, je ne puis y arriver, ni subsister des miens, ce qui m'obligera à me borner simplement à des ostentations du côté de Nollendorf, Töplitz etc. et ce qui me mettra hors d'état d'empêcher Browne de faire des détachements contre vous. Aussig n'est point propre pour un magazin, et je ne saurais avancer à moins que le prince de Bevern ne balaie l'autre côté de l'Elbe; je serais d'ailleurs dans l'embarras de ne point avoir des nouvelles de Browne et de ne pas savoir de

quel côté il tourne. Mais s'il se retire même au-delà de l'Eger je ne puis l'atteindre; si je marche sans cavalerie je pourrais le combattre, mais sans succès; si je me charge de ma cavalerie, je manque de subsistence. Tout cela n'aurait pas lieu si les herbes étaient venues ou si dans ce pays ils avaient avanturé leurs dépots comme le long de vos frontières. — La politique et la raison de guerre veulent que j'entre en campagne avant que les ennemis ayent arrangé leurs flûtes, mais voilà des impossibilités physiques qui m'empêchent de faire grand'chose. Je me trouverai fort heureux si je parviens à contenir Browne ne fut ce que pour un temps; mais à moins qu'il ne fasse quelque sottise grossière, je ne serai guères en état de lui faire grand mal avant la crûe des blés. Je vous prie de me dire sur cela ce que vous pensez, car voilà au vrai comme j'envisage l'état des choses depuis que Browne a mis entre lui et moi la barrière de la famine. Je me réjouis beaucoup que votre santé s'affermit etc. Federic."

Schwerin hatte unter den Einflüssen des Winters hart gelitten und fühlte fortwährend seine Gesundheit tief erschüttert; doch die Aussichten des nahen Feldzuges stärkten ihn wieder, und er blickte mit frommer Zuversicht auf die Laufbahn, die sich ihm auf's neue eröffnen, vielleicht auch enden sollte. In dieser Stimmung schrieb er aus Neiße am 31. März an seine Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind, die bei Jesu Christo sind." — Aber diese fromme Stimmung that der kriegerischen keinen Eintrag, wir sehen Schwerin gleich in den nächsten Tagen wieder in voller Thätigkeit. In der That erforderten die Umstände die wachsamste Sorgfalt, denn der Feind war in Stärke, und es war zu fürchten, daß er früher im Feld erschiene, als die Preußen mit ihren Anstalten fertig wären. Der König schrieb in dieser Spannung

am 2. April aus Lockwitz an Schwerin durch Eichel's Hand aber in den geheimsten Ziffern: „Mein lieber Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Ich kann nicht umhin Euch vermittelst der Anlage dasjenige zu kommuniziren, was mir der Herzog von Bevern von der Aussage eines bei ihm angekommenen Espions gemeldet hat. Im Fall nun der Feldmarschall Browne etwas gegen die Lausnitz entrepreniren sollte, ehe Ihr fertig würdet, so schreibe ich Euch im voraus was ich alsdann thun werde, und was Ihr zu thun haben dürftet, weil alsdann unsere Korrespondenz wohl auf einige Zeit unterbrochen sein dürfte, auf daß wir solchenfalls einer den andern sekundiren können. So viel muß ich Euch vorher sagen, daß wenn Browne en force auf Zittau kommet, ich den Herzog von Bevern auf den Fall beordert habe, sich von Zittau zurückzuziehen und auf Bautzen zu repliiren; so wie mich auch alsdann der Herzog von Bevern davon avertiren wird, so werde ich mit dem großen Klumpen zu ihm stoßen, wenn der Feind ungefähr in der Gegend von Görlitz sein wird, um denselben in den Rücken zu kommen, und würde ich solchen, wenn ich sähe, daß er nach Schlesien wollte, noch wohl etwas mehr vorlassen, um ihm alsdann so besser in den Rücken zu gehen. Also überlasse ich Euch solchenfalls ob Ihr, nach denen Nachrichten, so Ihr von denen Gränzen haben werdet, alsdann lieber auf des Feindes Magazine gehen, oder ihm in die Flanke in Schlesien kommen wolltet; welches Ihr dann so machen könnet, wie Ihr die Umstände vor Euch gut finden werdet. Ihr sollet Euch nicht allarmiren, wenn wir auch Zittau verlassen. Dieses schadet uns nichts und die Situation des Ortes ist so gemacht, daß wir die Höhen auf diesseit haben, und daß wenn wir also auch Zittau verlassen, wir es allemal wiederbekommen können, als welches der Feind nicht verhindern kann. Allem diesen ohnerachtet glaube ich fast noch, daß mich der Feind dahin zu ziehen gedenket, deßwegen ich hier warten und allererst sehen werde wie das Ding gehen will, alsdann ich klar sehen, und thun kann was ich will. Bleibet aber noch alles so lange wie Ihr wisset stille, so werde ich den General Goltze abwarten, und schreiben Euch dann auf Euer projet, wovon

ich das große schon goutirt habe, so daß es nur noch auf die übrigen Umstände ankomme. Uebrigens verlange ich, daß Ihr mir hierauf ja nicht anders als in chiffres antworten sollet. Ich bin ꝛc. Fch." Dasselbe wurde an Winterfeldt geschrieben, der aber nichts darauf antworten sollte, als daß er den Brief empfangen; so vorsichtig und genau nahm der König alle seine Maßregeln! Am folgenden Tage, nachdem der Generalmajor von Goltz mit mündlichen Erläuterungen des Schwerin'schen Anschlages bei dem Könige angekommen war, bestätigte dieser nochmals die schon getroffenen Anordnungen, empfahl vornämlich die rasche Wegnahme des Magazins von Jung-Bunzlau, wobei der Feind von Zittau bald zurücklaufen und der Herzog von Bevern Luft bekommen würde, so daß Schwerin mit demselben verbunden gradezu auf Leitmeritz marschiren könnte; der König selbst wollte inzwischen den Feldmarschall Browne beunruhigen und irre machen, damit derselbe nichts gegen die Lausitz hin unternähme. „Kommt der Feind auf Euch, — heißt es weiter, — so feind Ihr en force ihn zu schlagen; kommt solcher auf mich, so dürfet Ihr Euch keine Sorge machen." Der König führt hierauf seine weiteren Absichten, nach Verschiedenheit der möglichen Fälle, noch umständlich aus, und empfiehlt genaues Einvernehmen mit dem Herzog von Bevern. Am 5. April schrieb der König unter einen Befehl, der eine Dienstsache betraf, noch eigenhändig an Schwerin diese Worte: „J'aurais bien des bonnes choses à vous écrire, mais je ne les confie pas à la plume. Cependant cela va à la confirmation de ce que vous savez, et à l'affermissement de la bonne cause. A bon entendeur salut. Fr." Schwerin war mit dem Könige gleicher Ansicht und gleiches Muthes, und betrieb alle Anstalten nachdrücklichst. Am 7. April erbat er sich vom Könige den Oberstlieutenant von Warnery, als den der Gegend kundigsten Anführer, den er mit einigen Truppen im Gebirge zurücklassen wollte, während er selbst in Böhmen vorrückte; allein Friedrich schrieb auf die Rückseite eigenhändig zur Ausfertigung in Ziffern: „Er hat mich schon ausgeplündert an Offiziers, Warnery kriegt er nicht; durch Goltzen seine mitgebrachte Disposition habe schon ersehen, daß er

Truppen in's Gebirge stehen lässet; wegen der sächsischen Regimenter, so wäre mein Rath, 1 Bataillon nach Schweidnitz, 1 nach Neiße, 1 in Breslau, das 4te und das 5te mit auf Postirung in's Gebirge; dagegen nehme er 2 Bataillons Mützschefahl mit in's Feld und gebe ihnen Zelter, Kessels und alles von einem sächsischen Regiment, nur muß kein Sachse bei Magazins gesetzet werden, und müssen in die Festungen die Posten so meliret seind, daß zwei Drittel Preußen gegen 1 Drittel Sachsen stehet. Fch."

Der Feldzug des Jahres 1757 sollte mit dem von vier Seiten fast gleichzeitigen Einrücken der Preußen in Böhmen beginnen; zur äußersten Rechten sollte der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau über Basberg nach Kommotau, in der Mitte der König mit der Hauptmacht über Nollendorf und Außig, dann der Herzog von Bevern aus der Lausitz über Krottau und Kratzen, endlich zur äußersten Linken Schwerin, aus Schlesien mit 33 Bataillons und 60 Schwadronen, im Ganzen über 33,000 Mann stark, vordringen. Der allseitige Aufbruch war auf den 15. April angesetzt; allein die schwierigen Umstände, welche durch die Empörung der zum preußischen Dienst gezwungenen sächsischen Kriegsgefangenen herbeigeführt wurden, indem ganze Bataillone und Regimenter davongingen, verursachten große Verzögerungen, und besonders mußte Schwerin bedacht sein, einige unsichre sächsische Truppen gegen zuverlässige altgediente auszutauschen, so daß er voraussah, kaum den 18. marschfertig sein zu können. Der König schrieb ihm hierüber am 8. aus Lockwitz eigenhändig: „Nous avions tout arrangé pour notre entrée en Bohême le 15 de ce mois, tout est reglé de ce côté-ci en conséquence. Il y a onze personnes qui savent notre secret, pour Dieu ne différez pas au 18. De cette expédition dépent le salut de l'état, et quand même il y aurait quelques régiments de fatigués, ce n'est pas une affaire. Le prince Bevern est instruit de tout; il faut qu'Oelsnitz reste là; si vous voulez vous consentir en outre avec lui, que cela soit en chiffre. Tout dépend àprésent du temps; si vous faites marcher les troupes par Patschkau dans le comté de Glatz vous gagnez du temps. Mes affaires, celles du

prince Maurice et de Bevern sont arrangées, mais chaque moment perdu est un hasard de plus. L'ennemi a ses magazins principaux à Badyn, Leitmeritz et Schlan, vous pouvez lui prendre celui de Leitmeritz; si je passe l'Eger entre Laun et Postelberg, vous sachant à Leitmeritz, ce serait bien le diable si je ne lui prends le magazin de Schlan, ou si je ne le force à une retraite honteuse dont on pourra profiter, ou à une bataille à laquelle il n'est pas préparé et que son projet de campagne est d'éviter. Marchez donc, et ne vous embarrassez pas de misères; si vous manquez de chevaux pour le Feldproviantwesen, prenez les des paysans et que les chevaux que Massow livre leur soient donnés dans la place; en un mot, il faut prévenir ces gens, et entrer en Bohême avant qu'ils campent. S'il plait à Dieu j'amuserai Browne jusqu'au 15 du côté d'Égra, mais cela ne va pas plus loin, et c'est le plus beau moment pour vous; en un mot, chaque moment perdu me met in pericula mortis. Adieu, je vous embrasse mon cher maréchal. Fr." Und bald nachher am 11. schrieb er auf's neue: „Il s'agit d'un enlèvement de quartiers; si nous donnons à l'ennemi le temps de camper, tout est perdu. Par la dépêche que Goltz m'a apportée vous m'avez fixé au 15. J'ai pris sur cela tous mes arrangements, ces arrangements mêmes trahiront mon secret, si vous différez de quelques jours. Hâtez-vous donc, autant qu'il sera possible, négligez tout ce qui est bagatelle, 10 hommes de plus ou de moins ne feront pas notre affaire; mais mandez-moi positivement le jour où vous entrerez en Bohême, pour que je règle mes mouvements sur les votres, et que j'aie le temps d'arrêter le prince Maurice; nous sommes tous prêts ici, sans vous j'aurais marché le 19 à Nollendorf, le 20 à Karwitz et le 21 j'aurais attaqué tout ce que j'aurais trouvé d'Autrichiens du côté de Töplitz, je me serais joint le 23 avec le prince Maurice à Linay, d'où j'aurais pu marcher sur l'Eger qui est le point principal de toute cette expédition pour tourner Browne; vous pouviez prendre le

magazin de Leitmeritz, j'aurais passé l'Eger à Postelberg où j'aurais mis Browne dans la nécessité de vous abandonner le magazin de Budyn ou de m'abandonner un très-gros magazin qu'il a à Schlan, ce qui l'aurait forcé ou à une fuite honteuse ou à combattre hors de son terrain préparé et ayant son armée protégée en déroute. Pour Dieu, pressez-vous donc, et mandez-moi précisément le jour de votre entrée, car je suis obligé de me règler la-dessus, et ne pensez pas à ces fichus Saxons, que 2000 hommes en désertent, cela ne fait rien pourvu que le grand coup réussisse, dont dépend la fortune de l'état, le sort de l'armée et la réputation de nous tous ensemble. Je crois que l'endroit le plus propre pour votre jonction avec le prince de Bevern est à Münchengrätz derrière l'Iser. Quand même il y aurait quelque marche fatigante pour quelques régiments, l'affaire est si importante que vous ne devez pas vous arrêter pour des bagatelles, et chaque moment perdu est irrachetable." Und noch an demselben Tage schrieb er ungeduldig den für Schwerin auszufertigenden Befehl: „Ich wollte lieber alle sächsische Regimenter kassiren, als seinen Marsch eine Stunde aufhalten; er möchte nicht verwechseln, und marschiren."

Schwerin antwortete hierauf am 13. April aus Landshut: „Euer Königlichen Majestät allergnädigstes Schreiben vom 11. d. habe richtig erhalten. Ich kann Höchstdenselben hiermit die allerunterthänigste Versicherung geben, daß ich so viel wie in der Welt möglich unser Vorhaben vor dem bereits gemeldeten Tag in Erfüllung zu bringen bemühet gewesen. Ohne gewisse Fatalitäten, Unglücksfälle, und auch gar große Fatigue für die Regimenter, bin ich nicht im Stande vor dem 18. dieses in Böhmen einzudringen, an diesem Tage aber wird solches nach der von Euer Königlichen Majestät gestern zugeschickten Disposition unfehlbar geschehen, und gedenke ich sodann in der Gegend von Nachod zu sein, einige Kolonnen aber dürften sich sodann wohl schon 2 bis 3 Meilen in der Gegend rechter Hand von Nachod und Trautenau wirklich befinden." Der König mußte sich in den Aufschub ergeben, säumte aber nicht, Schwerin wiederholt

mit den schärfsten Worten anzueifern, und schrieb eigenhändig an ihn: „Toutes vos dispositions au prince de Bevern sont bonnes, mais j'y trouve à redire la jonction de Tornau, qui vaudrait mieux à Münchengrätz. Que vous battiez l'ennemi ou que vous ne le battiez pas, je vous ordonne après l'avoir poursuivi de marcher sur l'Elbe vers Leitmeritz ou Melnik, qui est le coup décisif, c'est-là la force de notre plan, et vous en serez responsable si en cela vous n'exécutez pas mes ordres au pied de la lettre; si vous n'effectuerez pas ceci et que vous n'alliez sur l'Elbe, toute notre expédition ne sera qu'à pure perte. Il faut porter le coup mortel à l'ennemi derrière l'Eger, et Browne battu et chassé de son magazin, toute la Bohême tombe. Je me soucie fort peu d'une incursion que pourrait faire en Silésie l'armée de Königingrätz, Browne battu, elle s'enfuira bien vite. Voilà donc ma ferme volonté à laquelle je vous ordonne positivement de vous conformer en tout point. Voilà mon plan; si vous ne marchez pas sur l'Elbe à Leitmeritz, et que vous alliez ou vers Königingrätz ou Kollin, je serais obligé de me retirer en Saxe faute de vivres, et ce sera vous qui m'aurait fait faire cette sottise. Or de votre expédition dépend le salut de l'état; si vous ne la dirigez pas selon ma volonté, votre tête en sera responsable. Fr." Schwerin wiederholte seine Zusagen, und es gelang ihm, wirklich am 18. April sich in Marsch zu setzen. Er hatte diesen in fünf Truppenzügen angeordnet, die von verschiedenen Seiten gegen Königinhof vorrückten. Zwei dieser Truppenzüge, von den Generalen von Manteuffel und Winterfeldt befehligt, vereinigten sich unter Schwerin's persönlicher Anführung abends am 18. bei Trautenau, und gingen am 19. über die Elbe. Winterfeldt war bei Gülden-Else auf Panduren gestoßen, welche einen Felsen besetzt hielten und ihm den Weg versperrten; er hatte aber durch aufgerufene Freiwillige den Felsen ersteigen lassen, und nachdem die Panduren niedergemacht worden, seinen Marsch ungehindert fortgesetzt. Nicht so guten Erfolg hatten die drei andern Truppenzüge, welche unter den Generalen von Hautcharmoy,

von Brandeis und von Fouqué aus Friedland und der Grafschaft Glatz vorrückten, besonders wurden die beiden letzteren von den feindlichen Husaren und Kroaten dergestalt geneckt und aufgehalten, daß sie erst am 21. in Königinhof anlangten, wo Schwerin ihrer wartend zwei Tage in Gefahr stand, von überlegener Feindesmacht unter dem General Grafen von Serbelloni angegriffen zu werden; doch zum Glück ließ dieser ihn ganz außer Acht. Kaum sah Schwerin seine Truppen vereinigt, so eilte er die verlorne Zeit einzubringen. Ihm zur Rechten hatte der Herzog von Bevern am 21. bei Reichenberg einen harten Kampf gegen 20,000 Oesterreicher unter dem General Grafen von Königsegg bestanden, der sich zwar zurückzog, aber am 22. bei Liebenau eine Stellung nahm, welche den Engweg beherrschte, durch den die Preußen vorrücken mußten. Schwerin zog am 22. nach Miletin und am 24. nach Gitschin, wo er die Lage des Herzogs von Bevern erfuhr, der in seinem Marsche gehemmt und überdies im Rücken bedroht war. Sogleich sandte er Winterfeldt mit 10,000 Mann in den Rücken des Feindes, der nun eiligst seine Stellung verließ, und Jung-Bunzlau zu erreichen strebte, wohin aber auch Schwerin bereits in Marsch war. Oesterreichische Reiterei traf wirklich zugleich mit den Preußen dort ein, mußte aber weichen und sich südwärts auf Benatek ziehen. Schwerin erbeutete hier Magazine von dem Werthe mehrerer Millionen, und bewirkte seine Vereinigung mit dem Herzog von Bevern. Mittlerweile hatte auch der König sich mit dem Prinzen Moritz von Dessau, der ohne Hinderniß über Brüx und Bilin vorgedrungen war, am 23. bei Außig vereinigt, und seinen Marsch fortgesetzt, indem der Feind, unvorbereitet und verwirrt, sich überall zurückzog.

Die Absicht des Königs, seine Heeresmacht von allen Seiten auf Prag zusammenzuziehen, konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, und auch die Oesterreicher suchten ihre zerstreuten Truppen eiligst dorthin zu sammeln. Der Prinz Karl von Lothringen traf am 30. bei dem österreichischen Hauptheere, welches der Feldmarschall Browne anführte, in Tuchomierzitz ein, und übernahm den Oberbefehl. Er fand die Truppen insgesammt entmuthigt, die Generale rathlos.

Browne drang wohl darauf, die Preußen sogleich anzugreifen, da ihre Stellung ungünstig und Schwerin mit dem schlesischen Heerestheil noch entfernt sei, allein die anderen Stimmen im Kriegsrath waren alle für den Rückzug auf Prag, der auch unmittelbar angetreten wurde. Der König folgte dem Feind auf dem Fuße, und ließ durch seine Reiterei denselben auf dem Marsche angreifen, doch ohne diesen hindern zu können. Die Oesterreicher ließen in Prag die nöthige Besatzung, die übrigen Truppen gingen über die Moldau, theils durch die Stadt, theils unterhalb derselben, und bezogen auf dem rechten Ufer bei Malleschitz ein Lager. Der König hatte das seine in Tuchomierzitz.

Schwerin seinerseits folgte den Oesterreichern, die sich vor ihm in der Richtung von Benatek zurückzogen, nicht allzu heftig nach. Seine Stimmung in dieser Zeit, fromm und heldenmüthig zugleich, findet sich in folgenden Zeilen eines Briefes ausgedrückt, den er am 27. April aus Jung-Bunzlau nach Hause schrieb, und der sogar eine Vorahndung seines nahen Todes enthielt: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen, und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit Inbrunst, und daß er dir Gesundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe.“ Er ließ seine Truppen am 27. Rasttag halten, vereinigte dann am 28. die verschiedenen Abtheilungen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, bei Jung-Bunzlau, hielt am 29. wieder Rasttag, und entsandte nun Winterfeldt an der Spitze von 7000 Mann nach Benatek, um daselbst Brücken über die Iser schlagen zu lassen. Diese wurden noch in der Nacht fertig, Schwerin rückte am 30. mit der Hauptstärke heran, ging am 1. Mai über die Iser, marschirte gegen die Elbe hin, und lagerte bei Byschitz. Der General von Fouqué wurde beauftragt, den Rückzug Königsegg's näher zu bedrängen, und gegen Alt-Bunzlau vorzugehen. Dort stieß er am 2. Mai auf eine feindliche Nachhut von Husaren und Kroaten, vom Obersten Mac-Eliot befehligt, welcher sich vier Stunden lang tapfer vertheidigte, und sich erst zurückzog, als er die Hälfte

seiner Leute im Gefecht verloren, das auch preußischerseits sehr blutig war und den Tod des tapfren Reitergenerals von Wartenberg beklagen ließ. Als Schwerin dessen Tod erfuhr, war er sehr erschüttert, und rief mehrmals klagend aus: „Mein Wartenberg, mein Wartenberg! ist der todt!" — Der Feind zog sich nach Brandeis, wo er die Elbbrücke abbrannte. Schwerin beschloß nun ungesäumt über die Elbe zu gehen, um sich dem Heere des Königs zu nähern. Fouqué erhielt Befehl, bei Elb-Kosteletz eine Brücke schlagen zu lassen, die auch am 3. abends fertig wurde, worauf der Vortrab der Preußen noch in der Nacht bis Brandeis vorrückte, wo nun auch die abgebrannte Brücke bald wieder hergestellt war. Winterfeldt, der bei Benatek die Iser nicht länger zu bewachen brauchte, rückte bis Alt-Bunzlau vor, und ging dann bei Brandeis über die Elbe. Auch Schwerin mit seiner Hauptstärke ging an beiden Punkten über, und nahm ein Lager vorwärts Brandeis, die Front gegen Prag hin. Während die Truppen in das Lager rückten, erscholl plötzlich der Ruf, der Feind sei im Anzuge, worauf Schwerin, nach seiner bekannten Lebhaftigkeit, sagt Gaudi, mit einigen Reiterregimentern in vollem Laufe vorspreugte, um den ersten Stoß aufzunehmen und für weitere Anordnungen Zeit zu gewinnen. Allein es zeigte sich bald, daß nur der von den Husaren des eignen Vortrabs erregte Staub den falschen Lärm veranlaßt hatte.

Der König war seinerseits schon am 2. Mai auf dem weißen Berge vor Prag angekommen, und hatte dort eine Stellung genommen, deren linker Flügel sich bei Podbaba an die Moldau lehnte, in der Front lagen die Festungswerke der sogenannten Kleinseite, der rechte Flügel stand auf dem weißen Berge; das Hauptquartier war in Weleslawin. Der König schrieb von hier gleich am 2. eigenhändig an Schwerin: „Vous m'avez presque deviné, mon cher maréchal, et nous ne tarderons pas d'être du même avis. Pour vous instruire de tout, je vous dirai que j'ai serré Browne de si près, qu'après une verte affaire d'arrière-garde que j'ai engagée hier en présence du quart de son armée, je l'ai talonné si vivement qu'il a passé aujourd'hui la

Moldau, et que j'aurais encore harcelé son arrière-garde si je n'avais pas eu trop peu de troupes; cependant avec 3 bataillons de grenadiers nous avons chassé près de 6000 pandours. Browne à sa gauche au Wissehrad, et sa droite vers Konratitze, la Lazawa à dos. Si vous pouvez passer l'Elbe à Brandeis, Kosteletz ou Lobkowitz, vous ferez merveilles. Tâcher alors de chasser tous ces gens sur Browne vers Prague. Je suis tout prêt à faire un pont à Rostok et vous joindre avec 25 bataillons et 35 escadrons, alors nous pourrons marcher sur l'ennemi, et en attaquant ensemble toutes les forces réunies de la maison d'Autriche, nous pouvons nous flatter de les accabler à la fois; alors, mon cher ami, nous travaillerons sur le retour, et vous irez à gauche et moi à droite, vous m'entendez. Adieu, je vous embrasse de tout mon cœur. La marche d'aujourd'hui et notre expédition a été rude. Je vous attends àprésent les oreilles dressées comme un levrier. Federic." Der König scherzte noch, die Kaiserin werde es in diesen Tagen mit zwei hübschen Jungen — jolis garçons — zu thun haben, nämlich mit ihm und Schwerin, den er sich auf diese Art gleichstellte. Die Preußen waren hier 50,000 Mann stark, allein die österreichische, jetzt hier versammelte Macht wurde auf 100,000 Mann geschätzt, und mehrte sich täglich; die ganze Truppenmacht Serbelloni's, der am 4. Mai von dem Feldmarschall Grafen von Daun im Oberbefehl abgelöst wurde, wußte man im Anzuge. Ungeduldig erwartete Friedrich daher das Herankommen Schwerin's. Er schrieb demselben eigenhändig am 4. Mai: „Je plains de tout mon cœur le pauvre Wartenberg qui était un de mes premiers officiers de cavalerie; j'aimerais mieux resusciter 1000 pandours que de l'avoir perdu, mais la chose est sans remède. Quand à ce qui nous regarde je vous crois aujourd'hui de ce côté-ci de l'Elbe, je passerai la nuit prochaine avec un corps pour vous joindre. Faites demain à 10 heures tirer un grand coup de canon, pour que je m'oriente et que je sache où vous joindre; ensuite il faut mettre une fin à ceci et renvoyer les ennemis bien rossés et bien

frottés à Tabor. .Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Falkenhahn vous dira l'endroit où campe Browne et où je passe la Moldau. Fr." Auch bestand der Vortrab desselben, etwa 5000 Mann stark, am 4. schon kaum eine Stunde vom österreichischen Lager ein Reitergefecht, die Haupttruppe aber hielt wieder Rasttag. Schwerin hatte keine Nachricht vom Könige, noch bestimmte Kunde von der Stellung und Stärke des Feindes; die Offiziere, welche er abgesandt, um den König aufzufinden, waren von den österreichischen Streifern aufgefangen worden, ebenso diejenigen, welche der König an ihn abgefertigt hatte. In dieser beunruhigenden Ungewißheit glaubte Schwerin nicht rascher vorgehen zu dürfen, abgesehen davon, daß die Märsche bei der Nothwendigkeit, die Truppen zusammenzuhalten, und bei dem vielen Troß, der nicht zurückbleiben durfte, beschwerlich und langsam sein mußten; vorauswissend, daß er zum Kampf erwartet werde, wollte er aber auch kampffertig ankommen.

Die Oesterreicher indeß blieben ruhig, und benutzten die Gelegenheiten nicht, mit gesammter Macht eine der noch getrennten Hälften des preußischen Heeres anzugreifen. Zwar standen für diesen Fall, sowohl für den König als für Schwerin, noch Auswege offen, und es ist nicht so gewiß, daß der eine oder der andere eine Niederlage hätte erleiden müssen; allein immer doch war großer Nachtheil zu besorgen, und der König eilte daher mit seinen auf dem jenseitigen Ufer der Moldau herankommenden Truppen dort sich zu vereinigen. Schon am 4. abends hatte er eine ansehnliche Vorhut, Fußvolk und Reiterei nebst Geschütz und Brückenschiffen, längs des Ufers der Moldau bei Selcz aufmarschiren lassen. In der Nacht mußten 2 Grenadierbataillons auf das jenseitige Ufer hinüberschiffen, das auch schon von dem diesseits aufgepflanzten Geschütz beherrscht wurde. Am 5. mit dem frühesten Morgen, war die Schiffbrücke in voller Arbeit, sie war gegen Mittag fertig und vor Abend der König mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen ungestört übergegangen; die Oesterreicher hatten das Wagestück nicht für möglich gehalten, und selbst der Feldmarschall Browne den Meldungen seiner ausgesandten Partheien nicht geglaubt. Der Feldmar-

schall Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um Prag von dieser Seite eingeschlossen zu halten. Mit seinem kleinen, nun auf dem rechten Ufer stehenden Heertheile, nahm der König ein Lager gegenüber von Selcz zwischen den Dörfern Bohnitz und Chabern, die Flügel wohl angelehnt, buschige Anhöhen vor der Front. In der Richtung zum Feinde hin war der Boden zerrissen und schwierig, in der Richtung zu Schwerin flach und offen. Der König indeß hatte darauf gerechnet, daß Schwerin auf das späteste am 5. abends ankommen, und hiermit die Gefahr, die er sich nicht verhehlte, aufhören würde. Drei Kanonenschüsse hatten das verabredete Zeichen gegeben, daß der König den Uebergang beginne, und drei Kanonenschüsse hatten im Schwerin'schen Lager geantwortet. Allein nachmittags kam unter Bedeckung von 400 Husaren ein Adjutant Schwerin's, und meldete, der Feldmarschall könne noch nicht eintreffen, weil er unterwegs so mancherlei Aufenthalt erfahren habe. Unmuthig fertigte der König mit jenem Offizier sogleich seinen eignen Adjutanten Major von Stutterheim ab, mit dem Befehl, Schwerin solle ohne Verzug aufbrechen und während der Nacht nach Gbell marschiren, weil auf den nächsten Tag eine Schlacht geliefert werden solle, wie schon seit Eröffnung des Feldzuges vorausberechnet worden war. Schwerin erwiederte: „Ich wußte nicht, daß man Schlachten vorausbestimmen kann, wie Revuen," gehorchte aber, und brach um 1 Uhr auf, in drei Truppenzügen rechts abmarschirend, der König verließ ebenfalls vor Tagesanbruch sein Lager, und marschirte in zwei Truppenzügen links ab; so stießen denn die beiderseitigen Truppen am 6. Mai morgens gegen 8 Uhr bei dem Dorfe Prosek endlich zusammen. Der König fühlte sich unwohl, und nahm auch zu Pferde noch Arzenei, war aber dennoch der frühste auf dem Platze, und hatte schon vor Schwerin's Ankunft die Stellung des Feindes längs ihrer ganzen Fronte mit angestrengter Aufmerksamkeit beritten und besichtigt. Er fand sie in der Front und auf ihrem linken Flügel, wohin er am liebsten seinen Angriff gerichtet hätte, durch die Beschaffenheit des Bodens ganz unangreifbar, und besprach sich mit Schmettau, der am

Tage vorher eingetroffen war, über die Lage der Sachen, welche gebieterisch einen entscheidenden Entschluß forderten. Als Schwerin und Winterfeldt eintrafen, empfing er ersteren sehr kalt und bezeichnete sein Mißvergnügen, daß er nicht schon am 5. die Truppen herangeführt. Kriegskundige haben in der Verzögerung Schwerin's das Fehlschlagen des ganzen wohlerdachten Feldzugplanes nachgewiesen; allein abgesehen davon, daß die Ereignisse als unberechenbare sich nicht vorhersehen ließen, hatte Schwerin triftige Gründe zu seiner Vertheidigung anzugeben; gleich anfangs war sein Vorrücken durch das Ausbleiben der Truppen unter Fouqué, der deßhalb den Vorwurf pedantischer Langsamkeit erlitt, um zwei Tage verzögert worden, nachher hatten schlechte Wege den Marsch erschwert, dann die Rücksicht auf das erschwerte Vorrücken des Heertheils aus der Lausitz, ja selbst der unverhoffte Erfolg, die Erbeutung des großen Magazins in Jung-Bunzlau, war zur Hemmung geworden, indem dasselbe Maßregeln erforderte, die sich nicht ohne Zeitverlust anordnen ließen. Der König, durch diese Erläuterungen einigermaßen befriedigt, wandte sich nun zu der Gegenwart, erklärte, er sei entschlossen noch heute eine Schlacht zu liefern, er werde den Feind in dessen rechter Flanke angreifen, und habe bereits dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau den Befehl gesandt, mit allen noch jenseits zurückgebliebenen Truppen oberhalb Prag über den Fluß zu gehen, und dem Feind in den Rücken zu fallen. Schwerin konnte sich in diesen raschen Entschluß nicht sogleich finden, und wollte die Ausführung wenigstens auf den folgenden Tag verlegt wissen. Er stellte dem Könige vor, erzählt Retzow, seine Truppen hätten die ganze Nacht hindurch den beschwerlichsten Marsch ausgestanden, seien ermüdet, und müßten vielleicht noch einen großen Umweg nehmen, bevor sie an den Feind kämen; er selbst kenne diese Gegend noch nicht, die Stellung des Feindes noch weniger; zudem sei noch keine Nachricht da, wiefern ein Uebergang oberhalb Prag in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen sei, und ob demnach die Truppen jenseits der Moldau an der Schlacht Theil nehmen würden, er müsse daher dem Könige zu überlegen geben, ob es nicht rathsamer sein möchte, den

Angriff bis auf morgen zu verschieben? dadurch würde den Soldaten Zeit gelassen, sich zu erholen; man würde Gelegenheit erhalten, des Feindes schwächste Seite zu erspähen, und sodann mit vereinten Kräften auf diese wirken können. Schmettau berichtet, Schwerin sei auch der Meinung gewesen, überhaupt keine Schlacht zu liefern, sondern die Oesterreicher stehen zu lassen, den Marsch auf Wien fortzusetzen, und über die von dort heranziehenden feindlichen Truppen herzufallen, nach deren Vernichtung der Weg nach Wien offen stünde; er habe diese Meinung nach Erörterung der möglichen Fälle, welche dann eintreten könnten, und die sämmtlich zum Vortheil der Preußen sich benutzen ließen, ausführlich unterstützt, allein der König habe dies alles verworfen, und, wie Retzow sagt, mit den Worten: „Frische Fische, gute Fische!" auf unverzüglichen Angriff bestanden. Er wußte, daß jeder nächste Tag dem Feinde Verstärkung bringen mußte und in der That würde derselbe am 7. Mai um 10,000 Mann stärker gewesen sein, am 9. sogar um 30,000 Mann; überdies wußte er französische und russische Heere im Anzuge, vor deren Auftreten er die Oesterreicher geschlagen haben wollte; die beiderseitigen Streitkräfte standen einander gegenüber, die Gelegenheit war da, an dem Siege zweifelte er nicht.

Ueber eine Stunde hatte der König mit Schwerin und Winterfeldt und wenigen Offizieren, von den Höhen vor Prosek aus, die feindliche Stellung beachtet, wobei einige Kononenkugeln, die der Feind herüber sandte, sie nicht hinderten. Noch immer war man zu keinem Schlusse gelangt. Schwerin durfte in seinem zweiundsiebzigsten Jahre wohl ein Bewußtsein von Einsicht und Erfahrung hegen, welches ihn freilich auch immer gern ein schulmeisterliches Ansehen nehmen ließ, das dem Könige so sehr zuwider war; allein mit jenem Bewußtsein verband sich in ihm noch alle Raschheit des Kriegermuthes, und aus allen Bedächtlichkeiten, mit denen er ohnehin nicht durchdrang, plötzlich herausbrechend, rief er, indem er seinen Hut in die Augen drückte; lebhaft aus: „Soll und muß denn grade heute eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oesterreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe!" Doch das war die Meinung des Königs nicht;

er wollte kein unbedachtes Wagniß, und hatte die feindliche Stellung zu scharfblickend erforscht, um nicht eine Umgehung nöthig zu erachten. Schwerin erkannte nach und nach, daß der König Recht habe, und sprengte nun selber, begleitet von Winterfeldt, in vollem Galopp linkshin auf die Stellung des rechten Flügels der Oesterreicher, wo allein die Umgehung möglich war, in der Absicht einen günstigen Angriffspunkt dort aufzufinden.

Die Gegend, welche für die bevorstehenden Ereignisse den bedingenden Boden gab, finden wir in scharfen Zügen kurz beschrieben. Wir können nichts Besseres thun, als diese von österreichischer Hand entworfene und von preußischer vervollständigte Schilderung hier einzuschalten. Sie sagt: „Die Moldau bildet unmittelbar unterhalb der Stadt Prag einen bedeutenden Bogen gegen Osten. Da wo dieser Bogen am weitesten vorspringt, nimmt sie einen Bach auf, welcher von dem etwa zwei Meilen entfernten, auf der Straße nach Kollin gelegenen Dorfe Biechowitz herabkömmt. Derselbe fließt in westlicher Richtung an den nahe bei einander liegenden Dörfern Unter-Potschernitz, Hostawitz und Keyge vorbei nach Hrtlorzes; hier wendet er sich plötzlich, läuft zweitausend fünfhundert Schritte in einer der vorigen ganz entgegengesetzten und mit ihr parallelen Richtung bis Hloupetin fort, nimmt hier seinen westlichen Lauf wieder an, berührt Wisoczan, und ergießt sich bei Liben in die Moldau. Bei Unter-Potschernitz, Hostawitz, Keyge und Hloupetin bildet dieser Bach große Teiche, und fließt überhaupt in einem sumpfigen, mit Gebüsch bewachsenen, zwischen Hostawitz und Hloupetin aber von steilen Anhöhen eingeengten Grunde. Vor Hloupetin erweitert sich das Thal und erreicht bei Wisoczan eine bedeutende Breite. Bei Hostawitz nimmt er, von der linken Seite her, einen kleinen Bach auf, der aus dem eine Stunde südlicher, zwischen Sterboholy und Unter-Miecholup liegenden Teiche abfließt, noch einige Teiche bildet, und sumpfige Wiesenränder hat. Westlich von diesem Bach und parallel mit ihm, etwa tausend Schritt davon, zieht sich von Sterboholy herab ein Grund mit sieben kleinen Strichteichen, welche durch Gräben verbunden ihre Gewässer dem Bache zufließen lassen.

Sie waren zur Zeit der Schlacht entwässert und mit Hafer besäet, der Boden derselben aber, wie dies bei solchen Teichäckern gewöhnlich ist, schlammig und sehr weich. Zwischen Sterboholy und Keyge erhebt sich das Terrain ganz sanft gegen Malleschitz. Von diesem Dorfe zieht sich eine von einem Bächlein bespülte, tiefe, steile Schlucht nach dem etwa tausend Schritt nördlicheren Hrtlorzes hinab. Zwischen letzterm Orte und Keyge und Hloupetin, auf der von dem stark gekrümmten Laufe des zuerst erwähnten großen Baches gebildeten Erdzunge, hebt sich eine Reihe von sehr starken Hügeln; besonders ist die, zwischen den Teichen von Keyge und Hloupetin — die kaum neunhundert Schritt von einander entfernt sind — liegende Höhe nach allen Seiten hin beherrschend. Auf der westlichen Seite der Schlucht von Hrtlorzes, in der Verlängerung der eben erwähnten Hügelreihe, ziehen sich zwei parallele Rücken bis an die Thore von Prag, zwischen beiden läuft die Straße von Kollin. Der nördlichste dieser Züge, dessen westlicher Absturz der Ziskaberg heißt, ist besonders auf der nach Norden gegen den großen Bach abfallenden Seite sehr steil, mitunter auch felsig, und gegen Prag hin mit Obst- und Weingärten besetzt. Fünfhundert Schritt vom Fuße des Ziskaberges fließt die Moldau längs demselben gegen Osten, und wendet sich, bei dem auf der Thalsohle gelegenen Invalidenhause, wieder nach Norden zu, gegen Liben. Die Kante der rechten Thallehne des großen Baches von Hloupetin abwärts, ist ebenfalls ziemlich steil, häufig felsig, und wird bei Prosek und Lieben noch steiler, wo die Abhänge überdies mit Landhäusern und Gärten bedeckt sind. Die Wege, welche hier quer durch das Thal führen, sind alle eng und hohl."

Der Prinz Karl von Lothringen hatte das Anrücken Schwerin's nicht erfahren, und glaubte nur die von dem Könige herangeführten Truppen vor sich zu haben; erst als bei Gbell die Preußen hervorbrachen, wurde er seines Irrthums inne, ließ das Lager abbrechen, und das Heer folgende Stellung nehmen. Das erste Treffen lehnte seinen linken Flügel an den Ziskaberg, 18 Schwadronen hinter demselben gleichsam versteckt, dann folgten 3 Divisionen Fußvolk, welche

die rechthin sich vorstreckende Höhe bis vorwärts Hrtlorzes besetzten; hierauf kam eine durch den zerrissenen, von dem oben erwähnten Bache zweimal tief eingeschnittenen Boden fast unzugängliche Lücke, welche aber bei der beherrschenden Höhe von Hloupetin endete, wo 4 Bataillons einige in Hast aufgeworfene Feldverschanzungen besetzt hielten; der rechte Flügel, hinter diesem zerrissenen Boden, bestand aus einer Division Fußvolk, und erstreckte sich von Hrtlorzes bis hinter Keyge, wo er sich nebst 24 Schwadronen, welche die Schlachtordnung schlossen, rechts in einen Haken zurückbog. Das zweite Treffen begann zur Linken, gleich dem ersten, mit 18 Schwadronen, auch wieder hinter steilen Anhöhen, rechts von Wolschan aufgestellt; dann folgten zwei Divisionen Fußvolk auf dem zweiten Höhenzuge bis gegen Hrtlorzes, und eine dritte Division Fußvolk bildete, nebst wieder 18 Schwadronen, den rechten Flügel dieses zweiten Treffens, nur dreihundert Schritt von dem ersten ab, in gleicher Richtung und Umbiegung. Der Rückhalt, bestehend aus einer Division Fußvolk und 39 Schwadronen, bildete ein drittes Treffen, zwischen dem Vorwerk Stromeck und dem Dorfe Malleschitz so vorgeschoben, daß jenes hinter dem linken Flügel und dieses hinter dem rechten, in schrägem Abstande weit hinausragten. Diese ganze Streitmacht betrug gegen 70,000 Mann, worunter fast 14,000 Reiter, und führte außer dem Regimentsgeschütz, welches über 100 leichtere Stücke zählte, 60 schwere Kanonen. Die Preußen waren ungefähr in gleicher Stärke, nur hatten sie verhältnißmäßig mehr Reiterei und Geschütz.

Schwerin und Winterfeldt kehrten von ihrer Besichtigung des feindlichen rechten Flügels eilig zurück; sie brachten die Meldung, der Boden flache sich dort ab, und sei ganz geeignet für die Reiterei, der Feind aber stehe auf unbedeutenden Höhen, mit offener Flanke, und könne leicht angegriffen und umgangen werden. Der Irrthum, welcher hiebei obwaltete, wurde sehr schädlich. Die Teiche nämlich bei Sterboholy und Hostawitz waren abgelassen, und der schlammige Grund ungangbar, weil er aber mit Hafer besäet war, so gab dies für die Ferne den Anschein von Wiesen, und der Scharfblick beider Feldherren wurde getäuscht. Der König

hatte inzwischen sein Heer schon linksab in Marsch gesetzt, und die Truppen bezeigten so viel Eifer und Kraft, daß sie den beschwerlichen Weg von einer starken Meile bis Unter-Potschernitz binnen zwei Stunden zurücklegten, und um 10 Uhr schon der König die Truppenzüge zur neuen Angriffslinie konnte einschwenken lassen.

Spät erst bemerkten die Oesterreicher den Linksabmarsch der Preußen, doch als die Spitzen der preußischen Truppenzügen bei Unter-Potschernitz erschienen, da konnte die Absicht des Königs gegen den österreichischen rechten Flügel nicht mehr zweifelhaft sein. Browne, der sich auf diesem Flügel befand, ließ sogleich beide Treffen raschen Schrittes rechts abmarschiren, die Reiterei trabte bis zu dem Teiche zwischen Unter-Miecholup und Sterboholy, und schwenkte dann ein, so daß der Teich sechshundert Schritt vor ihrem rechten, Sterboholy noch etwas weiter vor ihrem linken Flügel lag. Das Fußvolk rückte in dieselbe Linie, rechts und links von der Wiener Straße, mit der Front gegen Hostawitz, und lehnte den linken Flügel an den Teich von Keyge. Dieser Flügel wurde durch das Erdreich schon geschützt, und es war unnöthig, ihn so weit links anzudrängen, wodurch nun das Uebel entstand, daß das Fußvolk rechts nicht weit genug reichte, und zwischen ihm und der hinter Sterboholy schon aufmarschirten Reiterei ein großer Zwischenraum blieb. Seinerseits ließ der Prinz Karl von Lothringen, der sich auf dem linken Flügel befand, das zweite Treffen desselben gleichfalls rechts abmarschiren, ließ alle 22 Grenadierkompanieen des zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt standen, herausziehen und eiligst auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwischen dem Fußvolk und der Reiterei entstandenen Lücken auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die sämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in starkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Diese Bewegungen geschahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da sie für den Raum noch nicht genügend schienen, so wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geschütz kam im Galopp herbei, und wurde theils

auf der Anhöhe Homoly, zwischen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des ersten schon aufzumarschiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anstrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden sehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber stand in drei Linien, eine Masse von 12 Regimentern, die sich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwischen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geschah vielleicht auch deßwegen, weil die Schwadronen anfangs sehr schwach waren, indem bei manchen fast die Hälfte der Mannschaft zum Futterholen sich in Prag befand, und erst während der Schlacht wieder einrückte. Der General Graf von Hadik ließ sein Husarenregiment in die Lücke zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und der Reiterei vorrücken, so daß es mit deren Front einen links einbiegenden Haken machte.

Schwerin sah die Bewegung der Oesterreicher, und damit sie ihm nicht zuvorkämen, ließ er seine Truppen stärker antreten, um die Engwege zu gewinnen, durch welche sie vorrücken mußten. Das schwere Geschütz konnte so rasch nicht folgen, und blieb weit zurück. Einer der Adjutanten des Königs ritt an Schwerin heran, dies zu melden, und ihn zu fragen, ob diese Kanonen nicht gleich beim ersten Angriff nöthig sein würden? allein der Feldmarschall antwortete, er könne sie entbehren, und ohne sie mit seinen Fußvölkern den Feind schlagen. Dies Fußvolk des preußischen linken Flügels war unterdeß bei Unter-Potschernitz über den Bach gegangen, zog sich bis gegen Sterboholy, machte nun Halt, und die Bataillone fingen an, in guter Ordnung einzuschwenken. Doch vor dem wirklichen Angriff, etwa um halb 11 Uhr, ritt Schwerin noch zu dem Könige, sagte, daß es nun Zeit sei, ehe der Feind sich völlig in Ordnung gestellt habe, und da er, anstatt einer Antwort, sagt Gaudi, über einige Umstände eine gewisse Unentschlossenheit bemerkte, rief er hastig: „Frische Eier, gute Eier!" und jagte, ohne weiter eine Antwort abzuwarten, mit verhängtem Zügel zu seiner Reiterei, welche auf der äußersten Spitze des linken Flügels vorrückte. Das

Wort Schwerin's, welches an das frühere des Königs erinnert, und wohl daran erinnern wollte, ist glaubwürdig überliefert, auch der König soll es ihm später nacherzählt haben, und wir können dasselbe nicht bezweifeln; aber eben so wenig das des Königs, welches unter Anderen auch Retzow erzählt, der dagegen das von Schwerin unerwähnt läßt, und doch sonst nicht eben liebt dem Könige zu überweisen, was Andere ansprechen mögen. Wir sind der Meinung, daß beide Worte recht wohl zusammen bestehen, und beide zu erhalten sind.

Der Angriff begann. Schwerin ließ das erste Treffen in Schlachtordnung vorrücken, das zweite, nach Maßgabe seines Herankommens, sollte sich zur Unterstützung auf den nahen Anhöhen aufstellen. Die Truppen schritten in fester Ordnung, es fiel kein Schuß, weil Schwerin und Winterfeldt streng befohlen hatten, nur mit dem Bajonet anzugreifen. Bald aber wurde der Marsch durch den Bach gehemmt, der von Sterboholy nach Hostawitz fließt, die Linie mußte gebrochen, Dämme und Stege mußten reihenweise überschritten werden, auch das Bataillonsgeschütz mußte zurückbleiben, in dem sumpfigen Ufer blieben Pferde und Fußgänger stecken. Ganze Regimenter, welche auf den Boden der abgelassenen Teiche geriethen, dessen frisches Grün hier Wiesen erwarten ließ, sanken tief in den Schlamm, und mußten mit großer Anstrengung, und in völliger Auflösung, jeder Einzelne wie er konnte, sich durchhelfen. Fast eine Stunde verging unter dieser Mühsal und Unordnung, welche der Feind mit ansah, ohne sie zu benutzen. Schwerin stellte seine zerrütteten Bataillone, wie sie nach und nach auf dem linken Ufer des Baches Fuß faßten, wieder in Schlachtordnung, und auf's neue rückte diese zwischen Sterboholy und Hostawitz vor. Sterboholy selbst wurde von Winterfeldt rasch besetzt, eben so rasch drang er dann mit seinen Bataillonen, unbekümmert um das zurückbleibende Geschütz, von hieraus zum weiteren Angriffe vor.

Vor der Stellung der Oesterreicher senkte sich der Boden sanft, und ihr Geschütz hatte gegen die heransteigenden geschlossenen Schaaren volle Wirkung; nichtsdestoweniger drangen die Preußen immer vor, schon waren sie nur noch vierhundert

Schritt von der feindlichen Front entfernt, als auch das österreichische Geschütz auf der Höhe von Hloupetin sein Feuer eröffnete, und die Linie in ihrer rechten Flanke und ganzen Länge beschoß. Die Bataillone schmolzen unter dem sich kreuzenden Kartätschenfeuer zusammen, die Kugeln rissen Lücken in die Reihen, die Mannschaft, anstatt mit gefälltem Bajonet weiterzudringen, fing nun auch ihrerseits zu feuern an, und das Vorrücken stockte. Diesen Augenblick benutzte der Anführer der österreichischen Grenadiere, Oberst Guasco, und befahl seiner Truppe im Sturmschritt vorzugehen; erst ganz in der Nähe des Feindes sollte sie feuern. Die Grenadiere empfingen kaltblütig das Feuer einiger preußischen Feldstücke, welche doch endlich herbeigeschafft waren, und bald auch das Gewehrfeuer der preußischen Grenadiere, welche der Zufall den österreichischen gegenüber gestellt hatte, und rückten muthig vor. Browne selbst kam herangesprengt, setzte sich vor die Front der Grenadiere, und wollte sie zum Sturm führen, da zerschlug eine Kanonenkugel ihm den rechten Fuß, und er wurde bewußtlos weggetragen. Sein Fall erbitterte die Seinigen, statt sie zu entmuthigen, unter dem Zurufe tapfrer Anführer gingen sie mit gefälltem Bajonet auf die preußischen Grenadiere los, welche, schon erschüttert und vermindert durch das mörderische Geschütz- und Gewehrfeuer, diesem heftigen Anfall nicht Stand hielten, sondern umkehrten und das ganze erste Treffen mit fortrissen; sie kamen schneller über den Bach zurück, als sie herüber gekommen, und suchten die Anhöhen zu gewinnen, wo das zweite Treffen stand; sie ließen das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, mehrere Fahnen und 12 Kanonen wurden die Beute der Oesterreicher. Diese hatten ihre Patronen großentheils verschossen, doch neuer Vorrath traf ein, und zwei Regimenter Fußvolk rückten nach, das glückliche Gefecht kräftig zu verfolgen. Ihre rechte Flanke wurde zwar im Vorrücken von Sterboholy aus, wohin Winterfeldt Fußvolk und Geschütz geworfen hatte, mit Kartätschen stark beschossen, allein sie griffen das Dorf an, eroberten dasselbe, und nahmen auch hier 2 Kanonen. Der Sieg der Oesterreicher schien auf dieser Seite nicht mehr zweifelhaft.

Bevor wir die Erzählung dieses Kampfes fortführen,

müssen wir auf die Ereignisse blicken, welche bis dahin auf anderen Punkten Statt fanden. Noch etwas früher, als das Fußvolk des preußischen linken Flügels, kam die Reiterei desselben an den Feind. Sie hatte hinter Sterboholy über einen engen Damm ziehen müssen, der sie nöthigte, ihre Züge zu brechen, und nach dem Uebergange wieder herzustellen. Die österreichische Reiterei sah von ihrer höheren Stellung diesen ganzen Verlauf mit an, und wünschte den günstigen Augenblick zu benutzen, durfte aber nicht angreifen, weil ihre Anführer nicht Befehl dazu hatten. Ungestört entwickelte sich die preußische Reiterei in dem Raume zwischen dem Teiche von Unter-Miecholup und Sterboholy, die linke Flanke durch den Teich gedeckt, die rechte durch das Dorf. Der Aufmarsch geschah in größter Schnelligkeit, und war kaum vollendet, als der Prinz von Schönaich sogleich anzugreifen beschloß. Er wußte, daß der König ihm 20 Schwadronen aus der Mitte zur Verstärkung sandte, aber glaubte diese nicht abwarten zu dürfen, weil er den Feind unterdessen sich immer mehr ausdehnen sah. In bester Ordnung und voller Kraft stürzten die preußischen Kürassiere auf die feindliche Linie, diese stand ruhig, bis die Preußen auf fünfzig Schritt nahe waren, feuerte dann ihre Karabiner ab, und ritt nun dem Stoß entgegen; sie wurde jedoch augenblicklich geworfen, aber eben so schnell durch die zweite Linie ersetzt, die entschlossen anrückte; die Preußen wurden von ihr überflügelt, von Hadik außerdem in der Flanke angegriffen, und zum raschen Rückzuge gezwungen. Allein die Oesterreicher folgten nicht, und Schönaich konnte in dem sichern Raume seine Reiter bald wieder ordnen, und auf's neue gegen den Feind führen. Doch dieser zweite Angriff war nicht glücklicher als der erste, in dem erregten großen Staube stürmten sogar Preußen gegen Preußen, und der Feind drängte so heftig an, daß das Gefecht diesmal verloren schien. In diesem Augenblick erschien der preußische Oberst Warnery mit 5 Schwadronen Husaren, die er um den Teich von Unter-Miecholup links herum geführt hatte, den Verfolgern im Rücken und in der Flanke, wodurch sie in Unordnung geriethen und zurückwichen. So gewann Schönaich Zeit, seine Reiterei zum dritten Angriff

anzuordnen, doch eben jetzt langten auch die vom Könige gesandten 20 Schwadronen unter Zieten's Befehlführung an, hieben mit Ungestüm in den Feind, und warfen ihn nach kurzem Widerstande völlig in die Flucht. Noch zuletzt wurden einige österreichische Regimenter, die nicht weichen wollten, durch das preußische Dragonerregiment von Stechow überrannt und gesprengt. Die flüchtigen Reiter warfen sich zum Theil auf das nächststehende Fußvolk, das sie in Unordnung brachten, zum Theil gegen die Sazawa, oder nach Prag. Der Prinz Karl von Lothringen war herbeigeeilt, um die Fliehenden aufzuhalten, wurde aber mit fortgerissen, und inmitten seiner Anstrengung von einem Brustkrampfe befallen, der ihn lange Zeit ohne Bewußtsein ließ; so war denn das österreichische Heer seiner beiden Oberfeldherren beraubt. Dies Reitergefecht konnte jedoch wenig entscheiden, denn gleich den Besiegten verschwanden auch die Sieger vom Schlachtfelde, sie fielen bei Nusle in das österreichische Gepäck und ergaben sich der Plünderung und dem Trunk, so daß sie für den übrigen Theil der Schlacht größtentheils unbrauchbar blieben.

Gleichzeitig mit diesem Kampfe der Reiterei hatte sich aber auch der des Fußvolkes wieder entzündet. Nur das erste Treffen Schwerin's war geschlagen, aber einzelne Regimenter hielten sich noch, während schon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätschenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch stehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgesetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt schwer verwundet hingesunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des schwierigen Bodens, und suchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch sein eignes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne seines zweiten Bataillons, hob sie empor und rief: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir!" Sein Beispiel und Zuruf beseelte die Truppen mit neuem Muthe, sie wanden sich aus dem Engwege heraus, stellten

sich rechts desselben in Ordnung, und begannen im Sturmschritt vorzuschreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf diese Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätschenschuß den alten Feldherrn, der sogleich ohne die geringsten Zeichen des Lebens vom Pferde sank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz, und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne fest, die mit ihm gefallen war; sie bedeckte seinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm sie auf, und gab sie dem Junker wieder, allein dieser hatte sie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Brust traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden gestreckten Feldmarschalls ergriff seinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, so heftig, daß er voll Grimms in den Feind stürzte, und sogleich seinen Tod fand. Die Truppen stockten augenblicklich, schwankten, und wandten sich auf's neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und anderer tapferen Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ sie ohne Befehl, während der Feind sein mörderisches Feuer fortsetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit ansah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte schon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geschlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Gestalt nahmen. Das schwere Geschütz der Preußen war angelangt, zog eiligst durch Unter-Potschernitz, und 16 zwölfpfündige Kanonen und Haubitzen fuhren auf der Anhöhe vor dem Dorfe auf. Während diese zu feuern anfingen, und die österreichischen Grenadiere niederschmetterten, rückte auch das preußische zweite Treffen, 12 Bataillone stark, in's Gefecht. Die österreichischen Grenadiere wollten aber nicht weichen, und unterhielten ein starkes Gewehrfeuer, dem das der Preußen lebhaft antwortete. Den Oesterreichern fehlten bald wieder die Patronen, und sie nahmen deren aus den Taschen der Gefallenen so viel sich noch fanden. Das nächststehende Fußvolk, unter dem General

Herzog von Aremberg konnte keine mehr abgeben; sie sollten sich der Bajonette bedienen, ließ er den Grenadieren sagen. Gleich darauf aber verließ dies Fußvolk seine Stellung, und marschirte eiligst linksab gegen Keyge, wo sich bereits ein anderer Kampf heftig entzündet hatte; anstatt des sichern Anhaltens der Ihrigen sahen die österreichischen Grenadiere in ihrer linken Flanke nun preußisches Fußvolk, das von Hostawitz hervordrang; rechts ebenso, anstatt der verschwundenen eigenen Reiterei, eine preußische Reiterschaar, die über Sterboholy hinaus sie im Rücken bedrohte; in der Front aber rückten immer mehr preußische Bataillone in's Feuer, der König selbst hatte sich hier eingefunden, die ganze preußische Linie war im Vorrücken. Die österreichischen Grenadiere, hier allein noch immer auf dem Platze, ohne Patronen, ihrer meisten Offiziere beraubt, auf die Hälfte zusammengeschmolzen, mußten endlich weichen. Sie zogen sich anfangs in guter Ordnung zurück, 3 genommene Fahnen und von den eroberten Kanonen 5 mitführend; diese tapfern Kerntruppen allein hatten das Schicksal des Tages eine Zeitlang zweifelhaft gemacht. Als ihr Rückzug sich zu beeilen und zu verwirren begann, wollte der König sie durch Reiterei verfolgen lassen, aber nur eine geringe Schaar war aufzubieten, und diese bald bei einem Engwege gehemmt.

Inzwischen hatte schon früher der König, die Höhe bei Hloupetin als den Schlüssel der feindlichen Stellung erkennend, auch dort zum Angriff überzugehen, und dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig mit dem rechten Flügel vorzurücken befohlen. Doch der General von Manstein, in ungeduldiger Tapferkeit, war dem Befehl noch zuvorgekommen und hatte den Angriff unbedacht schon eröffnet; er führte 3 Grenadierbataillons und 2 Fußregimenter Itzenplitz und Manteuffel zum Sturm heran, in heftigem Kartätschenfeuer erklommen sie mit gefälltem Bajonet die steile Höhe, hielten vor den Verschanzungen eine Weile an, gaben einigemal Gewehrfeuer, besetzten dann im erneuten Anlauf die Schanzen, die mittlerweile geräumt worden waren, und gingen allmählig auf dem schmalen Höhenzuge gegen Hrtlorzes vor. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Bevern hatten das

voreilige Unternehmen mißbilligt, rückten aber nach, um den Angriff zu unterstützen.

Das preußische Fußvolk, welches von Hostawitz herankam, hatte sich durch Unter-Potschernitz durchgezogen, und nahm nun an dem Kampfe lebhaft Antheil. Der Herzog von Bevern befehligte diese Truppen, schlug die österreichischen Bataillone, auf die er traf, und die anfangs tapfer widerstanden, aus dem Felde, und rückte in Gemeinschaft mit dem linken Flügel, der eben die österreichischen Grenadiere geworfen hatte, gegen Malleschitz vor.

Auf die Höhe von Hloupetin ließ nun der König Geschütz auffahren, um die Flanke des bei Keyge noch stehenden Feindes zu beschießen, den er auch sogleich in der Front anzugreifen befahl. Sein Bruder Prinz Heinrich führte die Hauptstärke des preußischen rechten Flügels zu diesem Angriff. Ein Truppenzug rückte durch das Dorf Keyge, ein zweiter durch den Zwischenraum der Teiche, ein dritter über den Damm nächst Hostawitz; der Marsch war schwierig und langsam, die Truppen mußten ihre Ordnung brechen, Geschütz und Pferde kamen mühsam durch; die Oesterreicher hatten diese Zugänge freigelassen, welche bei einiger nachhelfenden Befestigung durch geringe Mannschaft hätten vertheidigt werden können. Doch die Preußen stießen auch hier auf einen entschlossenen Feind, er empfing sie mit Kartätschenhagel und Gewehrfeuer, inmitten dessen sie aber ihre Ordnung wiederherstellten, und unerschrocken zum Angriff vorrückten. Zwei Divisionen österreichisches Fußvolk, unter dem Feldzeugmeister Grafen von Königsegg, hielten hier muthig Stand, und wiesen die erneuerten Stürme der Preußen kräftig ab. Dies war der hartnäckigste und blutigste Kampf der Schlacht, auf beiden Seiten der Verlust ungeheuer. Das preußische Regiment von Winterfeldt erstürmte eine österreichische Batterie, verlor dabei 1000 Mann vergebens, und wollte auf's neue stürmen, da kam das Grenadierbataillon von Wreden jenes abzulösen, und die Grenadiere riefen: „Kammeraden, laßt nun uns heran! Ihr habt Ehre genug!" Aber auch dieses Bataillon verlor die Hälfte seiner Leute, und mußte erfolglos zurück. Doch endlich ermatten die Oesterreicher, sie sehen

überall die Preußen anrücken, sie sehen keinen Rückhalt, glauben sich verloren, und ganze Regimenter nehmen aufgelöst die Flucht.

Königsegg zieht die ihm noch verbleibenden Truppen zurück, und giebt ihnen eine neue Aufstellung auf den Höhen hinter Malleschitz und Nowy Straschnitz. Mittlerweile rückt eine frische Division, vom General von Clerici geführt, über die Schlucht von Malleschitz wieder hinaus, und einige Bataillons besetzen den Taborberg, den eben auch die Preußen unter Manstein ersteigen wollen. Ein neuer blutiger Kampf entspinnt sich hier, Clerici wird schwer verwundet, General Peroni, der unter ihm befehligt, todtgeschossen, die Truppen fechten ohne Zusammenhang, überall fehlt Unterstützung, die noch vorhandenen bedeutenden Kräfte bleiben ungenutzt, und die Preußen dringen unabläßig vor; der Herzog Ferdinand von Braunschweig erstürmt den Taborberg, der Herzog von Bevern, nach einem ersten Mißlingen, im zweiten Anlaufe die Batterie von Malleschitz, der König ordnet die ganze Mitte und den linken Flügel in neue Schlachtordnung, das zweite Treffen rückt überall mit in die erste Linie, diese marschirt immer vorwärts, und treibt den Feind vor sich her gegen Prag.

Seit Anfang der Schlacht standen als erstes Treffen des linken Flügels 17 österreichische Bataillons und 17 Grenadierkompanieen nebst 20 Schwadronen Reiterei ungebraucht auf dem Ziskaberg, sie hatten keinen Befehl erhalten. Als die Flucht der Geschlagenen die Gegend von Wolschan erreichte, und die Gefahr näher kam, stiegen jene Truppen den Berg hinab und machten Front gegen die Preußen. Die österreichischen Kürassiere und Dragoner unter dem Grafen Odonnel eilten im Galopp herbei, und griffen das preußische Fußvolk ungestüm an; sie erlitten großen Verlust, gewannen aber ihrem Fußvolke Zeit, sich vorwärts von Wolschan in mehreren Linien aufzustellen. Nun kam indeß auch preußische Reiterei wieder zum Vorschein, die des linken Flügels kehrte theilweise vom Plündern des Gepäckes zurück, und wiewohl noch in großer Unordnung, so daß Zieten dem Könige sagte, er könne nicht 100 nüchterne Husaren auftreiben, bedrohte ihr

Heranschwärmen doch die rechte Flanke des Feindes, und beförderte dessen Flucht; die Reiterei des rechten Flügels, die bisher des ungünstigen Bodens wegen noch nicht gebraucht worden war, hatte der König herbeiholen lassen, um hier den letzten Widerstand der Oesterreicher zu brechen. Das Kürassierregiment von Schönaich, im vollen Trabe, kam zuerst an, erhielt von dem Major von der Marwitz, Adjutanten des Königs, die Weisung, sogleich das österreichische Fußvolk anzugreifen, stürzte im Galopp auf die feindliche Linie, wurde aber zweimal durch deren Gewehrfeuer zurückgetrieben, und im Zurücksprengen von dem eignen Fußvolk verkannt, dessen Gewehrfeuer ihm 130 Mann nebst mehreren Offizieren kostete. Doch die fliehenden Schaaren der Oesterreicher, aufgelöst und verfolgt, kamen immer ungestümer und dichter heran, und rissen zuletzt die noch stehenden mit fort. Alles eilte gegen Prag hin, nur wenige Regimenter Fußvolk und Reiterei hielten noch Stand, und konnten den Rückzug decken, den am meisten die Weinberge und Gärten begünstigten, so wie die Engwege, welche der preußischen Reiterei schneller vorzudringen unmöglich machten.

Der Prinz Karl von Lothringen war inzwischen auf dem Wischehrad, wo man ihm zur Ader gelassen hatte, wieder zur Besinnung gekommen, und wollte in die Schlacht zurückkehren. Er sprengte auf das Kornthor zu, und drang durch die ihm entgegen kommenden Flüchtlinge, die dasselbe sperrten, mit Mühe endlich hinaus, allein nur um in noch dichtere fliehende Schaaren verwickelt zu werden, mit denen er wider Willen in die Stadt zurück mußte; eben so wenig gelang ihm durch das Roßthor hinauszudringen, und bald sah er auch den größten Theil des Ueberrestes seiner Truppen innerhalb der Stadt. Ein Versuch, über die Moldaubrücke durch das Aujester Thor auf die Straße von Königssal zu gelangen, mißglückte, weil die Preußen unter Keith jenseits die Kleinseite wachsam umstellt hielten. Keith hatte früher Befehl vom Könige erhalten, den Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen oberhalb Prag bei Branik über die Moldau gehen zu lassen, um von dieser Seite angreifend die Niederlage des Feindes zu vervoll-

ständigen; allein die Brückenschiffe wurden in den Richtungen, durch welche der Prinz sie, in der Meinung Zeit zu gewinnen, fahren ließ, allzulange aufgehalten, und als sie endlich anlangten, so reichten sie für die Breite des Stromes nicht aus, dessen Anschwellung auch das Durchschwimmen der Reiterei, welches Seydlitz versuchen wollte, unmöglich machte. Jetzt dienten diese Truppen trefflich, den Prinzen von Lothringen mit mehr als 50,000 Mann, die sich in Prag angehäuft hatten, von dieser Seite einzuschließen, während auf der andern das siegreiche Heer des Königs die Stadt in großem Halbkreise umlagerte.

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verlust betrug über 13,000 Mann, der König in seinem Geschichtswerke sagt sogar 18,000, die tapfersten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Krieges diesen Verlust fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oesterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenschiffe, nebst einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht ist vorzugsweise eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entschlossenheit und Ausdauer der Truppen entschied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, rasch beschlossen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, sondern ihrer eignen Entwickelung überlassen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für sich, und der Ueberblick des Königs selber mußte zeitenweise in diesem Gemisch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zusammenhang, sich zu einem großen Siege zu gestalten.

Wir sahen unseren Helden inmitten des wüthendsten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerst nicht bei ihm

weilen; sein Geist selber trieb uns vorwärts, der, aus dem entseelten Körper in die durch seinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege stürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu diesem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, seine Hingebung gekrönt gesehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erste Nachricht erhielt, Schwerin sei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beschäftigt, wandte alle Aufmerksamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umständen entsprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entschieden war, athmete er wieder auf, und überließ sich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte seinen Bruder den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, stieg vom Pferde, und setzte sich mit sichtbarer Traurigkeit auf den grünen Rasen, der seitwärts am Wege sich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erstickter Stimme, der Feldmarschall Schwerin ist todt!" und dann nannte er die anderen Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den ersteren befanden sich Hautcharmoy, Goltz, der Prinz von Holstein, Manstein und Anhalt.

Inzwischen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und untersucht, da sich denn die Gewißheit ergab, daß er in demselben Augenblicke getroffen und todt gewesen sein müsse. Man brachte die Leiche darauf in das Kloster St. Margaretha, wo sie einbalsamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und stand in schweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entschlafenen nachrief. Schwerin's ältester Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächster Zeuge seines Todes gewesen, überreichte dem Könige das blutbespritzte Band des schwarzen Adlerordens, das der Feldmarschall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, sondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche späterhin zur Heimath abgeführt wurde, geschah dies

mit allem kriegerischen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, dessen Antlitz die edle Ruhe eines schönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten standen umher und weinten um ihren Vater. Der englische Gesandte Mitschell schrieb in einem Briefe vom 6. Mai, dem Tage der Schlacht selbst: „Das ganze Heer ist in Thränen über den Verlust Schwerin's." Am 14. Mai traf der Leichenzug in Dresden ein, zugleich mit den in der Schlacht von Prag eroberten Fahnen und Standarten. Am 20. Mai gelangte der Zug nach Frankfurt an der Oder, wo er von Seiten der Bürgerschaft mit großer Feierlichkeit empfangen und in die bisherige Wohnung Schwerin's, das Schumacher'sche Haus, geführt wurde. Die Universität, Professoren und Studirende, der Magistrat, die Geistlichkeit, und die französische Kolonie, schlossen sich hier an. Am 22. wurde ein Dankfest wegen des bei Prag erfochtenen Sieges gefeiert, darauf von dem Doktor der Rechte von Toll eine kurze Standrede bei dem Sarge gehalten, und dann, unter Glockengeläut und Absingen des geistlichen Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", so wie unter dreimaligem Gewehrfeuer, die Leiche nach Pommern abgeführt, wo sie auf herkömmlich standesmäßige Weise in dem Erbbegräbniß zu Wusseken bei Schwerinsburg beigesetzt wurde.

Aus seiner zweimaligen Verheirathung überlebten ihn keine Nachkommen; zwei Söhne und eine Tochter, welche er von seiner ersten Frau hatte, starben in jungen Jahren; von seiner zweiten Frau hatte er keine Kinder. Sie starb erst am 14. Februar 1776 zu Anklam im zweiundachtzigsten Jahre, nachdem sie ihn als Wittwe fast einundzwanzig überlebt; sein letzter Wille, zwei Jahre vor seinem Tode zu Anklam niedergelegt, hatte sie reichlich bedacht. Seine Güter hinterließ er den drei Söhnen seines älteren Bruders, des preußischen Landjägermeisters Hans Bogislav von Schwerin. Seinen Heldengeist aber vererbte er auf eine natürliche Tochter, die sein Adjutant Major von Stedingk zur Frau genommen hatte; dieser, in der Schlacht von Prag an der Seite Schwerin's verwundet, und für die Folge dienstunfähig, nahm

den Abschied, und lebte zurückgezogen auf dem kleinen Rittersitz Lentschow bei Wolgast in Vorpommern, wo er, wie Arndt berichtet, des wunderlichsten und eigenthümlichsten Karakters, seine beiden Söhne hart und streng, ja ganz soldatisch bloß zu Soldaten erzog; diese Enkel Schwerin's machten später im schwedischen Dienste, der ältere als General, der jüngere als Admiral, ihren Namen berühmt.

Schwerin war von kleiner Gestalt, dabei wohlgebildet und gewandt, von freundlichem und muthigem Gesichtsausdruck, der im Alter nur noch entschiedener sich als Milde und Ehrwürdigkeit darstellte. Durchaus sanguinischen Temperaments, war er stets aufgeweckt und regsam, voll Thätigkeit und Eifer, ein Feind des Müssigganges, des langen Schlafes, und jeder Verzärtelung. Er hatte sich sehr abgehärtet, und ertrug die Kriegsbeschwerden vortrefflich. Im Fechten und Tanzen war er Meister, und liebte letzteres auch im hohen Alter noch. Zu Pferde zeigte er sich im vollen Glanze kriegerischen Anstandes. In allem, was er vornahm, wußte er Lebhaftigkeit und Würde zu verbinden. Leicht reizbar, konnte er auch in heftigen Zorn entbrennen, und dann seine Umgebungen mit Furcht und Scheu erfüllen, wie denn überhaupt im Dienste strenger Ernst bei ihm vorwaltete, und hier seine Einsicht und Erfahrung auch gegen Gleichstehende und Höhere, ja gegen den König selber gern den Ton des Meisters annahm. Leicht gekränkt, und äußerst empfindlich, trat er grollend zurück, wenn er seine Meinung verworfen sah, oder sein Ansehen mißachtet glaubte, und seinem Unwillen doch Schranken gesetzt fand. In allen Lebensverhältnissen hielt er fast allzustreng auf seine wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsame, und galt daher für eigennützig und streitsüchtig, indem er allerdings, wie schon erwähnt, viele Gerichtshändel mit seinen Nachbarn hatte, und in dem Rufe stand, manches schöne Stück Feld zur Ausrundung seiner Güter auf dem Rechtswege erworben zu haben. Bis zum entschiedenen Hasse stieg seine Leidenschaft doch wohl nur in zweien Fällen, gegen den alten Fürsten von Anhalt-Dessau, der wirklich sein erklärter Widersacher war, voll Bosheit und mit absichtlicher Geringschätzung von ihm sprach, sein Verdienst herabsetzte, und

ihn kurzweg den Windbeutel zu nennen pflegte; und gegen den Präsidenten des Tribunals und nachmaligen Großkanzler von Cocceji, dem er die bereits erwähnte Kränkung der Frau von Knyphausen und die gegen ihn selber fortdauernd ausgeübte, und allerdings sogar pflichtwidrige Gehässigkeit nicht verzeihen konnte.

Sein Naturell verleitete ihn leicht zur Aufwallung, und führte ihn auch auf Abwegen der Sinnlichkeit weiter, als es mit seinen Grundsätzen und seiner Frömmigkeit vereinbar gedacht werden mochte. Wir haben schon angedeutet, daß er mit seinen beiden Frauen in glücklicher und zärtlicher Ehe lebte, jedoch darum nicht weniger auch um anderer Frauen Gunst sich bewarb, und Verhältnisse einging, die nicht verborgen bleiben konnten. Sein vertrauter Umgang mit Fräulein von Wackenitz, noch bei Lebzeiten der ersten Frau, erregte in seiner Familie allgemeine Mißbilligung, besonders bei der alten Mutter; man erzählt, daß sie gedroht habe, sie werde ihm, wenn er seine Besuche nicht einstelle, den Buckel tüchtig durchprügeln, obschon er Feldmarschall sei. — So hatte er, wenigstens in früheren Jahren, auch dem Spiele sich leidenschaftlich ergeben, und große Summen bald gewonnen, bald verloren. Diese Leidenschaften, gegen welche ohnehin jene Zeit nicht allzustreng war, wie es auch die unserige, trotz manches eifernden Bemühens, nicht sein will, wurden natürlich durch die zunehmenden Jahre gemäßigt, und schwanden im Alter gänzlich.

Seine Frömmigkeit dagegen, von frühester Jugend voll aufrichtigen Eifers, befestigte sich mit den Jahren mehr und mehr. In dem Lutherischen Glauben erzogen und gründlich unterrichtet, liebte er doch auch in andere Bekenntnisse prüfend einzudringen, und läugnete das Gute nicht, welches er außerhalb des seinigen zu finden glaubte. Er konnte die verschiedensten Religionsmeinungen ruhig ertragen, nur muthwillige Freigeisterei, welche des Christenthums entbehren zu können wähnte, war ihm zuwider, und er trat den Aeußerungen dieser Denkart immer ernsthaft entgegen. Dies war kein geringer Muth in damaliger Zeit, wo jene Denkart mit allem Glanze des Witzes und dem Ansehen reizender Neuheit herr-

schend zu werden anfing, und schon so verbreitet war, daß, wie Kalckreuth erzählt, bei mehr als zwanzig in der Schlacht von Prag gebliebenen preußischen Offizieren Voltaire's berüchtigtes Heldengedicht gefunden wurde. Für die katholischen Kirchensachen hatte Schwerin sich die Ansichten des Serviten Paul Sarpi angeeignet, und verehrte dessen Schriften ungemein, aus denen er einst in Böhmen, bei einer heitern Erörterung mit einem katholischen Prälaten, zur Verwunderung aller Anwesenden, die schlagendsten Beweisgründe für seine Meinung anführte. Alle Prüfungen und Vergleichungen befestigten ihn aber nur im Lutherischen Glauben, dem er unverbrüchlich treu blieb. Er verrichtete alle Morgen, bevor er zu Pferde stieg, sein stilles Gebet, und übergab sich und seinen Dienst der Aufsicht des Allerhöchsten. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er eifrig, und hielt auch seine Leute fleißig zur Kirche an; auf seinen Gütern und bei dem Regiment, im Kriege wie im Frieden, war er stets ein erweckendes Beispiel frommer Andacht. Den Kern des Christenthums wollte er nicht in bloßer Sittenlehre finden; einst, nach Anhörung einer ihm in diesem Betreff nicht genügenden Predigt, enthielt er sich nicht dem Prediger zu sagen: „Lieber Herr, Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten." Mit besonderer Achtung begegnete er den Geistlichen, und liebte sehr mit ihnen sich zu unterhalten. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern deren sehr würdige zu haben, unter anderen zwei, deren Namen nachher durch ihre Söhne berühmt geworden, Adelung, den Vater des Sprachforschers, und Sprengel, den Vater des Arzneigelehrten. Die Geistlichen waren auch ihm aufrichtig ergeben, und wiesen gern auf ihn als auf das Muster eines christlichen Helden hin. Johann Gottlieb Töllner hat durch eine besondere Schrift, die den Titel führt: „Ein Christ und ein Held", Schwerin's Gottseligkeit im reinsten Lichte darzustellen versucht.

An Bildung und Kenntnissen stand er nicht zurück, im Gegentheil übertraf er darin die meisten seiner deutschen Kriegsgefährten. Sein Aufenthalt auf der Universität hatte ihm wenigstens wissenschaftliche Uebersichten gewährt; er unterhielt sich gern, und nicht ohne Geschick, mit Gelehrten, sah-

die Professoren der Universität zu Frankfurt an der Oder öfters an seiner Tafel, und nahm sich auch der Studirenden, deren ihm manche besonders empfohlen waren, fürsorglich und wohlthätig an; mit der ganzen Universität daselbst lebte er in ungestörter Eintracht, und Zwiste mit den Offizieren oder Soldaten des Regiments kamen nicht vor, oder wurden friedlich beigelegt; auch hierin ganz das Gegentheil des alten Dessauers, dem in Halle fast kein Tag ohne Unfug und Hader verging. Schwerin war in Sprachkenntnissen für damalige Zeit unterrichtet genug, er wußte Latein, Italiänisch und Französisch, das letztere sprach und schrieb er in aller dem Weltgebrauche dienlichen Fertigkeit. Der Marquis von Gisors, Sohn des französischen Marschalls Bellisle, der ihn auf Schwerinsburg besuchte, glaubte in der so geschmackvollen als glänzenden Aufnahme und in dem lebhaften Gespräche seines Wirthes alle Vorzüge seiner eignen Landsleute wiederzufinden. Dafür verdarb, nach der übeln Sitte, die sich in allen Ueberlieferungen jener Zeit widerwärtigst abspiegelt, auch Schwerin durch häufig eingemischte französische Worte und Wendungen sein gutes und derbes Deutsch. Daß er eine Kriegskunst geschrieben habe, wie von Gottsched berichtet wird, der es von einem Oberstlieutenant von Bugenhagen erfahren haben will, ist wohl zweifelhaft. Eine Art von Exerzir-Reglement ist noch in Schwerin's Handschrift erhalten, aber ohne eigenthümlichen Werth. Ein in Wien und Leipzig im Jahre 1779 herausgekommenes Buch „Gedanken über einige militairische Gegenstände" trägt mit Unrecht den Namen Schwerin's, ein Major von Golz soll es verfaßt haben.

Ein heller Verstand und rascher Scharfblick, eine sichere Beurtheilung und maßvolle Besonnenheit, mußten ihm in allen Verhältnissen und Thätigkeiten des Lebens zu Statten kommen, und befähigten ihn eben so zum Staatsmann und Diplomaten, als zum Feldherrn, welcher letztere ohnehin, wenn er vollständig sein soll, immer auch die ersten beiden in sich vereinigen muß. Wir haben gesehen, daß Schwerin von dem Herzoge von Mecklenburg und später von dem Könige von Preußen in mancherlei Verhandlungen gebraucht worden, Friedrich der Große hat ihn bei seinen wichtigsten Staats-

angelegenheiten immer auf's neue zu Rath gezogen. Sein Benehmen, welchem weder Klugheit, noch nöthigen Ortes selbst eine Art von Verstellung scheint gefehlt zu haben, flößte vor allem Achtung und Zutrauen ein, und immer bewahrte sich darin ein Grund von Redlichkeit, auf dem auch der Feind sicher stehen konnte. Seiner klugen Anstalten zur Verpflegung der Truppen, zur damals so wichtigen Errichtung von Magazinen, wie seiner geschickten, schonungsvollen und ertragreichen, besonders aber uneigennützigen Kriegsverwaltung feindlicher Länder, ist schon öfters gedacht worden.

Alle Vorzüge und der höchste Ruhm Schwerin's vereinigen sich in seiner Eigenschaft als Kriegsmann, als Feldherr. Kein wesentliches, kein wünschenswerthes Erforderniß in diesem Betreff ist ihm jemals abgesprochen worden. Er hatte das Kriegshandwerk gründlich erlernt, die großen Helden seiner Jugendzeit, Eugen von Savoyen, Marlborough und Karl den Zwölften in der Nähe gesehen; Anschauungen aus den verschiedensten Gebieten, Völkern und Gegenden, dienten seinem reifen Urtheil. Was er mit ruhiger Ueberlegung geprüft und gewählt, das führte er mit raschem Muth unerschrocken aus. Seine persönliche Tapferkeit, in allen Gelegenheiten bewährt und glänzend, hatte noch im Alter frisches Jugendfeuer. Im Feldzuge 1756 sah er preußische Husaren sich anschicken, feindliche Reiterei anzugreifen, voll Eifer setzte der alte Feldherr sich an die Spitze der Husaren, allein sein Adjutant Major von Platen, der sich viel mit ihm herausnehmen durfte, faßte das Pferd desselben am Zügel und wandte es zurück, indem er sagte: „Hier ist Ew. Exzellenz Posten nicht." Die Husaren griffen an, warfen den Feind, und brachten den österreichischen Obersten Giannini als Gefangenen.

Zum besondern Ruhme wird unserem Helden seine Menschenfreundlichkeit angerechnet, sein wohlwollendes und gütiges Benehmen, das er auch im Kriege zu behaupten wußte. Gewiß, er fand kein Gefallen an Grausamkeit und Härte, er haßte unnützes Toben und Schimpfen, er wollte den Bürger und Bauer wie den Soldaten menschlich behandelt, und auch den Feind geschont wissen, soweit die kriegerischen Zwecke dies

nur irgend gestatteten. Die Soldaten liebten in ihm, nächst dem Führer zu Sieg und Ruhm, auch den sorgenden Vater, dem ihr Wohl am Herzen lag, der ihnen unnöthige Anstrengungen und Entbehrungen nicht zumuthete, und ihr Blut nicht freventlich verschwendete. Doch war darum seine Strenge im Dienst nicht weniger gefürchtet, man wußte, daß hier keine Milde zu hoffen war. Im Dienst gab es für ihn keinen anderen Titel als den militairischen, ihm galt keine Hoheit, Durchlaucht oder Exzellenz, er nannte dann selbst den Bruder des Königs, den Prinzen von Preußen, nur „Herr General von der Infanterie", was ihm dieser weniger übel nahm, als die Prinzen kleinerer Häuser, besonders wenn ihr militairischer Rang kein hoher war. Namentlich vor dem Feinde kannte er keine Rücksicht, als die des augenblicklichen Erfordernisses. Er ist in diesem Betreff sogar der Härte beschuldigt worden. Folgendes Beispiel erzählt Kalckreuth, das ihm Seydlitz selber, der es erlebte, mitgetheilt hat. Als Schwerin im Jahre 1744 bei Prag den Ziskaberg erstürmt hatte, wollte er wissen, von welcher Stärke das Geschütz auf dem nächsten Festungswalle sei, und befahl dem damaligen Stabsrittmeister von Seydlitz, den er statt eines anderen Offiziers, mit dem er unzufrieden war, zum Anführer seines Vortrabs gemacht hatte, mit etwa 300 Reitern in den nur ein paar hundert Schritt breiten Raum zwischen dem Berg und dem Walle vorzurücken. Seydlitz gehorchte, ließ aber seine Leute, die als dichte Masse das unfehlbare Ziel der Kartätschenschüsse gewesen wären, möglichst vereinzelt umherschwärmen, und immer in Bewegung bleiben. Zwei Stunden ließ ihn Schwerin dort im gefährlichen Versuch; dann befahl er, ihn zurückzurufen. Seydlitz kehrte wieder ohne einen Mann verloren zu haben, und Schwerin lobte ihn zwar wegen seiner Geschicklichkeit, setzte aber doch mißvergnügt hinzu, wenn die Mannschaft wäre zusammengehalten worden, so würde der Zweck erreicht worden sein. So befahl er ein andermal beim Angriffe des Schlosses Patschkau in Schlesien dem Ingenieurmajor von Rege, mit einer Batterie ohne alle Deckung offen auf dem Pflaster aufzufahren, dem gewissen Tode entgegen, welcher auch den tapfern Offizier, der augen-

blicklich gehorchte, auf der Stelle traf. Mochte sich Schwerin in diesen Beispielen auch rechtfertigen lassen, so ist er doch kaum zu entschuldigen in einem anderen Falle, wo er durch ehrverletzenden Zweifel eine traurige Selbstopferung erzwang. Er hatte den Hauptmann von Miltitz, einen wackern Husarenoffizier, mit 50 Zieten'schen Husaren nach Ottmachau zur genaueren Erkundung der feindlichen Stellung ausgesandt; dieser kehrte wieder, und meldete er könne nicht vorrücken, weil das Regiment Liechtenstein in Schlachtordnung ihm den Weg versperre: „Wahrscheinlich fehlt die Kourage", versetzte Schwerin, worauf Miltitz erwiederte: „die werd' ich Ew. Exzellenz gleich beweisen", und nun mit seiner geringen Mannschaft gegen das Regiment ansprengte, wo er vor der Fronte erschossen wurde. Als ganz willkürliche Härte erscheint aber seine Anrede an einen jungen Mann, der in Frankfurt an der Oder studirte, und ihm vorgestellt zu werden wünschte; derselbe war der Sohn eines bei dem Könige sehr in Gunst gewesenen Generals, und ist selber späterhin als Diplomat namhaft geworden; gegen den Vater mochte Schwerin gegründete Anklagen haben, aber nichts berechtigte ihn, den Sohn — wie ebenfalls Kalckreuth berichtet — mit den grausamen Worten zu empfangen: „Ich wünsche, daß sie ein ehrlicherer Mann werden, als Ihr Vater."

Im Allgemeinen möge hier bedacht werden, daß alles Befehlführen und Herrschen, mögen die Sitten und Einrichtungen noch so menschenfreundlich und milde sein, zuletzt auf strenger Gewalt ruht, und ohne den scharfen Stachel gebieterischer Obmacht nicht bestehen kann. Wo Kriegswesen ist, da kann schreckender Befehlsernst, da kann augenblicklicher, vollständiger Gehorsam nicht entbehrt werden, und wo die Menschen zu Tausenden in Tod und Wunden vordringen sollen, da muß der Einzelmensch nicht allzuviel gelten, da muß mit der eignen Person auch die fremde rücksichtslos behandelt werden. Das preußische Kriegswesen aber stand damals, nicht ohne Zusammenhang mit der Größe der staunenswerthen Leistungen und Erfolge, auf der höchsten Stufe eiserner Strenge, und führte seine Angehörigen zu Gewöh-

nungen, in welchen auch der sonst sanfte Schwerin sich vergessen, und sie am ungeeigneten Orte konnte hervorbrechen lassen.

Uebrigens hatte der höheren Befehlsmacht auch der Feldmarschall sich zu unterwerfen, und fühlte nicht selten die ganze Schwere ihres harten Druckes. Es ist schon anderen Ortes das Verhältniß des Königs zu seinen Generalen besprochen worden, und daß auch die besten und ausgezeichnetsten seinen Unmuth und seine Herbheit erfahren mußten. In Dienstsachen schützte auch nicht die Gunst, deren Winterfeldt genoß, so wenig wie seine außerordentliche, fast nie im Fehl betroffene Leistung, ihn gegen die entschiedene Zurückweisung auf die Stufe, die der bloße Dienst ihm gab. Auch gegen Schwerin sehen wir den König, wo es Befehl und Unterordnung gilt, oft von auffallender Schärfe, die uns bisweilen ganz unverdient dünkt. Doch hier ist zu bedenken, daß die so unerläßlich nothwendige Einheit der Befehlführung sich im Kriege schon immer gefährdet findet, und daß sie nur mit äußerster Anstrengung erhalten bleibt; dem Wirkungskreise der Generale ist eine Beimischung von Selbstmacht und Selbsturtheil niemals abzusprechen, und unwillkürlich streben Einsicht und Tapferkeit zur Mitherrschaft empor, welche der Oberbefehlshaber doch ablehnen muß. Er wird jene Einwirkung wohl oft gestatten und ihren Ertrag dankbar hinnehmen, allein ausdrücklich zugestehen darf er sie nie. Daher die stete Sorge, die Stufen des Dienstes noch ganz oben zu vervielfachen und streng zu sondern, und die obersten doch wieder leer zu lassen, wie Ludwig der Vierzehnte keinen Konnetable, Friedrich späterhin keinen Feldmarschall mehr ernannte. Bei Friedrich erscheint überdies in dem Feldherrn auch der König, und er hatte in jener Eigenschaft auch diese stets zu wahren. Wir sehen daher in solchen Vorfällen, aus denen man gewöhnlich einen Tadel für die eine oder die andere Seite ziehen will, nur den Ausdruck einer Nothwendigkeit, die dem Verhältniß angehört. Daß der König im geselligen Umgang und geistigen Austausch ein ganz anderer war, als im Kriegsdienst und der Staatsverwaltung, liegt in tausend Zeugnissen am Tage. Auch für Schwerin sehen

wir ihn bei jeder solchen Gelegenheit hohe Achtung und Berücksichtigung, ja sogar zarte Aufmerksamkeit bezeigen. Selbst ein äußeres Merkmal unterscheidet die verschiedenen Beziehungen; wo das Gespräch und der Briefwechsel französisch geführt werden, da ist immer das dienstliche Verhältniß gegen das persönliche schon zurückgetreten.

In seinen Schriften gedenkt der König Schwerin's fast immer mit rühmlichster Anerkennung. Nur an ein paar Stellen blickt Unzufriedenheit und Tadel hervor. Das Verdienst kriegskundiger Einsicht und Erfahrung spricht er ihm unbedingt zu. Das größte Lob ergießt er für ihn bei Erzählung seines Todes, wo er von seiner Hingebung sagt: „terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvrait d'un nouveau lustre," und nach Aufrechnung des preußischen in der Schlacht gebliebenen Kriegsvolkes, hinzufügt: „sans compter le maréchal de Schwérin, qui seul valait au-delà de dixmille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux." Auch Prinz Heinrich ist voll seines Lobes; auf dem in Rheinsberg den preußischen Helden errichteten Denkmal wird Schwerin bezeichnet als: „L'honneur de son siècle, et le bouclier de la patrie. Il a réuni toutes les qualités civiles et militaires. Les ennemis qu'il a combattus n'ont pu lui refuser leur admiration." Von allen Seiten wurde zu seinem Ruhm eingestimmt; sein alter Feind, der Fürst von Anhalt-Dessau, war vor ihm hingestorben, ohne seinen Haß vererben zu können; dem Neid und der Eifersucht jüngerer Nebenbuhler entging Schwerin durch seinen eignen Tod, der, gleich im Beginne des zweiten Feldzugs, ein früher heißen kann, aber durch den ganzen siebenjährigen Krieg mächtig fortklang, und mit dem Ruhme des Königs und der Preußen nur immer höher wuchs. Kein Schriftsteller hat ihn zu verkleinern gesucht, welches fast keinem anderen Feldherrn, ja dem Könige selbst am wenigsten, erspart worden.

Friedrich ehrte den Helden durch Errichtung einer marmornen Bildsäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, der ersten dieser Art im preußischen Staate. Der Bildhauer

Adam aus Nancy, der damit beauftragt wurde, starb über der Arbeit, und Michel aus Paris beendete sie; der Held, halbrömisch gekleidet, ist im Augenblicke des Vordringens mit der Fahne in der Hand dargestellt. Am 28. April 1769 wurde die Bildsäule öffentlich enthüllt, und am genannten Tage nahm der König sie in Augenschein. Ein besonderes Denkmal ließ einer seiner Großneffen ihm zu Schwerinsburg errichten. Ein schönes Oelgemälde, Schwerin in ruhiger Stellung auf einem Rasen sitzend, von der geschickten Hand des Hofmahlers Pesne ausgeführt, befindet sich ebendaselbst. Zwei Gemählde von berühmten Meistern stellen seinen Heldentod vor. Das eine, von Bernhard Rode, wurde schon im Oktober 1761 in der Garnisonkirche zu Berlin aufgehängt; das andere, von Frisch, erregte auf der Kunstausstellung des Jahres 1787 in Berlin allgemeine Theilnahme, und wurde darauf von Daniel Berger in Kupfer gestochen. Beide Gemählde haben jedoch den geschichtlichen Vorgang nicht ganz getreu, sondern mehr nach mahlerischem Erforderniß aufgefaßt. Sonstiger Kupferstiche, die Schwerin's Bild oder seinen Tod vorstellen, giebt es noch eine große Zahl, verschieden an Werth, wie an Format. Sein Name lebt im Munde des Volkes, und manches soldatische Lied feiert seine Tapferkeit und seinen Tod. Von den Dichtern seiner Zeit haben besonders Gleim und Ramler seinen Ruhm erhoben, und noch in den Siegespreis der Helden unserer Tage hat Stägemann rühmend ihn verflochten.

Auch Kaiser Joseph der Zweite hat das Andenken Schwerin's gefeiert, und am 7. September 1776 bei Prag die Stelle, wo derselbe gefallen, und die schon früher durch einen Baum war bemerkbar erhalten worden, in Augenschein genommen, sodann von den zur Kriegsübung ausgerückten Truppen 5 Grenadierbataillons einen Kreis bilden und durch dreimaliges Abfeuern des Kleingewehrs und des Geschützes dem Helden die militairischen Ehren erzeigen lassen, wobei der Kaiser jedesmal zum Zeichen der Achtung den Hut abnahm. Friedrich empfand diese Bezeigung in ihrer hohen Würdigkeit, hielt jedoch nicht für angemessen in eigner Person dafür zu danken, sondern forderte die Familie auf,

dies durch ein Schreiben an den Kaiser zu thun, zu welchem Behuf er den Entwurf desselben gleich beifügte. Er schrieb unter dem 22. September 1776 aus Potsdam hierüber an den Oberstallmeister Grafen von Schwerin wie folgt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wisset, daß des römischen Kaisers Majestät das Andenken meines General-Feldmarschalls Grafen von Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadierbataillonen, an eben dem Orte, und unter eben dem Baum, gefeiert haben, unter welchem dieser tapfere Feldmarschall in der Schlacht vom 6. Mai 1757 sein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine so großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Seiner Kaiserlichen Majestät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige, und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aeltester derselben Euch dieser Pflicht unterziehen werdet. In dieser Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Danksagungsschreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur in's Reine setzen und sodann dies Schreiben nebst Anzeige seines Inhaltes dem nächstens von dort nach seinem Hof auf einige Zeit abgehenden Kaiserlichen Gesandten Freiherrn van Swieten zu gefälliger Abgabe zustellen werdet. Ich bin u. s. w." Wir entlehnen dieses Schreiben dem schätzenswerthen Werke von Preuß, wo auch jener beigefügte Entwurf mitgetheilt ist und nachgelesen werden mag.

Im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm der Dritte zum erstenmale nach Böhmen kam, wo in der Folge fast alljährlich Töplitz durch seine Heilquellen ihn anzog, besuchte er auch Prag, und besichtigte in Begleitung des österreichischen Obersten Grafen zu Bentheim-Steinfurt auch das berühmte Schlachtfeldt; an der Stelle, wo Schwerin fiel, weilte er mit betrachtungsvollem Ernst, und sagte dann: „Im guten Augenblick hat er angegriffen, ein denkwürdiger Moment!" Später sollte dem Könige selber beschieden sein, in Böhmen, im nun verbündeten Lande, an der Spitze seiner Preußen gegen den gemeinsamen Feind, bei Kulm unverwelkliche Lorbeeren zu erringen. —

Im Jahre 1824 ließen preußische Offiziere dem Helden ein neues Denkmal errichten, einen schlichten Stein von roth-

geflecktem Marmor in Gestalt einer abgestumpften Pyramide, für welche in dem nahen Dorfe Sterboholy ein österreichischer Invalide als Aufseher bestellt ist. Noch in unseren Tagen ereignete sich eine Merkwürdigkeit, welche den Ruhm Schwerin's lebhaft in's Andenken rief. Der preußische Ingenieurmajor Blesson hatte in seinem Tagebuche einer Reise durch Rußland erzählt, daß in St. Petersburg unter vielen anderen Kriegsdenkmalen, die im alten Arsenale daselbst bewahrt werden, auch ein alter Fahnenstock bemerkt worden sei, der sich sogleich als ein altpreußischer habe erkennen lassen; eine daran geheftete russische Inschrift zeigte deutlich den Namen Schwerin, und die mündliche Ueberlieferung war, dies sei die Fahne, welche Schwerin geführt, als er in der Schlacht von Prag tödtlich getroffen worden, durch die Schlacht von Kunersdorf aber sei sie in die Hände der Russen gerathen. Im Jahre 1838 kam diese Merkwürdigkeit an höchsten Orten zur Sprache, und der Kaiser von Rußland ertheilte augenblicklich Befehl, dies ruhmvolle Andenken nach Berlin zurückzusenden; bei der Polirung des Ringes von Silberblech, welcher den in zwei Stücken zerschossenen Fahnenstock zusammenhält, fand sich eine Inschrift, welche allerdings bezeugt, daß diese Fahne des Schwerin'schen Regiments am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag diese Beschädigung erlitten, und zwar in des gefreiten Korporals von Morstein Händen, wobei die Nichterwähnung Schwerin's anfänglich gegen die Angabe Zweifel erwecken wollte, die sich aber durch gründliche Erörterung bald beseitigten. — Friedrich der Große hat seiner Kriegsgefährten Ruhm mit dem seinigen eng verknüpft, und so steigt denn auch auf's neue der Ruhm Schwerin's mit empor in dem zwiefachen Denkmal, welches dem großen Könige, durch Errichtung seiner ehernen Bildsäule und durch würdige Gesammtausgabe seiner Schriften, eben jetzt bereitet wird.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

General Hans Karl von Winterfeldt.

Drei Bände eigenhändiger, zwischen dem Könige Friedrich dem Großen und Winterfeldt gewechselten Schriften sind vor allem anderen zu nennen, mit dankbarer Erwähnung der günstigen Erlaubniß und Förderung, durch welche der Gebrauch dieser wichtigen Urkunden des Königlichen Geheimen Staatsarchivs uns verstattet worden.

Vielfache handschriftliche und sonst seltene Nachrichten verdanken wir den reichen Sammlungen und Forschungen des Hrn. Professor Preuß, dessen reger Theilnahme wir zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet sind.

Hr. Deichhauptmann von Byern auf Kriegsdorf, Stiefsohn des im Jahre 1800 verstorbenen ehemaligen Geheimen Kabinetsrathes Galster, hat uns einige schätzbare Angaben gütigst mitgetheilt, die anderweitig nicht mehr beizubringen gewesen wären.

Die allgemein bekannten und zugänglichen gedruckten Bücher wollen wir nicht aufzählen. Sie sind nicht ohne sorgfältige Kritik benutzt worden. Auch weniger bekannte und zum Theil unbeachtete Druckschriften sind häufig zur Hand gewesen.

Notes du lieutenant-général comte de Schmettau. Août 1757. Manuscrit.

Auf Königlichen Befehl von dem General aufgesetzt.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.

Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges gesammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Theil V. Halle, 1760. 8.
Winterfeldt's Leben.

Leben des preußischen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeldt auf Niden. Berlin, 1809. 12.

Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und seine Zeit. 1740 — 1769. Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.
Vom General von Stoll.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Plauen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1833. 4. Nr. 904. Vom 19. Oktober.
Anmerkungen des Generallieutenants Grafen von Schwerin zu Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.
Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757 bis 1760. Aus dem Französischen übersetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824. 5 Bde. 8.

Der siebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forschungen und Erläuterungen über Hauptstücke der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Militairischer Nachlaß des Generals Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839—1840. 8.
Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalckreuth.

Briefe eines alten preußischen Offiziers verschiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8. 134 S.
Von Rud. W. von Kaltenborn.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1757. 4. No. 119. Vom 4. Oktober.
Ueber das Gefecht von Moys.

Correspondance du cardinal Bernis avec Paris Duvernay depuis 1752—1769. Londres et Paris, 1790. 2 Vols. 8.

Schlichtegroll's Nekrolog. Jahrg. 4. Thl. 2, S. 151.
Hasenclever und Winterfeldt.

Mémoires du baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.
Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de La Motte-Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1806. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Allgemeine Litteraturzeitung. Halle, 1800. 4. Ergänzungsbl. No. 21.
Rezension von Zieten's Leben.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmanne Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Offizier-Lesebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.
Von Küster.

Militairisches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Feldmarſchall Graf von Schwerin.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit dem Feldmarſchall Grafen von Schwerin, handſchriftlich im Königlichen Geheimen Archiv, ſieben Konvolute.

Mittheilungen aus dem Familienarchive des Gröflich Schwerinſchen Hauſes.

Handſchriftliche Blätter, von der Güte des Hrn. Prof. Dr. Preuß mitgetheilt.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. Zehn Bde. Folio.

Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

Angaben aus dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinſchen Archiv über die Sendung nach Bender.

In Gemäßheit höchſter Erlaubniß durch die Güte des Großherzoglichen Archivdirektors Hrn. Dr. Liſch in Schwerin mittgetheilt.

Ein Chriſt und ein Held, oder einige beſondere Nachrichten von dem berühmten Generalfeldmarſchall Grafen von Schwerin. Von J. G. Töllner. Frankfurt an der Oder, 1758. 8.

Leben und Thaten des berühmten Königlich Preußiſchen General-Feldmarſchalls Grafen von Schwerin. Frankfurt und Leipzig, 1759. 8.

Von Dr. Karl Friedrich Pauli. Ein beſonderer Abdruck aus nachſtehendem Werk:

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, geſammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.

Thl. I. S. 61—130. Leben Schwerin's.

Lebensbeſchreibung des Königl. Preuß. General-Feldmarſchalls Kurt Chriſtoph Grafen von Schwerin. Bei Gelegenheit des Berger'ſchen Kupferſtiches, den Tod Schwerin's vorſtellend, aufgeſetzt. Berlin und Frankfurt a. d. Oder, 1790. 8.

Von dem Ordensrath König, einem Manne, dem es nicht an Kenntniß und Fleiß, wohl aber gar ſehr an hiſtoriſchem Urtheil fehlte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurds von Schwerin. Stettin, 1828.
Von Ludwig Giesebrecht.

Militairische Monatsschrift. Berlin, 1785. Bd. 2.
Kurze Nachricht von dem Leben und Karakter des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, aus den Papieren eines seiner nahen Anverwandten.
Vom Hauptmann von Stamfort.

Militairischer Kalender auf das Jahr 1797. Berlin, Unger. 16.
Lebensbeschreibung preußischer Generale: III. Kurd Christoph Graf von Schwerin.

Allgemeine preußische Personalchronik. Berlin, 1820. 4.
Abriß des Lebens Schwerin's.

David Franck, altes und neues Mecklenburg. Güstrow und Leipzig, 1753. ff. Vier Bde. 4.

Uebersicht der Mecklenburgischen Geschichte. Von Paschen Heinrich Hane. 1804. 8.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Von Dr. Friedrich Förster. Potsdam, 1835. ff. Drei Bde.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern. O. O. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. Berlin, 1787—89. Zwölf Sammlungen oder drei Bde.
Die ersten zehn Sammlungen sind vom Präsidenten von Benekendorf.

Journal secret du baron de Seckendorff. Tubingue, 1811. 8.

Versuch einer Lebensgeschichte des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff. Leipzig, 1793—94. Vier Bde. 8.
Vom Freiherrn Theresius von Seckendorf.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Pœllnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Oeuvres de Frédéric II roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jederman, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbesteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1769). Nach gesandtschaftlichen Berichten ꝛc. Von Fr. von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Annalen des Krieges und der Staatskunde. Miszellen und Episoden. Berlin, 1806.

Im IIIten Bande:

Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an seinen Herrn Vater Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.

Disposition, wonach die sämmtliche Generalität, Offiziere und Regimenter sich wohl achten sollen.

Bericht des Prinzen Leopold an seinen Herrn Vater von der Schlacht bei Mollwitz.

Schreiben des Königs an Fürst Leopold zu Dessau. Ohlau, den 11. April 1841.

Relation de la bataille de Mollwitz, écrite par un aide-de-camp du général Neipperg, datée de Neisse le 13. avril 1741.

Schreiben eines andern österreichischen Offiziers. Neiße, den 14. April 1741.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. Dresden, 1782. 8. Erster Theil.

Herausgegeben von dem ehemaligen Regimentsquartiermeister Naumann in Berlin. IV.—VII. Aufsätze über die Schlacht bei Mollwitz.

Neues militairisches Magazin. Herausgegeben von J. G. Hoyer. Leipzig, 1805. Bd. 3. St. 7. Darin:

Aeußerung des Feldmarschalls Grafen von Schwerin an seine Freunde, über den Groll des Königs Friedrich II, so er auf ihn hatte. Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier. Bd. 3. St. 6.

Schlacht bei Mollwitz. Von einem ehemaligen preußischen Stabsoffizier.

Oesterreichische militairische Zeitschrift. Wien, 8.

1813. Heft 9. Schlacht von Mollwitz. Wiederholt im Jahrgange 1827.

1822. Heft 1. und 2. Schlacht von Prag. Vom Oberlieutenant Lieblein.

Militairisches Wochenblatt. Berlin, 1825. 4. Nr. 471, 473. Beschreibung der Schlacht von Mollwitz.

1840 .Nr. 1, 2, 3, 5. Mémoires secrets du maréchal comte de Schmettau.

Der Feldzug in Sachsen 1745. Der Schluß über die Schlacht von Mollwitz.

Le spectateur militaire. Paris, 1827. 8. Tome III. p. 73. sqq.
Sur les guerres de Frédéric et sur la bataille de Mollwitz.
Die gründlichste und verständlichste Darstellung dieser vorher meist mangelhaft aufgefaßten Schlacht.

Der Gesellschafter. Berlin, 1836. 4. April, Nr. 65—68.
Bericht eines K. K. österreichischen Offiziers über die Schlacht bei Mollwitz.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geschichte des siebenjährigen Kriegs in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 5 Bde. 4.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.
Von Cuniaczo.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.
Vom General von Retzow.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824. ff. 5 Bde. 8.

Militairischer Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. Zwei Bde. 8.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Lettre de S. M. le roi de Prusse à S. E. Mr. le maréchal C. de Schwerin, en date du 2 d'Octobre 1756. 4.
Nachricht von der Schlacht bei Lowositz. Fliegendes Blatt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Zweiten. Berlin, Unger, 1786—1789. 19 Sammlungen. 8.

Karakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Berlin, Unger, 1798. 3 Thle. 8.
Von Dr. C. G. D. Stein. Neue Zusammenstellung des in obigen 19 Sammlungen enthaltenen Stoffs.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um ihn waren. Berlin, 1788—92. 6 Hefte. 8.
Von Friedrich Nicolai.

Militairische Anekdoten. Leipzig, 1788. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reuterei in Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 24. 2 Bde. 8.
Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Der Königlich-preußische und Kurfürstlich-brandenburgische wirkliche geheime Staatsrath ꝛc. Von Klaproth und Cosmar. Berlin, 1805. 8.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Berlin, 1792—99. 5 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, insonderheit gelehrter Männer, von Dr. Anton Friedrich Büsching. Halle, 178³ ff. 5 Bde. 8.

Mémoires du baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.
Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de La Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

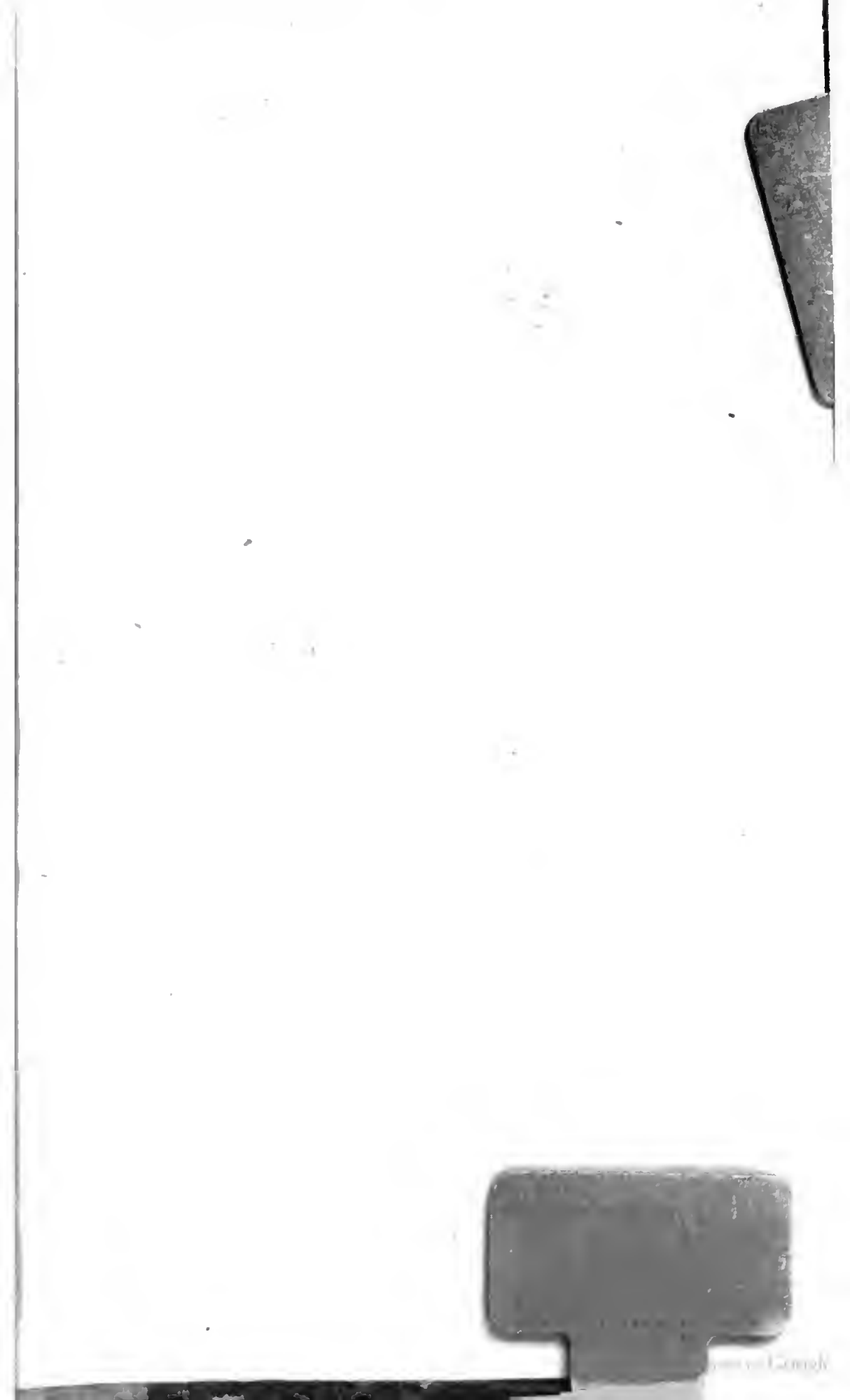
Minerva Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839—1840. 8.
Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalkreuth.

Schwedische Geschichten unter Gustav III, vorzüglich aber unter Gustav IV Adolf. Von E. M. Arndt. Leipzig, 1839.

Berlinische privilegirte Zeitung. (Voß.) 4. 1769. 1776.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spener). 4. 1761. 1771.

Schlesische Provinzialblätter. Breslau, 1790. 8.

SBN 649942

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.